

Hans-Ulrich Vogler

Die zwei Gesichter des Inselbergs

Abenteuer und Erlebnisse
einer deutschen Familie in Westafrika

Erzählungen



Für Carmen, Gina und Michel
in Erinnerung an die gemeinsam
erlebte Zeit in Afrika

Copyright: Dieses Buch darf zum individuellen Gebrauch frei verwendet werden.
Veröffentlichungen, auch auszugsweise Wiedergabe zu kommerziellen Zwecken nur mit
Erlaubnis des Autors (siehe Kontakt).

INHALT

Einreise unter gutem Omen.....	4
Allein mit Cyprian und Musa.....	9
Spiegelgefecht	21
Ein "Baturi" fällt vom Himmel.....	26
Die Prüfungsordnung.....	33
"Das Auto wird rechtzeitig fertig"	39
Eddys Nebeneinkünfte	51
Grenzdurchquerung	61
Am Benue	64
Staub, Staub und deutsche Klänge.....	66
Am Strand der Camaroes.....	71
Wieder "daheim"	79
Höher als die Geier	84
Kriegsstimmung- doch Maduka bleibt.....	92
Am anderen Ufer	100
Weihnachtszeit-Einbruchszeit.....	107
Die Wüstenrallye	115
Die Ausreise - beinahe profimäßig.....	125
"Zurück, bevor du verbuschst"	134
Gedanken zurück an Afrika	138

Einreise unter gutem Omen

Der Flug nach Abidjan über Kano wird aufgerufen. Am Gate B 53 des Amsterdamer Flughafens bildet sich gemächlich eine Schlange, viele der Passagiere bleiben noch sitzen. Äußerlich gelassen reihe ich mich in die Schlange der Passagiere ein. Im Gegensatz zu den Passagieren des Fluges von Frankfurt nach Amsterdam, bei dem kaum Afrikaner oder Asiaten zu sehen waren, hat unter diesen Flugreisenden etwa jeder zweite eine dunkle Hautfarbe.

Möglichst unauffällig mustere ich die afrikanischen Mitreisenden, mir kommt es vor, als würde ich zum erstenmal in meinem Leben dunkelhäutige Menschen sehen. Einige Männer sind europäisch gekleidet, tragen dunkle Anzüge, den Mantel leger über den Arm gelegt, den schwarzen Aktenkoffer vor sich auf den Fußboden gestellt. Die Mehrzahl der Afrikaner jedoch trägt buntgestreifte, lange, wie Nachtgewänder anmutende Hemden und auf dem Kopf ein Stoffkäppi. Ganz zu schweigen von der Aufmachung des Reisegepäcks. Nur die afrikanischen Frauen sind, abgesehen von der Farbe ihrer Kleider, beinahe uniformiert angezogen. Unabhängig davon, ob sie bei den Businessleuten oder den in traditioneller afrikanischer Tracht gekleideten Männern stehen, sie tragen lange, aus mehr oder weniger Tuch geschnittene Kleider und aus dem gleichen Stoff eine kunstreich zusammengeknotet, weit ausladende Kopfbedeckung.

Mein Bild von Afrika ist diffus. Zwar hatten Carmen und ich, nachdem ich vor drei Monaten den Auslandsvertrag unterschrieben hatte, eine Menge über Afrika und speziell Nigeria, meinem zukünftigen Einsatzort, gelesen, aber konkrete Erfahrung mit Afrikanern hatte ich bisher nicht gemacht.

Während meiner Kindheit hatte ich sie als Eingeborene und Wilde in Tarzanfilmen erlebt, als Heranwachsender in Hardy-Krüger- und Götz-George-Schnulzen als dümmliche Diener wahrgenommen. Als Jugendlicher sah ich sie, wie sie sich auf einem Fliegerhorst unweit meines bayrischen Heimatortes in Boxkämpfen ihren Frust, ungeliebt und jenseits von Amerika ihren Militärdienst ableisten zu müssen, gegenseitig aus dem Kopf klopfen, bis der Mundschutz flog und einer k.o. am Boden lag. Es waren ganz andere Afrikaner, die ich später während meiner Studienzeit als Vertreter afrikanischer Organisationen für die Unabhängigkeit Namibias und Zimbabwes auf Veranstaltungen von Unterstützungs-Komitees sprechen sah. Ich war überzeugt von ihrer Sache und beteiligte mich an Spendensammlungen in Altonaer Kneipen. Der euphorischen Aufbruchstimmung für die Schaffung einer neuen Welt folgte die Ernüchterung der späten siebziger Jahre. Jetzt, Mitte der Achtziger, sollte ich Afrika aus eigener Erfahrung erleben.

Meine Frau hatte schließlich eingewilligt, mir nach einiger Zeit mit den beiden Kindern zu folgen. Die Lust, etwas Außergewöhnliches zu erleben und dem tagtäglichen Trott zu entfliehen, war bei uns größer als die Angst vor Enttäuschung und der Sorge vor eventuellen beruflichen Schwierigkeiten nach der Rückkehr. Die Kinder sind aus dem Babyalter heraus, aber noch nicht so groß, daß es ernsthafte Probleme mit der Schule durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Afrika geben wird.

Nun stehe ich klopfenden Herzens, meine Bordkarte bereithaltend, in der Schlange nach Nigeria und sehe mir verstohlen die Mitreisenden an. Hinter mir stehen drei junge Afrikaner in den besagten Hemden, unterhalten sich angeregt, lachen laut und ungezwungen, einer hält beim Erzählen die Hand des anderen. Bei einer besonders witzigen Stelle schlagen sie sich in die Hände wie Pferdehändler nach einem abgeschlossenen Geschäft.

Etwas näher herantretend, versuche ich herauszufinden, welche Sprache die drei sprechen, ich glaube ein paar Brocken Englisch verstanden zu haben, aber Englisch kann das nicht sein, oder doch? Ich bin mir nicht sicher, ob es nicht das afrikanische Englisch ist, vor dem man mich bei meinem Personalgespräch zum Auslandseinsatz vorsorglich gewarnt hatte. Schließlich soll ich neben der Aufbauarbeit für eine Ingenieurschule afrikanische Studenten unterrichten, die, wie mir der Personalchef meiner Frankfurter Firma durch die Blume zu verstehen gab, nicht alle feinstes Englisch sprechen werden.

Soll ich sie einfach ansprechen? Nein, lieber nicht, ich halte mich dezent zurück und bleibe unauffällig wie alle anderen Europäer auch.

Die Schlange wird allmählich länger, der deutsche Kollege, der mich in Amsterdam in der Abflughalle ansprechen sollte, hat sich noch nicht gezeigt. Vorsorglich sollte mich ein Mitarbeiter, der schon mehrmals in Nigeria war, abfangen und mir bei der Einreise behilflich sein. Kurz vor Antritt der Reise rief mich die Sekretärin meiner neuen Firma an und gab mir Bescheid, daß ein Herr Jürgens mich in Amsterdam abfangen solle, damit ich nicht wie zwei meiner Vorgänger in Nigeria vorübergehend verlustig ginge. Eine derartige Panne sollte mit mir nicht passieren. Unruhig geworden, hielt ich Ausschau nach einem Herrn, der mein Foto haben und mich ansprechen sollte. Die Sekretärin hatte mir Rolf Jürgens Aussehen beschrieben, der zwar etwas stottere, aber sonst ein lieber, hilfsbereiter Mensch sei. Tatsächlich, das mußte er sein: Ein großer, schlanker Dreißigjähriger mit Schnauzbar, taxiert abwechselnd die Passagiere und ein in seiner Hand verborgenes Foto. Er sieht mich an, schaut aber wieder weg und sucht weiter. Schließlich gebe ich dem auf und ab gehenden Kollegen ein Zeichen und stelle mich ihm als der Gesuchte vor. Er ist sichtlich erleichtert und reiht sich neben mir in die Warteschlange ein.

Wir verstehen uns auf Anhieb, an Bord der Maschine gelingt es uns, durch Tauschen der Plätze nebeneinander zu sitzen. Zunächst unterhalten wir uns so angeregt über das, was uns

in Nigeria erwartet, daß Rolf beinahe stotterfrei spricht. Doch nachdem ich meinem Gesprächspartner interessiert in die Augen schaue, ist es für eine ganze Weile mit einer flüssigen Unterhaltung vorbei, Rolf kommt aus dem Stottern nicht mehr heraus. Erst als ihm ein Mißgeschick mit seinem Kaffee passiert und ihn über meine Hose gießt, sprudelt es aus ihm nur so heraus: Daß ihm das ebenfalls bei der ersten Reise nach Nigeria passiert sei, er es als gutes Omen nahm, fortan die befleckte Hose auf alle Flugreisen anzog und ihm bisher auf keiner seiner vielen Reisen ein Unglück geschehen sei. Lachend gebe ich ihm zu verstehen, daß wir zwar keinesfalls abergläubisch seien und an solch einen Mumpitz nicht glauben würden, aber schließlich seien wir auf dem Weg nach Afrika und deshalb will ich meine Flecken auf der Hose ebenfalls als gutes Omen ansehen.

Nach dem Überqueren des Mittelmeeres, die Reste des Mittagessens werden gerade von den Stewardessen eingesammelt, klärt das Wetter auf, die afrikanische Küste kommt in Sicht. Als ich mich in die Betrachtung der bizarren Bergwelt der Sahara versenken will, verdunkelt eine Stewardess, ohne mich zu fragen, das Fenster, der Film beginne, das Licht störe. Leicht verärgert, öffne ich die Verdunkelung wieder ein Stück und schaue mir, geblendet durch das gleißende Licht, verstohlen meinen neuen Kontinent an, auf dem ich, ich weiß noch nicht wieviel Jahre verbringen soll.

Am späten Nachmittag, es ist November, die Sonne steht noch halbhoch am Himmel, landet die DC10 in Kano. Eine Zeitverschiebung hat es nicht gegeben, Nigeria liegt etwa auf dem gleichen Längengrad wie Mitteleuropa. Beim Aussteigen aus der Maschine geht es zunächst gemächlich zu, ich habe Zeit für einen ersten Eindruck. Ringsum ist alles braun, das Gras verbrannt, die wenigen Bäume tragen nur spärliches Grün. Staubiger, würziger Geruch, anders als in Europa. Auf dem Vorfeld angelangt, sehe ich mich nach meinem Kollegen um, an den ich mich anhängen will. Ein heißer Luftstrom umweht mich, ich trete ein Stück zur Seite, glaube, im heißen Triebwerksstrahl zu stehen. Doch die Triebwerke zeigen in eine andere Richtung, außerdem sind sie bereits abgestellt. Aber wo kommt dann die heiße Luft her? Allmählich dämmert mir, daß es wohl an der Gegend liegt, die so heiß ist, aber gleich so heiß, das hätte ich nicht erwartet.

Rolf winkt mir zu und gibt mir zu verstehen, ich solle mich beeilen und hinter ihm herlaufen. Mit meinem schweren Bordgepäck laufe ich ihm nach, andere Passagiere überholend. Nicht weit, da sehe ich den Grund seiner Eile: Noch mitten auf dem Gelände, auf dem die Flugzeuge abgestellt werden, bildet sich eine längere Schlange vor einem Flachbau, auf dem sich die Schriftzeichen "International Airport" wie Hohn ausmachen.

Erst jetzt ziehe ich mir meinen Trenchcoat aus. Verglichen mit der Hitze auf dem Vorfeld, war es an Bord wie im Kühlschrank. Aber die heiße Luft ist nicht unangenehm, jetzt in der Trockenzeit weht ein mäßiger Wind und die Luftfeuchtigkeit ist sehr niedrig. Rolf erklärt mir,

daß es in dieser Jahreszeit abends sogar sehr kühl werden kann und man schon mal einen Pullover anziehen muß, wenn man draußen sitzt.

Aber die sich bereits neigende Sonne ist noch kräftig zu spüren, während wir in der Schlange auf dem Vorfeld stehen. Grün uniformierte Soldaten achten peinlich darauf, daß keiner aus der Reihe tanzt, in kleinen Gruppen werden die Einreisenden zur Paßkontrolle vorgelassen. Während ich die Art der Behandlung als lästige Bevormundung empfinde, zeigt sich Rolf zufrieden über die Art der Abfertigung. Früher, erzählt er, hätte hier solch ein Durcheinander geherrscht, "daß es der Sau gegrast hätte". Aber die gegenwärtige Disziplin würde nicht lange vorhalten, alle paar Jahre würde die Bezirksregierung die Ein- und Ausreise etwas strammer organisieren, nach einer Weile wäre jedoch alles wieder wie vorher.

An der Pforte zur Paßkontrolle steht wieder ein Schwarzer in Uniform, der die Passagiere gruppenweise vorläßt und unvermittelt, man weiß nicht bei wem, mit einer herrischen Geste die Eintretenden stoppt. Furchterregend sieht er aus. Der Schwarze hat auf beiden Wangen drei kräftige, parallel angeordnete Narben, das Erkennungszeichen seines Stammes, das ihm schon als Säugling in die Haut geschnitten wurde. Diese Markierungen erinnern mich an Schmissee von ehemaligen Burschenschaftlern.

Die nächste Gruppe darf vortreten, jeder gibt Paß und ausgefülltes Einreiseformular dem erstbesten der sieben, in einer Reihe, hinter einem grünen Holzverschlag aufgestellten Uniformierten. Darunter befinden sich auch zwei Frauen, die gleichfalls mit Schmissee im Gesicht auf den ersten Blick recht grimmig ausschauen. Wahllos wird der eine oder andere Ankommende von einem der sieben Kontrolleure nach dem Grund der Einreise befragt. Rolf gibt mir den Tip, am besten gar nichts zu sagen, er würde schon alles regeln und ohne, daß ich ein Wort verlieren muß, wandert mein Paß, nachdem er gestempelt wurde, in einem Stapel mit anderen Pässen durch einen Schlitz in ein Holzkammerchen. Vor dem Häuschen stehen eine Menge Leute, jetzt gar nicht mehr in Reih und Glied, und warten darauf, daß ihr Paß aus einem Loch an der Frontseite wieder herauskommt. Was mag dort drinnen geschehen? Leicht in die Knie gehend, versuche ich, etwas Einblick durch den Schlitz zu erhalten. Man kann nichts sehen, es ist zu dunkel.

Einzelnen kommen die Pässe in ganz unterschiedlicher Zeitfolge aus der schmalen Öffnung, immer ist eine lauende Hand eines der Wartenden da, bereit zum Zugreifen. Schnell findet sich der Besitzer und zieht weiter zur Gepäckausgabe.

Bisher ging alles noch ganz reibungslos, meinen gestempelten Paß wieder in Händen, will ich meine drei Koffer und zwei Reisetaschen auf dem Förderband abholen. Ich hatte alle Gepäckstücke so voll gepackt, daß ich sie noch zusätzlich mit Riemen verschnüren mußte. Meine Firma hatte mir eine Liste geschickt, auf der alle Haushaltsgegenstände, Kleider und Utensilien verzeichnet waren, die ich vorerst brauchen würde. Vieles war in Kisten verpackt,

die jedoch einige Wochen später als ich eintreffen würden. Einiges, so meine Bücher, würde ich jedoch sofort brauchen, ich mußte deshalb reichlich Übergepäck in Kauf nehmen. Entsprechend schwer und ausladend sind die Koffer geworden.

Im Gepäckraum ankommend, mache ich mir jedoch Sorgen um meine Sachen; die Gepäckstücke, meterhoch auf Handwagen getürmt, werden durch einen schmalen Gang herein geschoben. Besser gesagt, fünf Nigerianer in schäbiger Zivilkleidung versuchen, den jeweiligen Wagen in den engen Gepäckraum zu schieben. Der halbe Gang steht jedoch bereits voll mit Kisten und sperrigem Zeug, an ein Durchkommen für die Wagen ist nicht zu denken. Ein Wagen ist festgekeilt, es geht weder vor noch zurück. Dahinter drängen die nächsten vollbepackten Handwagen, deren Gepäckträger sich mit lauten "Hankali, Hankali" - Rufen Platz verschaffen wollen und in die Menge vor ihnen hinein schieben. Und was ich befürchtete, tritt ein: Mitten auf einem der festgefahrenen Wagen sehe ich einen meiner Koffer, an der Seite aufgeplatzt, Hemdsärmel schauen heraus. An ein Herausziehen des Koffers ist nicht zu denken. Rolf versucht mich zu beruhigen, es hätte jetzt keinen Zweck, man käme nicht an die Koffer heran, besser sei es, sich an die Abholer unserer Firma zu wenden, die sollen alles regeln. Der hat gut reden, denke ich mir, er ist diesmal nur für einige Wochen hier, ihm reicht ein einziger Koffer für seine Kleider, ein massiver Plastikkoffer, der sich in Nigeria schon vielfach bewährt hat, wie er mir erzählt.

Es dauert etwa eine Stunde, die Koffer wurden von den Handwagen heruntergenommen, einzeln auf dem Kopf in den Gepäckraum getragen und für die Zollabfertigung der Reihe nach aufgestellt. Ein deutscher Kollege und ein nigerianischer Fahrer sind inzwischen eingetroffen und helfen uns beim Auffinden der Gepäckstücke. Ich kann meine sieben Sachen zusammentragen und wieder leidlich zurechtzurren, jetzt organisiert der deutsche Kollege einen der zahlreichen Zöllner für die Herausgabe des Gepäcks. Viele Ankommende müssen einige ihrer Koffer öffnen, das unterste wird noch oben geholt, mühsam in dem Gedränge das Herausgequollene wieder hineingestopft. Etwas ängstlich bin ich schon, als der hochgewachsene Hausa mich fragt, was ich alles in meinen Koffern habe und warum es so viele seien. Lebensmittel einzuführen, ist offiziell verboten, ich habe mich jedoch auf Anraten von heimgekehrten Kollegen reichlich mit Schinken, Wurst und Zigarren versorgt. Bevor ich irgend etwas erzählen kann, ergreift mein Kollege, den anscheinend alle hier kennen, das Wort, und erzählt, daß ich für die Regierung arbeite und "Instructor" wäre, beiläufig reicht er dem Zöllner vom Stamm der Hausa ein paar Aufkleber seiner Firma, als wolle er untermauern, daß ich dazugehöre und alles in Ordnung sei. Der Zöllner malt, ohne weitere Worte zu verlieren, mit roter Wachskreide ein großes Zeichen auf jedes der Gepäckstücke, und ab geht die Post.

Der abholende Kollege hält uns zur Eile an, damit wir noch vor Einbruch der Dunkelheit aus dem Stadtgebiet hinaus sind und nicht zu spät Kaduna erreichen, um unnötige Kontrollen auf der Straße zu vermeiden. Vor dem Flughafengebäude steht ein Kleinbus, in den das Gepäck verladen wird. Meine beiden deutschen Kollegen und ich nehmen hinten Platz, wir genehmigen uns jeder eine kalte Flasche Bier. Nach dem zweiten Bier bin ich geradezu ausgelassen, der Streß, den das Durcheinander beim Einreisen verursachte, ist gewichen. Ohne Probleme erreichen wir trotz stockfinsterer Nacht Kaduna. Der schwarze Fahrer kennt die großen und kleinen Löcher auf der Fernstraße wohl auswendig, er bremst bereits ab und wechselt die Spur, bevor wir etwas entdecken können. Die vielen Polizeikontrollen lassen unseren als Firmenfahrzeug erkennbaren Bus ungehindert passieren.

Mir wurde zwar bereits ein Haus zugewiesen, das für die ganze Familie Platz bieten soll, es ist aber noch nicht bezugsfertig. Für ein paar Tage soll ich bei einem Kollegen im Gästezimmer einquartiert werden. Zunächst werde ich jedoch auf eine Party gebracht, auf der sich mein Quartiergeber gerade aufhält. Daß zu dieser Jahreszeit immer und überall gerade eine Party gefeiert wird, kann ich bei meiner Ankunft noch nicht wissen. Es ist mir aber keinesfalls unangenehm, gleich am ersten Abend so gesellig eingeführt zu werden und einige meiner Kollegen kennenzulernen.

Allein mit Cyprian und Musa

Zunächst fühlte ich mich ganz gut aufgehoben als Gast im Hause der Hofingers. Rainer Hofinger, ein Österreicher und seine Frau Isolde, beide im Auslandsdienst für die gleiche Firma tätig wie ich, hatten mir über das Wochenende Quartier in ihrem Gästezimmer gewährt. Ich bin zwar dankbar für die freundliche Aufnahme, doch jetzt freue ich mich auf die Selbständigkeit, als Rainer mich zu meinem zukünftigen Haus fährt. Wir fahren im offenen Jeep, der Fahrtwind macht die Nachmittagsglut etwas angenehmer. Zunächst geht es quer durch die Stadt, ein Zentrum wie in europäischen Städten gibt es nicht, dafür eine riesige Rennbahn mit Spielfeldern für Polo, von Tribünen umringt. Gesäumt wird der Platz von einigen großen Hotels, die während der Handelsmesse, die einmal im Jahr stattfindet, sogar voll belegt sein sollen. Nach Überquerung der großen Durchgangsstraße gelangen wir in ein anderes Viertel, von reichen Nigerianern und Weißen bewohnt.

Als wir die Hauptstraße verlassen, fährt Rainer merklich langsamer, für mich ohne ersichtlichen Grund. Doch nicht lange und wir biegen in eine Nebenstraße ein, einen holperigen Lateritweg. Die eben noch angenehme Sightseeing-Tour wird unvermittelt zur

Tortur. Der Suzuki älteren Baujahres springt dermaßen über die waschbrettartige Straße, daß ich trotz verlangsamter Fahrt regelrecht vom Sitz abhebe. Ich fühle mich wie bei einem schnellen Trab, wenn man vom Reiten nichts versteht. Rainer, etwas massiger und größer als ich, drückt sich dagegen so richtig hinein in den Sitz und läßt sich locker hin- und her schaukeln.

Unvermittelt bleibt er vor einer Toreinfahrt stehen, hupt mehrmals. Nach ein paar Sekunden hupt er noch einmal, jetzt etwas anhaltender. Nichts tut sich, Rainer wird leicht ungehalten:

"Wo, zum Deifi, steckt der Käär! Treibt sich umanand, statt daß er auf's Haus aufpaßt."

"Wen meinst du eigentlich?"

"Na, den Burschen moani, der dafür zeu'd wärd, daß er aaf's Haus schaut und ollas in Ordnung hoit."

Etwa fünfzig Meter weiter schräg gegenüber tut sich etwas. Das Einganstor steht offen, einige nigerianische Kinder sitzen auf den Sockeln, die die Einfahrt zieren; das heißt, ein Sockel ist jetzt leer, ein schwarzer Junge rannte in den Hof und schrie nach jemandem. Weiter hinten im Hof wird das Schreien nach einer Weile erwidert, gleich darauf läuft ein jugendlicher Schwarzer zu uns herüber, überschlägt sich halb vor "Good evening Sirs, Welcome" und "Excuse me" und stellt sich als der Steward namens Cyprian vor.

Rainer beeindruckt das überhaupt nicht, er herrscht den jungen Burschen, den ich vielleicht auf 17 oder 18 Jahre schätze, an, was er sich erlaube, das Haus unbewacht zu lassen und wie er aussehe, warum er herumlaufe wie ein Straßenjunge.

In der Tat, der "Steward" trägt kurze, abgeschnittene, fransige Jeans, das karierte Hemd offen, über dem Nabel verknotet, an den verstaubten Füßen Gummisandalen, wie sie von vielen Jugendlichen bei uns während des Urlaubs am Strand getragen werden.

Heute sei Sonntag und da habe er Ausgang und etwas anderes habe er nicht zum Anziehen, schließlich habe er noch keinen "Master".

Rainer läßt sich jedoch nicht beirren, will ihn gleich wieder wegschicken, weil, wenn so einer erst einmal mit den Ausreden anfinge, man nicht mehr mit ihm klarkommen würde. Der Junge wüßte genau, daß er das Haus nicht verlassen dürfe, solange nicht der Nachtwächter oder jemand anderes ihn ablöse.

Mir tut der Junge leid. Er gibt sich auch sofort etwas einsichtiger. Nachdem er merkt, daß er Rainer nicht beeindrucken kann, beteuert er, es käme nicht mehr vor, daß er das Haus ohne Aufsicht läßt. Rainer lenkt ein, meint, es sei ohnehin meine Entscheidung, ich müsse selbst herausfinden, ob ich ihn haben wolle oder nicht. Und im Beisein des Jungen erzählt er mir seine Philosophie über den Umgang mit Hausangestellten. Man müsse aufpassen, daß man sich nicht zu sehr mit ihnen einlasse, weil sie einen sonst um den Finger wickeln, ihre Aufgaben nicht mehr erledigen und einen total ausnützen würden. Er persönlich ziehe älteres

Personal mit langjähriger Erfahrung vor, aber- so wirft er wohl mehr zu meiner Beschwichtigung ein- so ein junger Kerl habe auch seine Vorteile, man könne ihn sich noch nach seinen eigenen Vorstellungen heranziehen.

Rainer fährt den Wagen auf das Grundstück, ich sehe mir unterdessen das Haus etwas näher an: Alles sieht trist und schmucklos aus, keine Pflanze, kein Blumenkasten auf den Fensterbänken, der Garten ist total vertrocknet, die Bäume haben kaum noch Laub, die Blätter liegen braun und verschrumpelt am Boden. Das Anwesen ist nicht zu vergleichen mit dem Grundstück der Hofingers: Ihr Garten ist eine wahre Pracht an sattem, frischen Grün, die Terrasse geschmückt mit Blumenkübeln und Gartenmöbeln. Ich hatte mir unser zukünftiges Haus ähnlich vorgestellt. Rainer sieht meine Betroffenheit:

"A bisserl trocken, wos?" Er gibt mir zu verstehen, daß ihr Haus am Anfang ähnlich ausgesehen habe und ein bißchen Wasser auf die Büsche und ein paar gepflanzte Blumen das Grundstück in ein paar Wochen so verändern würde, daß man es nicht wiedererkenne. Mit "wirst scho seh'n", bekräftigt er seine Ausführungen. So überzeugt bin ich nicht von seinem Optimismus, ich sehe wohl immer noch etwas enttäuscht aus. Wie, um seine Worte zu unterstützen, gibt er Cyprian, den er für den schlimmen Zustand des Gartens verantwortlich macht, eine Reihe von Anweisungen, wie er Hof und Garten auf Vordermann zu bringen habe. Während der Steward mein Gepäck aus dem Auto lädt, geht Rainer mit mir die Räume des Bungalows durch. Der Flachbau mit Wellblechdach ist sehr geräumig. Das Wohnzimmer, zentral angeordnet, wirkt auf mich wie ein möblierter Korridor, von dem aus links und rechts, spiegelbildlich angeordnet, die Türen zu den Schlafräumen und Badezimmern abgehen. Zunächst bin ich beeindruckt von der Vielzahl der Räume. Nur eine Hälfte des Hauses ist jedoch einigermaßen möbliert, so daß mir die Wahl, welche Hälfte ich bewohnen soll, nicht schwer fällt. Rainer zeigt mir die beiden wichtigsten Einrichtungsgegenstände: Das Moskitonetz im Schlafzimmer über dem Bett, das keine Löcher hat und die Klimaanlage, die in Kopfhöhe in die Wand eingelassen ist. Sie rattert zwar laut, aber sie läuft und kühlt sogar nach einer Weile, wie Rainer zufrieden feststellt.

"Und in welchem Zimmer soll Cyprian wohnen?"

Rainer versteht mich nicht, sieht mich an, als hätte ich einen schlechten Witz gemacht.

"Na der Steward, wo soll der denn schlafen?"

Jetzt begreift Rainer, sieht mich an, als wäre ich ein bißchen dämlich:

"Ja moanst daß der da herin schläft, der hat doch sei eigens Boysquota, kumm ich zeig dir's!"

In der hinteren Ecke des Gartens, etwas verdeckt von Bäumen und Büschen, steht ein kleiner Flachbau, etwas schäbig anzuschauen: Die Wände sind mehr braun als weiß, der Putz bröckelt ab. Die Blechtüren zu den beiden Räumen machen den Bau auch nicht schöner. In der Mitte des betonierten Flurs hängt eine kahle Glühbirne. Rainer ruft den Steward herbei, er

solle ihm zeigen, in welchem der beiden Räume er wohnt. Man kann dies auch so erkennen: Eine der beiden Türen ist mit einem kleinen Vorhängeschloß gesichert. Cyprian holt den Schlüssel hervor, den er an einer Schnur um den Hals trägt. Der Wohnraum ist ebenso dunkel und unansehnlich wie der Außenbereich. Eigentlich sollte das ganze Haus und das "boys quarter" frisch gestrichen werden, meint Rainer, doch der zuständige Hausverwalter der Firma habe nicht gewußt, daß noch ein Haus gebraucht werde. Aber das Streichen könne man ja noch nachholen, gibt mir mein Kollege zu verstehen, als er mein Unverständnis bemerkt.

Ein wenig bin ich schon betroffen von der Kargheit der Ausstattung meines "Boys": Eine einfache Pritsche mit einer Decke, ein Pappkarton für die Wäsche, ein paar Plakate von schwarzen Popsängern an der Wand, das ist alles. Auf dem Flur ein blechernes Waschbecken und eine Kochstelle mit einem Spirituskocher. Quer über den Flur eine Wäscheleine gespannt mit einem Hemd, das zum Trocknen aufgehängt wurde.

"Mehr brauchan de ned, ollas was de z'voi ham, des verscherbeln's sowieso wieda wanns as Göld ausgeht, wärst scho seh'n".

Als mir dann Rainer noch die Dusche und die Toilette des Hauspersonals zeigt, sage ich gar nichts mehr. Eigentlich hatte ich überhaupt keine Vorstellung über die Wohnverhältnisse im Lande, doch jetzt ist mir beklommen zumute, ich vergesse all die Fragen, die ich Rainer noch stellen wollte. Der verabschiedet sich schon bald und überläßt mich Cyprian, den er nochmals eindringlich ermahnt, alles in Ordnung zu bringen. Morgen früh werde er mich zum Dienstantritt mit dem Wagen abholen und dann könne ich fürs erste einen Firmenwagen haben, so lange, bis ich mir selbst ein Auto gekauft habe.

Als Rainer, eine Staubwolke hinter sich herziehend, hinter der Straßenbiegung verschwindet und mir bewußt wird, daß ich jetzt vollkommen auf mich allein gestellt bin, befällt mich ein Gefühl wie bei meinem ersten Alleinflug mit dem Segelflugzeug: Ich konnte es damals nicht glauben, allein in der Luft zu sein, hatte mich umgedreht, um zu sehen, ob es tatsächlich wahr sei, daß keiner mehr hinter mir saß. Obwohl es schon so lange her war, die Erinnerung an dieses Gefühl ist wach geblieben und da ist es wieder: Bis mich morgen früh mein Kollege abholt, bin ich allein in Afrika, kein Reiseleiter, kein Hotelpersonal, nur der nigerianische Junge, der mein Steward werden will.

Ich gehe ins Haus und sehe mich nach ihm um, wie selbstverständlich packt er meine Koffer aus und stapelt die Wäsche in den Kleiderschrank. Etwas überrascht darüber, daß er sich über mein privates Zeug hermacht, bin ich schon und sage ihm, daß ich das auch selbst machen könne. Dienstefrig gibt er mir zu verstehen, die Wäsche in Ordnung zu halten, zu waschen und zu bügeln, das sei seine Aufgabe, ob ich ein Bügeleisen hätte.

Nachdem ich ihm den Koffer mit den Haushaltsartikeln zeige, setze ich mich ab und schaue mich nochmals draußen um. Die tief stehende Sonne wirft ihre letzten Strahlen auf die Hauswand. Kleine und große Eidechsen, die wie bunte Miniatur-Saurier aussehen, klammern zu Dutzend an der Sonnenseite der Mauer. Ich setze mich auf einen Betonsockel im Garten, schaue fasziniert den Echsen beim Fliegenschnappen zu. Ein Rascheln unter meiner Sitzgelegenheit läßt mich aufspringen. Erst jetzt bemerke ich, daß es sich um den Deckel der Abwassergrube handelt, Kanalisation gibt es demnach nicht. Aus einem Spalt des Deckels lugen lange Fühler hervor. Ein flacher Käfer, etwa doppelt so lang wie ein Maikäfer, kommt zum Vorschein. Kein Zweifel, das muß eine Kakerlake sein, an die man sich in diesen Breitengraden als ständige Mitbewohner wohl oder übel gewöhnen muß. Eine zweite und dritte kommen zum Vorschein, sie laufen in Richtung Hauswand. Als Student hatte ich ab und zu als Stauer im Hafen gearbeitet und dabei manche Kakerlake auf den Schiffen gesehen, aber niemals so große wie diese hier. Bei ihrem Anblick kann ich mir nicht vorstellen, daß man sich nach einiger Zeit damit abfindet, sie im Haus zu haben. Ich will sie jagen, mit einem Zweig totschiessen, sie verschwinden behende in einer Mauerritze.

Meine Jagd wird durch ein Klopfen am blechernen Eingangstor unterbrochen. Es kann nur der Nachtwächter sein, kurz vor sechs Uhr. Ich gehe an das Tor, will es öffnen, doch Cyprian kommt mir zuvor und läßt den Mann ein, den er wohl schon länger kennt. Die beiden wiederholen mehrmals Grußformen wie ein Ritual. Daß es sich um eine Begrüßung in der im Norden Nigerias üblichen Hausa- Sprache handelt, erfahre ich erst später. Cyprian stellt mir den etwa vierzigjährigen Mann als meinen Nachtwächter "Maigardi Musa" vor. Musa ist etwas würdevoller gekleidet als sein jugendlicher Kollege: Er trägt ein langes, hellgraues Gewand mit dunkler Stickerei, seinen Kopf ziert eine weiße, bestickte Kappe. Er ist ein Farmer aus dem benachbarten "Plato- State", der seinen beiden Frauen die Landwirtschaft überläßt und sich in die Stadt absetzt, um zusätzliches Geld zu verdienen. Das übersetzt mir ein paar Tage später der Steward, der soviel Hausa kann, daß er mir bei Gesprächen mit Musa, der kein Englisch spricht, als Dolmetscher dient. Aufgabe des Nachtwächters sei es, nachts zu patrouillieren, das Haus zu bewachen und bei Kontrollen des firmeneigenen Sicherheitsdienstes Meldung zu machen, so instruierte mich mein Kollege Hofinger. Musa jedenfalls packt erst einmal sein Bündel aus, legt eine Matte auf der Terrasse nieder und holt sich Wasser in einer Flasche von Cyprians Waschstelle. Als er zurückkommt, ertönt auch schon über Lautsprecher das islamische Glockengeläut: "Allaah uakhbar". Diesen Gebetsaufruf kann man in den nordnigerianischen Städten wohl überall aus Lautsprechern vernehmen. Bei den Hofingers hatte ich diesen eintönigen, sich wiederholenden Aufruf ebenfalls vernommen. Als ich während der ersten Tage diese fremdartigen Laute vernahm,

konnte ich mir nicht vorstellen, daß sie mir nach ein paar Monaten so vertraut sein würden wie in Deutschland die Kirchenglocken.

Für Musa bedeutete der Ruf selbstverständliche Aufforderung zum Gebet, alles andere interessierte ihn nicht mehr. In aller Ruhe setzt er sich auf seine Matte, wäscht sich mit dem Wasser aus der Flasche Gesicht, Hände und Füße. Ich bin peinlich berührt und gehe etwas beiseite, als er sich, unbeeindruckt durch meine Anwesenheit, niederkniet und gen Norden verneigt.

Es dämmt bereits, einige Schleierwolken werden hellrot von der untergehenden Sonne angestrahlt. Riesige Vögel ziehen vereinzelt über mich hinweg stadtauswärts. Sie sind so groß wie Krähen und haben einen eigenartigen Flügelschlag. Sie fliegen zwar vereinzelt, soweit ich jedoch den Himmel durch die Baumwipfel in unserem Garten erblicken kann, müssen es unzählige sein. Neugierig geworden, rufe ich Cyprian aus dem Haus.

"Bats" meint er, "Big Bats". Sie hießen auch fliegende Hunde und kämen jeden Abend vor Einbruch der Dunkelheit. Jetzt kann ich erkennen, daß es große Fledermäuse sind, lautlos ziehen sie über uns hinweg, obwohl sie kaum höher fliegen, als die großen Eukalyptusbäume reichen.

Während ich den lautlos schwingenden, schwarzen Schatten in der beginnenden Nacht nachschaue, wird mir zum erstenmal klar, daß ich mich auf einem völlig anderen Breitengrad befinde. Der schwere Duft der Baublüten in der warmen, trockenen Luft, die Balzgeräusche der Tauben, die sich so anders als in Europa anhören, die schnell hereinbrechende Dunkelheit: Mit allen Sinnen nehme ich fremde, mir nicht vertraute Eindrücke wahr.

Es dauert keine Viertelstunde, bis die Dunkelheit vollständig das Tageslicht ablöst. Während ich herausfinde, daß die Ursache für die kleinen, aufblitzenden Lichter im spärlichen Gras Leuchtkäfer sind, klopft der Nachtwächter an das Fenster und ruft dem Steward etwas in Haussa zu. Dieser schaltet die Außenbeleuchtung ein, die zum Schutz gegen Einbrecher die ganze Nacht Hof und Garten beleuchtet. Die aufblitzenden Lichter der Glühwürmchen sind nun nicht mehr so klar zu erkennen.

Cyprian ist immer noch mit dem Bügeln meiner im Koffer zerdrückten Kleidung beschäftigt, während ich versuche, mir in der Küche ein Abendbrot zuzubereiten. Ein voll eingerichtetes Apartment ist diese Wohnung nicht, es wird erwartet, daß sich jede Familie ihren Hausstand selbst einrichtet. Die Hofingers haben mir ein paar Töpfe und Geschirr ausgeliehen, solange, bis ich mir meine Sachen selbst besorgt oder aus Deutschland geschickt bekommen habe. Ein offener, verbeulter Topf muß als Wasserkessel für das Kochen von Teewasser herhalten. Fünf Minuten soll man das Wasser sprudelnd abkochen und anschließend noch filtern, das stand jedenfalls in der Broschüre unter "Allgemeine Hygiene", die mir meine Firma mit auf den

Weg in die Tropen gab. Einen Filter besitze ich noch nicht, die Schwebstoffe sollen mir gleichgültig sein, die Hauptsache ist ja wohl, daß das Wasser keimfrei wird.

Noch keine Minute kocht das Wasser auf dem Elektroherd, da ist es plötzlich dunkel. Die Klimaanlage im Schlafzimmer hat aufgehört zu rattern, kein Laut ist zu hören. Wo sind die Streichhölzer? Ich habe vorsorglich welche mitgebracht, auch Kerzen. Laut in die absolute Stille hinein rufe ich nach Cyprian, der sich immer noch im Nebenraum aufhält.

"Jawohl Master!"

"Was ist los mit dem Licht?"

"Das Licht ist weg, Master!"

"Das sehe ich, und jetzt?"

"Es kommt bestimmt bald wieder, seien Sie unbesorgt!"

Warten will ich nicht, es gibt ja noch den Gasherd das Wasser kann ich auch auf ihm abkochen.

"Hast du die Streichhölzer und die Kerzen gesehen?", schreie ich zurück.

Unmittelbar vor mir stehen plötzlich zwei Augen, das ist alles, was ich von Cyprian wahrnehmen kann, ich erschrecke heftig, ich habe ihn weder kommen sehen noch hören.

"Hier oben habe ich sie hingelegt, auf das Regal."

Cyprian ertastet die Streichhölzer, im Schein der Flamme wirkt er noch gespenstischer auf mich als im Dunkeln, die Augen leuchten wie große, helle Punkte, nur schemenhaft kann ich seine Gesichtszüge wahrnehmen. In diesem Moment muß ich an naiv gemalte Bilder von Schwarzen denken, wie sie in Kindercomics dargestellt werden und schäme mich ein wenig meiner Gedanken.

Ein Streichholz reicht nicht aus, um das Paket mit den Kerzen zu finden, schließlich finden wir sie in meiner Waschzeugtasche, nachdem ich eine Weile überlegt habe. Im Schein der Kerze muß ich feststellen, daß für den Gasherd keine Flasche vorhanden ist. Also bleibt mir nichts anderes übrig, als auf die Rückkehr des Stroms zu warten. Vom Grundstück des Nachbarn dringt nun Motorengeräusch herüber, nach einer Weile wird es drüben hell, ein paar spärliche Lichtstrahlen dringen bis zu uns herüber. Da fällt mir der Notstrom- Generator bei den Hofingers ein, den ihr Nachtwächter automatisch eingeschaltet hat, als einmal kurz der Strom ausfiel. Aber bei mir geschieht nichts dergleichen.

"Haben wir denn keinen Notstrom- Generator?"

"Jawohl, Sir!"

"Dann schalt' ihn doch ein, oder sag' dem Maigardi Bescheid, er soll ihn einschalten!"

"Nein, Sir, das geht nicht!"

Eine Weile schaue ich Cyprian verständnislos an:

"Warum geht das denn nicht, du sagtest doch eben selbst, daß wir einen haben, oder etwa nicht?"

"Jawohl Master!"

Jetzt bin ich ganz durcheinander, aber langsam dämmert mir, daß ich keine verneinenden Fragen stellen darf, aber das umzusetzen ist gar nicht so einfach.

"Also, was ist jetzt, haben wir einen, oder nicht? Und antworte nicht mit ja oder nein, antworte mit ganzen Sätzen!"

"Okay Master!"

"Also, dann komm' und zeig' mir den Generator!"

Cyprians weiße Augen im Kerzenlicht erscheinen mir noch runder, sie sehen mich verständnislos an.

"Da ist kein Notstrom-Motor!"

"Warum sagst du das denn nicht gleich?" Es ist das erste Mal, daß ich den Steward mit Verärgerung in der Stimme anrede, ich bemerke es an seiner schweigenden Betroffenheit. In einem etwas freundlicheren Tonfall frage ich ihn, warum wir keinen Generator hätten, wo dieser hingekommen sei.

Er wisse es nicht, seitdem er im Haus sei, sei kein Generator vorhanden gewesen. Jetzt ärgere ich mich, daß ich Rainer nicht danach gefragt hatte, im Kerzenschein muß ich jetzt den Rest des Abends verbringen, den Tee kann ich vergessen. Unbeherrscht lasse ich meinen Unmut an Cyprian aus, er könne jetzt gehen, Feierabend für heute.

"Sir, ich kann ihnen den Tee kochen."

"Wie willst du das denn machen ohne Strom und ohne Gas?"

"Ich habe meinen eigenen Kocher", weg ist er mit der Kerze und läßt mich im Dunkeln stehen. Ehe ich eine neue Kerze angezündet habe, ist er bereits mit seinem Spirituskocher, der seine gesamte Kücheneinrichtung darstellt, zurückgekehrt.

Nein, wehre ich ab, das sei nicht notwendig, ich brauche keinen Tee und morgen könnten wir Gas besorgen und uns um einen Generator kümmern.

Cyprian läßt sich durch meine Einwendungen nicht abhalten, zündet seinen Campingkocher an und setzt den Topf mit Wasser darauf. Als das Wasser schön dampft, gießt er es in die bereitgestellte Tasse mit dem Teebeutel:

"Master, hier ist ihr Tee, bitte schön", stolz stellt Cyprian die Tasse auf den Tisch.

Was soll ich machen? Einerseits freue ich mich, bin etwas beschämt über seine Hilfsbereitschaft, für mich seinen eigenen Kocher einzusetzen. Andererseits will ich vermeiden, gleich während der ersten Wochen wegen nicht richtig abgekochtem Wasser krank zu werden. In dem Ratgeber für Nigeria- Entsandte las ich aber auch, daß man seine Hausangestellten nachhaltig und mit Geduld zur Sauberkeit und Hygiene erziehen soll.

"Dankeschön, Cyprian. Das war eine gute Idee mit dem Spirituskocher. Nur, schau mal, das hast du doch sicher in der Schule gelernt, daß im Wasser unheimlich viele Bakterien sind?"

"Jawohl Master!" Cyprian beugt sich über den Tisch und schaut im Schein der Kerze in die Teetasse.

"Weißt du, dir machen die Bakterien nichts aus, du bist daran gewöhnt, aber ich kann davon krank werden, das verstehst du doch, oder nicht?"

"Jawohl Master!"

Hat er es nun verstanden oder nicht, zum Teufel mit meinem "oder nicht", ich will ganz sicher gehen:

"Wie lange muß man Wasser kochen, damit die Bakterien wirklich tot sind?"

Eine Pause entsteht, gewichtig sieht mich Cyprian an, wiegt seinen Kopf:

"Fünf Minuten".

Oha, bestimmt hat ihm das vorher ein Weißer, bei dem er arbeitete, schon beigebracht:

"Stimmt genau, woher weißt du das denn?"

"Master, ich weiß sehr viel, ich ging zwei Jahre zur Oberschule."

"Und wieso weißt du das mit den Bakterien?"

"Das ist so", Cyprian spricht jetzt ganz gelehrt, als ob er einen Vortrag hält:

"Wenn man Wasser heiß macht auf dem Gaskocher, dann dauert es fünf Minuten, bis es kocht. Und wenn das Wasser kocht, sind alle Bakterien tot."

Warum soll das eigentlich falsch sein, bis vor kurzem hatte ich das auch geglaubt, bis ich in Vorbereitung auf meine Reise nach Afrika die diversen tropenmedizinischen Bücher las und nun nur noch überall Gefahren für Leib und Leben witterte. Also kläre ich meinen Steward auf, daß er jetzt auf meine Gesundheit achten müsse und es eben ganz besonders infame Lebewesen im Wasser gebe, die man nicht sehen könne, die aber ein paar Minuten lang kochendes Wasser überstehen und dann so einem Weißen wie mir, der noch nicht lange in Afrika lebt, gefährlich werden können.

Demonstrativ lassen wir noch mal Wasser auf dem Spirituskocher abkochen, nun jedoch mindestens fünf Minuten sprudelnd, das heißt wir wollen es, nach zwei Minuten ist der Spiritus alle.

Aber jetzt ist es mir egal, soweit geht meine Erziehungswille nicht! Inkonsequent meinen aufgestellten Regeln gegenüber mache ich mir einen Tee mit dem zwei Minuten lang abgekochten Wasser.

Nach einer Weile ertappe ich mich bei meiner zweiten Prinzipienlosigkeit: Obwohl mir die Hofingers ein paar Verhaltensgrundsätze im Umgang mit dem Hauspersonal empfohlen wie z.B., stets auf Distanz zu achten, sich nicht kumpelhaft zu geben, sitze ich nun zusammen mit meinem Steward am Tisch, wir kauen an dem mitgebrachten Schinken und ich biete ihm dazu

von meinem Rest Vollkornbrot aus Deutschland an. Vielleicht, um nicht allein im Dunkeln in dem großen Haus sitzen zu müssen, lasse ich mich auf recht leutselige Weise auf ein Gespräch mit Cyprian ein, der meine Unkenntnis über die Verhältnisse im Lande sichtlich nützt und mich mit etwas prahlerischem Getue über das Leben in Kaduna aufklärt. Als ich mir seiner nun gar nicht mehr so bescheidenen Art bewußt werde, ärgere ich mich über mein Verhalten und gebe Cyprian zu verstehen, daß ich ihn nicht mehr brauche. Heute sei schließlich sein freier Tag.

Nachdem Cyprian gegangen ist, wird die Stille im Haus bald unheimlich. Im Schein der Kerze laufe ich durch alle Zimmer, schaue in jede Ecke und in jeden Schrank. Die Eingangstür des Hauses läßt sich nicht verriegeln, ein geeignetes Vorhängeschloß kann ich nicht finden. Ich rufe nach dem Nachtwächter, der sich in Decken eingerollt auf der Terrasse hingelegt hat. Musa murmelt nur einige unverständliche Worte und läßt sich nicht dazu bewegen, aufzustehen. Resigniert ziehe ich mich zurück und beschließe, den Tag zu beenden und ins Bett zu gehen.

Die Kerze auf dem Fußboden flackert, gespenstisch tanzende Schattengebilde wirft das unetwas beleuchtete Moskitonetz über mir an die Decke. An Einschlafen ist nicht zu denken. Meine Augen sind auf einen Gecko gerichtet, der durchsichtig wie ein farbloses Gummibär mit schwarzen Augen an der Wand über mir klebt. Was mache ich eigentlich hier? Wieso bin ich allein in dieser unheimlichen Dunkelheit und nicht zu Hause bei Carmen im gewohnten Bett? Warum lasse ich mich auf solch ein Abenteuer ein? Zweifel, gepaart mit Angstgefühl, plagen mich noch lange, bis endlich die Müdigkeit siegt und ich einschlafe.

Ein laut ratterndes Scheppern und aufflackerndes Licht holen mich jäh zurück in die unheimliche Welt. Die Klimaanlage über mir hat sich geräuschvoll in Betrieb gesetzt, überall sind die Lampen hell erleuchtet. Lange kann ich noch nicht geschlafen haben, hellwach sitze ich im Bett und begreife mühsam, daß der Strom zurückgekommen ist.

Die Kerze neben dem Bett ist niedergebrannt und erloschen. Ich inspiziere alle Räume, lösche das Licht in den Nebenzimmern und überzeuge mich davon, daß die Außenbeleuchtung brennt. Musa liegt auf der nun hell erleuchteten Terrasse, eingerollt bis über den Kopf in seine Decke, er hat auf jeden Fall einen festeren Schlaf als ich. Auf mein Rufen reagiert er nicht, erst, als ich ihn ein wenig mit dem Fuß anstoße, setzt er sich eilig auf und murmelt ein paar unverständliche Worte. Gestikulierend will ich ihm zu verstehen geben, daß er auf und ab gehen soll, wie es schließlich seine Aufgabe sei. Als er hinter dem Haus verschwindet, gebe ich mich zufrieden, morgen klären wir alles in Ruhe.

Die Außenbeleuchtung erstrahlt jetzt so hell, daß mein Zimmer auch bei ausgeschaltetem Licht genügend erleuchtet ist und ich mich nicht mehr fürchte. Ich muß an meine Kinder denken, die nachts immer eine Lampe brennen haben wollen, aus Angst vor der Dunkelheit

und an die Erzählung, die ich ihnen vorlas von Ronja, der Räubertochter, die sich über "Hosenschisser" lustig machte. Daß ich auch noch solch ein Angsthase sein konnte, hatte ich nicht erwartet.

So, jetzt aber schleunigst schlafen, morgen früh an meinem ersten Arbeitstag will ich einigermaßen frisch sein. Jetzt muß ich an etwas Angenehmes, Belangloses denken, damit ich einschlafen kann.

Ein schrilles Zirpen, laut wie eine Trillerpfeife, übertönt das gleichmäßige Schnurren der Klimaanlage. Das legt sich wieder, ein Grille, die wahrscheinlich im Gehäuse der Klimaanlage sitzt, die hört bestimmt bald auf.

Sie hört aber nicht auf. Zunächst versuche ich, dem unangenehmen Gezirpe unter der Bettdecke zu entkommen, die hohen Töne dringen jedoch unvermindert in mich ein, so als säße der unliebsame Musikant mitten in meinem Kopf.

Warum kann ich es nicht positiv sehen, laute Musik, bei der man bei genügender Müdigkeit problemlos einschlafen kann? Der Wille ist da, aber es funktioniert nicht.

Also stehe ich auf, lokalisiere das Geräusch im oberen Teil der Verschalung des Klimagerätes. Der Schlitz ist zu schmal, sehen kann ich nichts. Wo kriege ich einen Stock oder Draht her, um den Störenfried zu vertreiben? Die Gardinenstange! Schnell ist sie abmontiert und ich stochere damit in den Ritzen zwischen Mauer und Verschalung herum. Doch es ist zwecklos, nach kurzen Unterbrechungen fängt das Biest immer wieder an zu zirpen.

Was tun? In einem der Schränke sehe ich Insektenspray. Die Dose ist noch ziemlich voll. Ein Totenkopfzeichen prangt auf dem Etikett mit dem Vermerk, daß die Räume nach der Benutzung gründlich gelüftet werden müssen. Egal, ich muß ja nicht in das Zimmer sprühen, es reicht, wenn ich den Strahl in die Ritzen halte.

Das Sprühen bewirkt überhaupt nichts, der Störenfried ist so laut wie zuvor. Also mehr davon. Eine geballte Ladung in alle Öffnungen der Verschalung. Das Zirpen verändert seine Tonlage, wird zunehmend tiefer und erstirbt nach einer Weile gänzlich.

Als ich wieder zu Bett gehe, ist es drei Uhr morgens geworden. Die Müdigkeit ist durch die Insektenjagd vollkommen von mir gewichen, das Zimmer stinkt penetrant nach dem Spray. Also Fenster auf und sehen, was Musa macht. Der hat sich inzwischen wieder auf die Terrasse gesetzt und schläft zusammengekauert im Sitzen. Diesmal wecke ich ihn nicht, schaue mir den klaren Sternenhimmel an, atme tief durch in der kühlen Nachtluft. Die Sterne scheinen heller zu funkeln als von Deutschland aus betrachtet, noch nie habe ich so viele Sterne gesehen. Der sichelförmige Mond hat den Zenit bereits überschritten, liegt auf dem runden Rücken, statt wie bei uns aufrecht zu stehen. Lange muß ich darüber nachgrübeln, wie

das zusammenhängt. Vielleicht liegt es daran, daß wir hier so nahe am Äquator sind, oder aber, daß der afrikanische Mond eben lieber auf dem Rücken liegt, wer weiß.

Der nächste Einschlafversuch gelingt, die Angst, die mich am Abend noch beschlich, ist völlig gewichen, es geht ja auch schon auf den Morgen zu, in drei Stunden wird mein Wecker klingeln und die Sonne aufgehen.

Die Wiedersehensfreude ist groß, als ich Carmen, Gina und Michel am Flughafen empfangen. Carmen, die während der letzten Wochen viel Streß ausgesetzt war wegen der Reisevorbereitungen, der Impfungen und Behördengänge, hatte obendrein noch die Grippe und fieberte bei ihrer Ankunft. Die Reise wollte sie auf keinen Fall mehr verschieben, nachdem alle Vorbereitungen endlich bewältigt waren. Bei ihrer Ankunft ist sie erschöpft und müde, während Gina und Michel aufgekratzt sind. Carmen hatte bei der Einreise keine Probleme, mit den beiden Kindern wurde sie ungemein freundlich bei der Paß- und Gepäckkontrolle behandelt, eine Puppe mit blonden Haaren in Ginas Armen tat ein Übriges.

Es ist bereits dunkel, viel kann man von Kaduna nicht erkennen, als wir in unserem VW-Bus vom Flugplatz "nach Hause" fahren. Immer wieder muß ich Carmen und die Kinder betrachten, wahrhaftig, sie sind hier! Nur zum Schalten der Gänge lasse ich Carmens Hand los, drücke sie im Überschwang meiner Gefühle, wir haben es geschafft, wir sind wieder zusammen. Allein wäre ich nicht nach Afrika für längere Zeit gegangen. Lange hatten wir die Frage diskutiert, schließlich hatten wir uns entschieden, das Abenteuer zu wagen. Nun, da wir wieder zusammen sind, bin ich erleichtert und gewiß, daß wir es schaffen werden, hier klar zu kommen. Ich war vorher etwas unsicher, nachdem Carmens Verwandtschaft alles andere als sie zu diesem Schritt ermutigt hat, ihr gesichertes Heim in Deutschland aufzugeben und mit den Kindern ihrem "verrückten Mann" nach Afrika zu folgen.

Bei unserem Haus angekommen, staunen die drei nicht schlecht, als sich das Tor zur Hofeinfahrt wie durch Geisterhand, scheinbar von selbst, auf mein Hupzeichen hin öffnet. Musa hat sich inzwischen meinem Spleen angepaßt, den wohl schnellsten Toröffner von Kaduna zu haben. Irgendwann hatte er die sportliche Herausforderung angenommen, einer der wachsten Torwächter zu sein, vor allem nachdem einmal unglücklicherweise durch etwas schlechtes Timing zwischen sich öffnendem Tor und einfahrendem Bus das Blechtor verbeult wurde. Seitdem unterbricht er seine Gebetszeremonie bereits, wenn er mein Hupen von weitem hört.

Nicht weniger erstaunt sind die drei, als Cyprian, herausgeputzt mit blütenweißem Hemd und blitzenden Schuhen, Carmen mit "Welcome Madam" empfängt und sie durch einen blumengesäumten Weg vorbei an satten Bananenstauden über eine begrünte Terrasse hinein

in ein tipptopp gesäubertes Wohnzimmer führt, in dem ein mit Blumen geschmückter, zum Dinner vorbereiteter Tisch für die Ankommenden bereitsteht.

Spiegelgefecht

"Wer, zum Teufel, verstellt mir eigentlich immer den Spiegel?"

Wütend steigt Carmen, die im Begriff ist, zum Einkaufen zu fahren, aus ihrem Suzuki und fordert mich auf, mich in den Wagen zu setzen und mir die Sache anzusehen.

"Jeden Tag stelle ich mir die Spiegel wieder ein und jeden Morgen sind sie von neuem verdreht, sag' deinem Gärtner, er soll gefälligst seine Finger von den Spiegeln lassen!"

Tatsächlich, der Rückspiegel und beide Außenspiegel sind verstellt, in allen drei Spiegeln kann man sich selbst betrachten, wenn man auf dem Fahrersitz sitzt.

"Joseph, komm bitte mal her!"

Joseph, der Gärtner, steht bereits am geöffneten Hoftor und wartet darauf, daß Carmen hinausfährt.

"Jawohl Sir, ich komme." Ohne Carmen eines Blickes zu würdigen, baut er sich ergeben vor mir auf.

"Hast du die Spiegel verstellt, jeden Tag sind die Spiegel wieder total verdreht?"

"Nein Master, ich verdrehe die Spiegel nicht."

"Irgendeiner muß sie doch verstellen, wer denn sonst, wenn nicht du?"

"Master, ich stelle sie ordentlich ein, falls sie nach dem Waschen verdreht sind."

Die Sache kommt Carmen und mir nicht geheuer vor. Joseph ist neben der Gartenarbeit schließlich für die Pflege der Autos zuständig und den Suzuki spritzt er jeden Tag mit dem Schlauch ab und reibt ihn innen trocken. Dabei kann er schon mal aus Versehen die Spiegel verstellen. Oder sind es vielleicht doch die Kinder, die damit spielen, wenn sie im Wagen herumklettern? Ich habe Michel in Verdacht, er läuft gerade auf der Terrasse den jungen Katzen hinterher.

"Michel, verstellst du die Spiegel andauernd? Du spielst doch ständig im Auto und turnst drin rum!"

Michel fühlt sich gar nicht angesprochen, spielt weiter mit den Katzen. Erst als Carmen ihn fragt, kommt ein langgezogenes "Na-ein" von der Terrasse.

Wir lassen es dabei bewenden, die Sache wird sich schon noch aufklären. Am Bus, mit dem ich zur Arbeit fahre, sind die Spiegel nie verdreht, obwohl Joseph diesen Wagen auch gelegentlich wäscht.

Eigentlich wollten wir überhaupt keinen Gärtner einstellen, das bißchen Gartenarbeit sah ich als Ausgleichssport an und wollte es selbst erledigen. Dies tat ich auch, bis zu jenem Tag, an dem ich mehrere Hibiskussträucher umpflanzen wollte.

Mit nacktem Oberkörper in der Mittagssonne stach ich mit dem Spaten tiefe Löcher rund um einen Strauch, ich mühte mich sichtlich ab, der Schweiß lief mir vom Gesicht. Mein Bemühen blieb nicht unbeobachtet, vom geöffneten Tor her rief mich jemand an, wahrscheinlich ein Bettler oder Pfadfinder, der eine Spende haben wollte. Ich reagierte zunächst nicht.

"Master, das ist keine Arbeit für dich", der Störenfried stand auf einmal neben mir und redete auf mich ein:

"Master, du bist nicht in unserem Land, um Gartenarbeit zu machen. Du arbeitest für Drei und ich habe keine Arbeit. Hier ist ein Brief von meinem früheren Master, daß ich ein guter Hausboy bin und auch schon Gartenarbeit gemacht habe."

Er hielt mir das Papier unter die Nase. Neugierig geworden, ließ ich mich darauf ein, es zu lesen. Währenddessen griff er nach dem Spaten und legte los.

"Hö, hö, nicht so eilig, ich brauche keinen Gärtner, die Gartenarbeit ist mein Hobby, also hör auf, ich brauch dich nicht!"

Doch der selbsternannte Gärtner ließ sich nicht beirren, meinte, er mache nur diese eine Arbeit und wenn ich wieder etwas für ihn haben sollte, dann könne er ja wiederkommen. Okay, sagte ich mir, warum soll er sich nicht ein paar Naira verdienen, für mich ist es kaum der Rede wert und er hat für eine Weile etwas Geld für seinen Lebensunterhalt. Zwei Stunden pro Tag machten wir aus, solange, bis alle Arbeit getan war.

Doch bald hatte der Gärtner auf Zeit, ebenfalls ein Christ aus dem Süden, Kontakt mit unserem Steward Cyprian aufgenommen und dieser bearbeitete mich, ihm den zweiten, leerstehenden Teil seines Quartiers zu überlassen. So wurde aus dem Stundenlöhner ein Festangestellter mit Unterkunft. Das Duo verstand sich bald so gut, daß sie übermütig wurden und sich reichlich der Vorräte aus unserer Speisekammer bedienten. Carmen und ich machten uns zwar Gedanken über unseren hohen Konsum an Lebensmitteln, man soll jedoch nicht immer gleich die Dienstboten verdächtigen, nur weil hin und wieder etwas fehlt. Carmen war ebenfalls berufstätig und konnte sich wenig um den Haushalt kümmern. So dauerte es lange, bis wir stutzig wurden. Die beiden trieben es, da sie uns offensichtlich für reichlich dumm hielten, immer toller und bedienten sich auch an Carmens Geldbörse. Erst als sie Schmuck mitgehen ließen, kamen wir endgültig dahinter und entließen beide.

Jeder warf nun dem anderen vor, der habe ihn verführt, er selbst sei ein guter Christ und wolle nie wieder etwas wegnehmen, wir seien schließlich ebenfalls Christen und sollten ihnen verzeihen können. Gut, wir würden ihnen verzeihen, meinten Carmen und ich, wir würden auch nicht die Polizei rufen, aber am nächsten Tag müssten sie verschwunden sein. Ganz

ohne Nachdruck ging die Entlassungsaktion nicht vor sich, erst nach Einschalten des firmeneigenen Sicherheitsdienstes waren die beiden bereit, das Feld zu räumen.

Der Vorfall hatte sich natürlich in der Nachbarschaft herumgesprochen und noch bevor die beiden ausgezogen waren, machten Angestellte von deutschen Nachbarn ihre Aufwartung bei uns, um uns einen neuen Steward oder Gärtner aus ihrer Verwandtschaft zu vermitteln. Der Job als Gärtner oder Steward bei einem Weißen, vor allem bei einem Deutschen, war begehrt, viel begehrt als Dienst bei einem reichen Nigerianer zu tun. Und da wir bereits neben dem Nachtwächter zwei Hausangestellte hatten, war für alle Leute in der Umgegend klar, daß wir nach dem Rausschmiß der beiden wieder neue Leute benötigten.

Jetzt waren wir natürlich wählerisch, noch einmal so einen Reinfluss wollten wir nicht erleben. So nahmen wir schließlich Ibrahim, einen Haussa, als Steward und Joseph, einen Ibo, als Gärtner, denn angeblich war es gut, nicht zwei von einem Volksstamm zusammen im Hause zu haben. Die Schwester von Joseph arbeitete als Kindermädchen bei einem meiner Kollegen und sie erzählte Carmen davon, wie sie mit ihrem kleinen Bruder, nachdem sie ihre Eltern im Biafrakrieg verloren hatte, flüchten mußte und im Norden Arbeit und Brot fand. Der kleine Bruder war inzwischen groß, mit der Schule fertig und zurzeit ohne Arbeit.

Das Waisenkind Joseph war zwar für mein Empfinden etwas zu unterwürfig, bemühte sich aber redlich, es mir recht zu machen. Carmen gegenüber war er manchmal etwas bockiger, vor allem, wenn er glaubte, ich hätte etwas anderes veranlaßt, als sie ihm aufgab. So geschah es nach ein paar Vorkommnissen, bei denen Joseph Carmen widersprach, daß sie mir gegenüber nur noch von "deinem Gärtner" sprach.

Nach der "Spiegel- Affäre" nehme ich mir vor, Joseph etwas auf die Finger zu sehen und da er davon träumt, eines Tages Physik zu studieren, will ich seinen Technikenntnissen ein bißchen nachhelfen. Für das Studium braucht er schließlich Geld, also kann er sich ein paar Naira dazu verdienen, indem er sich um die Pflege und Wartung der Autos und um die Fahrräder der Kinder kümmert.

Als nächstbeste Gelegenheit ergibt sich ein Ölwechsel am VW-Bus. Öl bringe ich mit, die Werkzeugtasche befindet sich im Auto. Zeigen brauche ich ihm nichts, er weiß angeblich, wie alles geht. Also lasse ich ihn allein, setze mich auf die Terrasse und genieße die angenehme Ruhepause. Ich höre Joseph zwar hin und wieder unter dem Auto auf dem Vorhof ächzen und stöhnen, doch der macht das schon, laß ihn nur werkeln, was soll er schon falsch machen?

Und dann steht er doch vor mir, voll mit schwarzem Öl von oben bis unten, den Rest eines abgebrochenen Schraubenschlüssels in der Hand:

"Master, der Schlüssel."

"Was ist mit dem Schlüssel?" Ich stelle mich dumm, obwohl ich sehe, daß das Werkzeug abgebrochen ist.

"Der Schlüssel ist gebrochen."

Ruhig bleiben, nur nicht die Beherrschung verlieren, hoffentlich hat er nicht die Schrauben im Motorblock überdreht, wenn schon der Schlüssel abreißt.

"Okay, Joseph, ich sehe, daß der Schlüssel abgerissen ist, aber wie ist das passiert?"

Seine Antwort warte ich nicht ab, laufe zum Auto, traue meinen Augen nicht: Unter dem Bus ist eine riesige Öllache, so, als hätte er das ganze Öl in den Boden abgelassen. Wahrscheinlich hat er die Ölwanne nach dem Ablassen des Altöls aus Versehen umgekippt, doch ich sehe keine Ölwanne. Betont ruhig, scheinbar unberührt, frage ich Joseph:

"Wo hast du denn die Ölwanne hingetan?"

"Welche Ölwanne?"

"Die Schüssel, in die du das alte Öl abgelassen hast, zum Donnerwetter!"

Joseph schaut mich an, verständnislos.

"Master, du hast mir neues Öl gegeben, das alte brauchen wir nicht mehr."

"Soll das heißen, du hast das ganze Öl in den Sand laufen lassen?"

So dumm kann doch kein Mensch sein. Meine Beherrschung ist jetzt doch hinüber, Joseph sieht meine Wut, sagt kein Wort.

"Okay, aus, Schluß, du kannst gehen. Das war das letzte Mal, daß du dich am Auto zu schaffen gemacht hast, ab jetzt nur noch Gartenarbeit."

Mir ist es in dem Moment gleichgültig, ob er beleidigt ist oder nicht, ich bin so wütend auf ihn, daß er mir die nächste Zeit aus dem Weg geht und sich nur noch mit dem Bewässern der Bananenstauden und Laubverbrennen beschäftigt.

Die nächsten Tage achte ich bei den Tankstellen darauf, wie die Plätze aussehen, an denen Ölwechsel vorgenommen wird. Der Gedanke liegt nahe, daß Joseph sich seine besondere Methode des Ölablassens vorher woanders abgeschaut haben muß. Der Erdboden an den Reparaturwerkstätten ist dermaßen geschwärzt von altem Öl, das kann nicht nur von versehentlich verschütteten Ölresten herrühren. Man kann sogar den Eindruck gewinnen, daß der schwarze Boden als ein Markenzeichen für eine gute Servicestelle gilt, je schwärzer, desto besser der Umsatz. Allmählich kann ich Joseph verstehen, er wußte es eben nicht besser, wer hat ihm denn gesagt, daß das Altöl das Grundwasser verseucht?

Ein paar Tage später gibt mir Joseph all die Bücher über Technik, die er sich von mir geliehen hatte, zurück, er habe sich entschieden, doch lieber Psychologie zu studieren, für Physik oder Mechanik habe er keine Neigung. Habe ich ihn dermaßen verunsichert mit meiner Wut? Für Psychologie habe ich aber keine Nebenbeschäftigung für ihn, und er wolle sich doch Geld für sein Studium verdienen, ob er es nicht noch einmal versuchen wolle, am Bus müsse ein neues Zugseil für das Gaspedal eingebaut werden?

Nachdem ich ihm alles gezeigt hatte und ihm bei der Reparatur behilflich war, verlief alles gut und Joseph fühlte sich als Mechaniker rehabilitiert. Von nun an beschäftigte er sich wieder mit Vorliebe mit den Autos. An Carmens Suzuki hatte er seit dem Streitfall mit den Spiegeln nichts mehr gemacht. Jetzt sitzt er wieder darin, reibt alles trocken, nachdem er mit dem Schlauch den feinen Staub abgespritzt hatte. Von der Terrasse sehe ich ihm zu, wie er sich zunächst im Außenspiegel, dann im Innenspiegel betrachtet. Er verstellt die Spiegel solange, bis er sich in seiner Sitzposition richtig sehen kann.

Also doch, denke ich mir, ich bin gespannt, ob er sie wieder richtig einstellt. Doch nach einer Weile verläßt er den Wagen, die Spiegel bleiben, wie sie sind. Das bringt ihm bestimmt wieder Ärger mit Carmen ein, das muß nicht sein:

"Joseph, komm doch bitte mal her! Warum stellst du denn die Spiegel nicht wieder zurück, wenn du sie schon verdrehst?"

"Master, die Spiegel waren verdreht, ich hab sie richtig eingestellt."

"Ja, willst du mich für dumm verkaufen, ich hab doch geseh'n, wie du sie verdreht hast!"

"Master, ich lüge nicht, ich habe sie nur eingestellt."

Das geht mir dann doch zu weit! Daß er mich dermaßen dreist anlügt, hätte ich ihm nicht zugetraut.

"Komm, setz dich noch einmal rein und schau dir die Spiegel an!"

Joseph setzt sich in den Fahrersitz, prüft jeden Spiegel und schaut mich triumphierend an:

"Alle sind genau eingestellt Master, ich kann mich sehr gut darin sehen!"

Kann es wirklich sein, daß er denkt, die Spiegel sind dazu da, um sich selbst anschauen zu können? Ich fasse es nicht! Aber wieso hat er dann die Spiegel im Bus in Ruhe gelassen?

"Und was ist mit dem Bus, wieso verstellst du die Spiegel nicht?"

"Nein, Master", und er grinst über das ganze Gesicht, "ich hab schon gesehen, daß du nie hineinschaust, du brauchst sie nicht."

Ein paar Tage lasse ich ihn bei seiner Spiegelphilosophie, frage Konrad, den bayrischen Kraftfahrzeugmeister, ob denn so etwas möglich sei. Konrad ist schon sieben Jahre im Land der "Dunkelgrünen", wie er zu sagen pflegt. Er ist für die Ausbildung von nigerianischen Automechanikern zuständig. Er ist nicht ein bißchen beeindruckt von meiner Geschichte:

"Woher soin die des denn wissen? Sogar oana, der an Führerschein hat, woas doch ned, wofür a so a Klump da is. Schau dir doch die Autos auf der Straß' an, da find'st ned a oanzig's, an dem a Spiagl richtig eing'stellt is. Koina von dene schaut doch da nei."

Und tatsächlich, bei der Heimfahrt achte ich auf jedes einzelne Auto. Nicht ein einziger Fahrer schaut in den Rückspiegel oder gibt Blinkzeichen beim wechseln der Spur! Vielmehr wird bei heruntergelassenem Fenster mit dem Arm gerudert, die Hand zeigt, ob man zurückbleiben oder schnell vorbei fahren soll.

Eigentlich habe ich es mir selbst auch schon längst angewöhnt, die direkte Kommunikation mit Handzeichen funktioniert sogar bei größtem Gedränge im Kreisverkehr, mir war das bloß noch nicht bewusst geworden.

Ein "Baturi" fällt vom Himmel

Die Bäume unter mir werden größer und größer. Ich verliere schneller an Höhe, als ich dachte. Auf jeden Fall muß ich um den Berg herumfliegen, hinein in den Gegenwind, damit der Drachen nicht zu schnell sinkt. Soweit ich weiß, muß links vor dem Berg freie Ackerfläche sein, auf der ich landen kann. Vor mir kommt ein Dorf in Sicht, dahinter sehe ich freie Flächen, dort kann ich gewiß hinunter. Die Rundhütten kommen schnell auf mich zu, hier unten trägt mich der Aufwind am Berg nicht mehr, ich gelange schon zu weit in die Luftwirbel des gegenüberliegenden Hügels. Besser, ich lande noch vor den Hütten, sicher ist sicher. Aber dort stehen zu viele Palmen und große Baobab- Bäume, überall schottriger Felsen. Ein schneller Blick auf den Höhenmesser, 50 Meter nur noch, ich muß mich entscheiden. Kann ich noch über das Dorf fliegen? Da, links im Dorf, sehe ich eine größere Baumücke, die Hütten sind an dieser Stelle alle schilfbedeckt, keine Blechdächer, die mir im Falle einer Bruchlandung gefährlich werden könnten, also hinüber.

In Baumwipfelhöhe überfliege ich das Dorf. Die Hühner reagieren zuerst, sie flattern aufgeregt in alle Himmelsrichtungen davon, halten den Drachen für einen Riesenvogel. Die Ziegen lassen sich anstecken und springen wild umher. Einige Kinder laufen zusammen, zeigen auf mich, den unter dem Fluggerät hängenden Menschen, winken und rufen. Durch die ohrgroßen Löcher in meinem Helm kann ich alles hören, das Geschrei der Kinder und das sich überschlagende Gegacker der aufgescheuchten Hühner. Mit der rechten Hand lasse ich den Steuerbügel los, winke den Kindern laut juchzend zu.

Jetzt laufen alle aus ihren Hütten, das ganze Dorf ist aus dem Häuschen. Eine Böe hebt den rechten Flügel des Fluggerätes, schnell nehme ich die Hand zurück an den Steuerbügel, auf keinen Fall darf ich jetzt zu langsam fliegen.

Alles passiert zugleich, ich ziehe meinen Körper nach vorn, ein Blick auf den Fahrtmesser zeigt mir, daß ich zu langsam werde, und mit ganzer Kraft ziehe ich meinen Körper noch weiter vorwärts und gleichzeitig nach rechts gegen die hochragende Tragfläche, schaue dabei geradeaus, um einen geeigneten Landeplatz ausfindig zu machen: Dort vorn, auf dem hellen Felsplateau, hinter einem mit Büschen umsäumten Graben, werde ich landen.

Der Sicherheit wegen fliege ich etwas schneller als üblich über die letzten Hütten, nur wenige Meter unter mir ziehen die Schilfdächer vorbei. So, wie sich die Ereignisse in den letzten

Augenblicken meines Fluges zeitlich zusammendrängen, so konzentriert laufen die Gedanken durch meinen Kopf. Ich weiß, ich habe es geschafft, bleibe aber noch in meinem Gurtzeug liegen, darf mich nicht zur Landung aufrichten, sonst bremst mein Körper zu sehr, und ich erreiche das Felsplateau nicht mehr. Jetzt kommt der Graben, Abwasser aus dem Dorf, der Wind treibt mir den Geruch entgegen, dort will ich auf keinen Fall hinein. Also nicht ganz so viel Geschwindigkeit, sonst gleitet der Drachen nicht mehr darüber hinweg.

Schon streife ich mit einem der Landerädchen ein paar Zweige eines Busches hinter dem Graben. Ich liege immer noch in meinem Gurtzeug. Jetzt muß ich mich schnell aufrichten, damit ich auf den Füßen landen kann.

Alles geht wie von selbst, ich drücke die Nase des Drachens langsam hoch, die Geschwindigkeit wird geringer. Ich darf das Gerät nicht zu früh aufrichten, sonst mache ich noch einen Luftsprung. Jetzt, beherzt drücke ich den Steuerbügel nach vorn, jäh bäumt sich der Drachen auf, meine Beine werden wie von selbst nach vorn geschleudert und strecken sich wie bei einem landenden Vogel. Stehend fange ich das Fluggerät auf meinen Schultern ab, stelle es mit den Rädern auf den Felsboden. Eine Landung wie im Bilderbuch, geht es mir durch den Kopf.

Zuallererst nehme ich meinen schweißnassen Helm ab, versuche dann, mich von meinem Drachen zu befreien. Das ist nicht einfach, meine Hände zittern leicht beim Aufschrauben des Karabinerhakens, der mich mit dem Fluggerät verbindet. Die nervliche Anspannung weicht allmählich von mir. Ich klettere unter dem Drachen hervor, um die Gegend in Augenschein zu nehmen.

Rings um mich herum steht in großer Distanz eine Menschenmenge wie eine Mauer. Kein Laut ist zu hören, alle schauen gebannt auf mich, den in Gurtzeug und Fallschirm wohl befremdlich aussehenden Weißen, der vom Himmel fiel.

Meine Augen wandern die Menschenmauer entlang, tasten sie ab auf der Suche nach dem "Chief". Bei einer auffallenden Erscheinung verharrt mein Blick: Ein blaues, langes, bis zu den Knöcheln reichendes Hemd, besetzt mit weißer Stickerei. Die Kappe aus dem gleichem Stoff ist ebenfalls weiß bestickt. Das tiefschwarze Gesicht wird umrahmt von einem weißen Bart, der Mann macht einen würdevollen Eindruck.

Der muß es sein, einige Schritte auf ihn zugehend, rufe ich ein paar Begrüßungsworte in Hausa: "Zannu, Zannu" und "Lafiya".

"Yauwa, zannu" erwidert der Alte, kein Zweifel, es ist der "Chief". Doch damit habe ich nicht gerechnet: Der Bann ist gebrochen, wie auf ein Kommando stürmt die Menge auf mich zu, vorneweg die Kinder, schrille Entzückensschreie ausstoßend. Indem ich mir einen Weg durch die Menge bahne, strecke ich dem Dorfobersten die Hand entgegen. Noch einmal gehen die Begrüßungsworte beim Händeschütteln hin und her, unruhig blicke ich dabei auf die Kinder.

Doch sie halten sich zurück, jeder achtet ehrfurchtsvoll darauf, den Drachen nicht zu berühren oder darauf zu treten. Als ich ein paar ältere Jungen frage, ob sie englisch sprechen, antworten sie stolz: "Yes Sir" und bedrängen mich mit Fragen, woher ich komme. Einige ältere Jungen geben schnell zu erkennen, daß der Drache ein Fluggerät ist, nicht vom Himmel fiel wie einige denken, sondern von ihrem Berg herunterkam.

Ein Blick auf die Uhr läßt mich erschrecken, beim Beantworten der auf mich einstürmenden Fragen habe ich vergessen, daß es schon sehr spät ist, in knapp zwei Stunden wird es stockfinster sein. Ich muß zurück zu dem Dorf, von dem aus ich mit Rudi und Antje und einer Trägermannschaft aufgestiegen war. Schnell baue ich den Drachen ab, einige junge Männer helfen mir dabei, wobei sie sich nicht ungeschickt anstellen, und in ein paar Minuten ist alles verpackt, den Packsack hatte ich, am Drachen verschnürt, wohlweislich mitgebracht.

Ganz selbstverständlich laden sich fünf junge Männer den verpackten Drachen auf den Kopf und ziehen damit los, nachdem ich ihnen erklärt habe, daß mein Auto im nächsten Dorf steht. Ich marschiere den vorauseilenden jungen Leuten hinterher, gefolgt von der gesamten Kinderschar.

Als wir das nächste Dorf erreichen, kann ich den VW-Bus nicht finden und stelle fest, daß es sich nicht um jenes Dorf handelt, von dem aus wir starteten. Skeptisch frage ich nun vorsichtshalber, ob denn das nächste Dorf Kotorkoshi sei.

"Kotorkoshi? Das Dorf an der großen Straße? Das ist noch zwei Dörfer weiter, das übernächste, man geht eine halbe Stunde zu Fuß."

Das Ganze ist mir rätselhaft, habe ich mich dermaßen verschätzt? Eilig breche ich auf, außer den Trägern folgen nur noch wenige Dorfbewohner. Nach einer Weile bemerke ich, daß ich weit vorauslaufe und die Träger immer langsamer werden. Ungeduldig gehe ich wieder zurück, rede auf die vorher so hilfsbereiten Haussa ein, biete ihnen Geld für ihre Hilfe an, sie konnten ja nicht wissen, wie weit entfernt mein Auto steht. Aber selbst dieses Angebot begeistert sie nicht.

Da habe ich eine Idee: Das Fahrrad des Jungen, der die ganze Zeit neben mir herfuhr, kann weiterhelfen. Dieser übergibt es mir zögernd nachdem ich ihm Helm und Höhenmesser als Pfand anvertraue. Eilig radele ich den Lateritweg bis zum übernächsten Dorf entlang. "Baturi, Baturi" rufen mir die Kinder hinterher. Ein "Baturi", ein Weißer in dieser Gegend ist schon eine Seltenheit, aber einer auf dem Fahrrad, so etwas hatte die Welt noch nicht gesehen.

Tatsächlich, ich finde den Bus wieder, doch es gibt keine Spur von Rudi und Antje. Egal, schnell steige ich ein und fahre zurück, lade den Drachen auf, verabschiede mich von den Trägern und fahre schnell zurück. Rudi und Antje sollen mich nicht unnötig suchen müssen, wenn sie beim Auto eintreffen.

Doch von den beiden ist noch immer nichts zu sehen. Erst jetzt bemerke ich meine trockene Kehle und den unbändiger Durst. Wasser ist reichlich vorhanden, in großen Zügen trinke ich es direkt aus einem der Kanister und kippe mir auch etwas über Kopf und Rücken. Ich fühle mich zwar erfrischt, jedoch beschleicht mich ein Gefühl der Ratlosigkeit.

Bis zum Einbruch der Dunkelheit dauert es noch etwa eine Stunde, Rudi und Antje müßten längst wieder da sein. Doch dann mache ich mir klar, daß sie ja den gleichen Weg, den wir gemeinsam bergauf stiegen, zu Fuß zurückmüssen, und das dauert länger als zu fliegen und dann die Straße zurückzuradeln.

•••

Dabei hatten wir lediglich einen gemütlichen Sonntagsausflug geplant. Rudi, ein Hamburger Geschäftsmann, der sich in Nigeria selbständig gemacht hatte, war viel unterwegs. Er hatte mir den Tip mit dem herrlichen Inselberg Kotorkoshi gegeben. Er und seine Frau Antje unternahmen häufig Bergwanderungen, ich war nicht gern allein unterwegs bei meinen Flugabenteuern, wir taten uns zusammen. Nachdem wir den rund und gefällig anmutenden Felsenberg vor Ort in Augenschein genommen hatten, waren wir von einem einstündigen Aufstieg ohne große Anstrengung ausgegangen. Träger aus dem Dorf sollten den Drachen auf die runde Bergkuppel hinauftragen, die etwa 300 Meter über dem Dorf steil aufragte. Nach einem schönen Flug wollte ich direkt in der Nähe des Autos auf einem abgeernteten Maisfeld landen, während meine beiden Helfer wieder abstiegen.

Die Schwierigkeit fing damit an, daß wir zunächst keine Träger organisieren konnten. Es war bisher noch nie ein Problem gewesen, junge Männer zu finden, die den Drachen auf den Berg trugen, warum sollte es in dieser Gegend nicht klappen?

Das Fluggerät, den Fallschirm und das Gurtzeug selbst bergauf zu tragen, daran war bei diesen Temperaturen nicht zu denken. Also packten Rudi und ich den Drachen auf die Schulter, Antje nahm die Tasche mit Gurt und Fallschirm und wir machten uns auf ins Dorf, um Träger anzuheuern.

Vor einem der ersten Lehmziegelhäuser saß ein vielleicht dreißigjähriger Haussa auf der Treppe und nähte. Wir legten den Drachen ab und fragten ihn, ob er mit ein paar anderen Leuten, vielleicht drei oder vier, den Drachen auf den Berg tragen könnte. Ich zeigte auf die senkrecht vor uns aufragende Felswand und erklärte ihm, daß ich von dort oben mit dem Fluggerät herunterfliegen wolle. Der Mann aus Kotorkoshi legte sein Nähzeug beiseite, betrachtete sich die lange Packhülle, hob sie prüfend an einer Seite hoch und wir handelten einen Preis aus, der uns beiden angemessen erschien. Aber statt junge Männer oder Jugendliche anzuheuern, rief er einige halbwüchsige Kinder herbei. Diese packten sich zu zehnt den Drachen auf den Kopf und los ging es im Eiltempo. Rudi, Antje und ich trotteten

zusammen mit dem Haussa dem schnell laufenden "Tausendfüßler" hinterher, gefolgt von einigen Mädchen.

Ich dachte mir nicht allzuviel dabei, halbwüchsige Jungen meinen Drachen tragen zu sehen, da es in diesem Land üblich ist, daß Kinder für ein Taschengeld auf dem Markt den Erwachsenen die oft schweren Lasten tragen. Außerdem schien der Aufstieg nicht sehr lang zu werden. Tatsächlich, bei dem Tempo, welches die zehn Haussakinder vorlegten, waren wir schon nach gut vierzig Minuten auf dem Berg.

Oben hatten wir eine herrliche Aussicht, das ganze weite Land lag uns zu Füßen. Dicht unter uns befand sich wie im Bilderbuch anzuschauen, das kreisförmig angelegte Dorf mit Schilf- und Blechdächern. Dahinter erstreckten sich weite, ebene Felder. In mir kam ein Glücksgefühl auf bei dem Gedanken, hier hinauszustarten, am Berg entlang im Aufwind zu fliegen und nach vielleicht nach einer Stunde problemlos zu landen.

Zunächst fiel mir auf, daß die Milane, die großen schwarzen Greifvögel, ein untrügliches Zeichen für aufsteigende, tragende Luft, nicht mehr zu sehen waren. Als wir vorher von der großen Straße aus nach oben geblickt hatten, war der Himmel vor dem Berg voll von ihnen gewesen. Ich rupfte ein Grasbüschel aus und warf es hoch in die Luft. Der Wind kam seitlich von hinten, für einen Drachenflieger hieß das: Starten unmöglich. Gerade hier in Afrika wollte ich kein unnötiges Verletzungsrisiko eingehen. Also abwarten, der Wind würde schon wieder zurückdrehen.

Eine Viertelstunde war vergangen, immer noch herrschte Rückenwind, und wo waren die Milane? Sie waren weit drüben, hoch oben auf der anderen Seite, dort mußte ebenfalls ein schöner Berg sein, der den Wind aufwärts lenkt. Überhaupt sah hier oben alles anders aus als von unten betrachtet. Wir hatten angenommen, der Kotorkoshi sei nur ein einziger Berg, länglich rund und frei nach allen Seiten. Doch als wir oben ankamen, mußten wir feststellen, daß das Bergmassiv wie ein riesiges Hufeisen mit einem großen, bewaldeten Tal in der Mitte angelegt war. Wir standen an dem einen Ende des Hufeisens und die Vögel flogen auf dem anderen Ende. Was tun?

Ich beriet mich mit Rudi und Antje und wir beschlossen, hinüber auf das andere Ende des Bergmassivs zu laufen. Wir hatten noch genügend Zeit und fühlten uns fit für eine weitere Wanderung. Nur die Trägermannschaft war nicht ganz unserer Meinung, aber als wir erneut über den Preis diskutierten und uns auf den doppelten Betrag einigten, war der Vater und Onkel der vielen Kinder, als der er sich mittlerweile zu erkennen gegeben hatte, einverstanden. Querfeldein, durch sumpfiges Gras, das weit über unsere Köpfe ragte, bahnten wir uns einen Weg. Nach einer halben Stunde waren wir auf dem gegenüberliegenden Felsrücken angelangt.

So, das war's dann, die zehn kleinen Träger legten den Drachen ab und wollten sich schnell verabschieden. Inzwischen jedoch mißtrauisch geworden, war ich einige hundert Meter voraus gelaufen und hatte meinen neuen "Startplatz" inspiziert: Es war wieder nichts. Der Wind stimmte zwar noch, aber vor mir tat sich eine lange Felsenschlucht auf und davor ein weiterer langgezogener Felsenrücken, etwa auf gleicher Höhe. Die Felsen hatten die Form von Fingern, die dazwischen liegende, steil abfallende Schlucht war schier unüberwindlich.

Es blieb nur eine Lösung, wollten wir das Unternehmen nicht ganz abbrechen, wir mußten zurück zur "Fingerwurzel", auf den "Handrücken" und dann auf den nächsten Berg, der, so schien es von hier aus, frei nach unten abfiel.

Doch all meine Überredungskünste gegenüber der "Trägermannschaft" waren vergeblich. Ich konnte sie verstehen: Die Jungen waren müde und hatten nichts zu trinken, wir selbst trugen nichts bei uns außer zwei Tüten Orangensaft. Nur das eine wurmte mich: Der Vater der Mannschaft hatte selbst wenig getragen. Ihn wollte ich dazu bringen, weiter mit uns zum nächsten Felsen zu marschieren. Er zeigte jedoch kein Interesse, auch ein weiteres Geldangebot verfehlte seine Wirkung. Es war nichts zu machen, der Hausa lief mit seinen Jungen zurück, verärgert blickte ich ihm hinterher.

Wortlos hoben Rudi und ich den Drachen auf, Antje trug die Tasche und wir marschierten den Felsrücken zurück, etwas bergab bis zur Wurzel und den nächsten Felsenfinger wieder hinauf. Doch siehe da, je weiter wir den neuen Felsrücken hinauf marschierten, desto tiefer tat sich vor uns eine neue Schlucht auf und ein weiterer "Finger" zeigte sich gegenüber. Die andere Seite des Hufeisens stellte sich als Hand mit vielen Fingern heraus. Der riesige Berg hatte sein wahres Gesicht erst nach der Besteigung offenbart. Von unten schien er einfach zu besteigen, ein einzelner Inselberg, wie er recht häufig in diesem Teil Afrikas vorkommt: Ein an der Vorderseite senkrecht aus dem Boden schießendes Felsmassiv, rund und glatt, nach hinten allmählich abfallend und leicht begehbar. Seine wirkliche Gestalt war dem Betrachter unten auf der Straße verborgen geblieben. Das kam häufig dabei heraus, wenn man in diesem fremden Kontinent eine vorschnelle Einschätzung von einem Sachverhalt einnahm, man mußte stets dafür bezahlen.

Wir waren geschafft, es hatte keinen Sinn mehr. Rudi, Antje und ich setzten uns zusammen und berieten folgendes: Den Drachen wollten wir hier im Gebüsch verstecken und am nächsten Wochenende wieder abholen. Es war inzwischen später Nachmittag geworden und wir brauchten schließlich noch Zeit für den Abstieg.

Ich hatte mich schon mit dem Gedanken abgefunden, da sah ich sie: Mehr als zehn, vielleicht fünfzehn Milane kreisten in einiger Höhe über dem nächsten Felsenfinger. Es ärgerte mich unheimlich, daß ich jetzt, angesichts der kreisenden Vögel aufgeben sollte und es gelang mir, meine Begleiter zu einem letzten Versuch zu überreden. Wir gaben uns noch eine

Viertelstunde Zeit, wenn wir dann keine geeignete Startmöglichkeit finden sollten, wollten wir umkehren.

Und tatsächlich, die Vögel hatten Recht: Der nächste Felsrücken fiel frei nach vorne ab und der Wind stand günstig.

Doch an einen schnellen Aufbau des Drachens war nicht mehr zu denken. Erschöpfung zeigte sich und ich mußte mich zunächst etwas ausruhen. Wir teilten uns die letzte Tüte Orangensaft, eklig süß, nicht gegen Durst geeignet. Und wieder waren es die Milane, die mich dazu brachten, mich aufzuraffen, sie zogen nämlich immer mehr nach links, weg von dem Hang, an dem wir uns befanden. Erneut machte ich den Test mit dem Grasbüschel: Richtig, der Wind hatte nach links gedreht, aber noch ging es. Eile schien jedoch geboten.

Alle meine Reserven zusammennehmend, baute ich in kurzer Zeit den Drachen auf, prüfte routinemäßig alle Verbindungsbolzen und Sicherungen. Mit Rudis Hilfe machte ich noch eine Liegeprobe mit dem Gurtzeug, meine beiden Helfer wünschten mir Hals- und Beinbruch und dann rannte ich los, was meine Kräfte noch hergaben, flog hinaus ins Tal, hielt mich dann links am Berg, da, wo die Milane kreisten.

•••

Dies alles geht mir nochmals durch den Kopf, als ich jetzt unten am Auto stehe und Rudi und Antje noch nicht zurück sind. Ich mache mir Vorwürfe, vielleicht haben sich die beiden beim Abstieg verlaufen oder verletzt, sie waren ganz allein, ohne Führer. Ich habe sie in diese verzwickte Lage gebracht, sie konnten nicht wissen, daß es ein so langer Ausflug werden würde. Ohne Wasser und Proviant mitzunehmen, haben wir uns auf eine stundenlange Bergtour eingelassen.

Schnell packe ich einen Rucksack mit Wasser, Erste Hilfe-Kasten und Taschenlampe, laufe ins Dorf, um eine Suchmannschaft zu organisieren. In einer knappen Stunde ist es Nacht, dann finden die beiden nicht mehr zurück.

Im Dorf angelangt, sehe ich schon von weitem den Vater der Trägermannschaft. Wieder sitzt er vor dem Haus auf den Steintreppen, jetzt putzt er Schuhe. Er hat sich bereits umgezogen, sieht ungemein schneie aus und wienert lediglich noch seine Lackschuhe.

Er ist nicht im Geringsten verstimmt mir gegenüber, obwohl ich ihn nicht gerade freundlich bei unserer Trennung verabschiedete, im Gegenteil, er begrüßt mich wie einen alten Bekannten und fragt mich, wie alles ausgegangen sei. Sorgenvoll berichte ich ihm von dem Ausbleiben meiner beiden Begleiter und erkläre, daß wir etwas unternehmen müßten. Der Mann aus Kotorkoshi meint jedoch ruhig und freundlich, ich solle mir keine Sorgen machen, die beiden kämen schon rechtzeitig vor der Dunkelheit wieder. Ich bedränge ihn, er solle mit mir gehen, er kenne sich aus und es handle sich um einen Notfall. "Don't worry", meint der freundlich gestimmte Hausa wieder, "they are coming".

Es hat keinen Zweck mit ihm, denke ich verzweifelt, die Zeit vergeht und nichts geschieht. Ich frage nach den beiden größeren Jungen, die nachmittags beim Tragen geholfen hatten. Einen von beiden entdeckte ich einige Häuser weiter. Ich laufe hin, erkläre ihm hastig die Situation. Doch auch der Junge bleibt ganz ruhig und erklärt, die beiden Vermißten werden schon wiederkommen. Langsam habe ich den Verdacht, daß die Unbekümmertheit der beiden Afrikaner aus Angst vor der Dunkelheit nur vorgetäuscht wird, um einer möglichen nächtlichen Suchaktion zu entgehen. Nach endlos erscheinenden zehn Minuten kann ich den Haussa-Jungen mit Engelszungen zu folgendem Plan überreden: Falls er noch einen anderen größeren Jungen auftreibt, der bei der Suchaktion mitmacht, bekommt jeder von ihnen soviel Geld, wie sein Vater dafür erhielt, daß sie den Drachen hinauftrugen. Er akzeptiert schließlich, bald findet sich ein zweiter Junge und nach einer weiteren Viertelstunde sind wir bereit aufzubrechen.

Beim Abmarsch fühle ich mich erleichtert darüber, daß ich nicht untätig herumsitzen und mir quälende Gedanken und Vorwürfe machen muß. Gerade, als wir den Weg einschlagen, der den Berg hinaufführt, kommen uns Rudi und Antje erschöpft, aber heil entgegen. Als die beiden meinen Rucksack und den Behälter mit eisgekühltem Wasser sehen, sind sie so erleichtert, daß keinerlei Klagen über ihre Lippen kommen.

Freudestrahlend ziehe ich nach einer Weile mit den beiden Rückkehrern wieder bei dem Mann aus Kotorkoshi vorbei, der sich jetzt, ausgefertigt, vor der Haustür eine Zigarette anzündet. Er lacht über das ganze Gesicht: "You see, they are coming!"

Die Prüfungsordnung

Amadu Audu, Student im 6. Semester, Examenskandidat, baut sich gewichtig vor meinem Schreibtisch auf:

"Herr Vogler, wann soll ich die Nachklausur schreiben?"

"Es gibt keine weitere Klausur, das habe ich ihnen bereits eindeutig zu verstehen gegeben."

"Herr Vogler, der Direktor hat mir soeben erklärt, daß ich eine Nacharbeit schreiben darf und sie sollen Fragen zusammenstellen."

"Herr Audu, der Direktor kann ihnen soviel erklären wie er will, ich bin ihr Dozent für die Fächer, in denen sie durchgefallen sind, und ich halte mich an die Prüfungsordnung, und die hat ihr Herr Direktor mit verabschiedet."

"Ganz recht, Herr Vogler, und nach der Prüfungsordnung habe ich das Recht auf zwei Nachklausuren, das sollten sie doch wohl wissen."

"Sehr wohl, Herr Audu, nur steht in der Prüfungsordnung auch, daß eine Nachklausur nur in Frage kommt, wenn bei den Hauptklausuren eine bestimmte Mindestpunktzahl erreicht wurde. Und die ist in ihrem Fall nun mal leider nicht erreicht worden, so, und jetzt lassen sie mich bitte in Ruhe, ich habe noch zu tun!"

Student Audu ist nicht geneigt, mich in Ruhe zu lassen, seine Miene zeigt Beharrlichkeit, er steht vor meinem Schreibtisch und weicht nicht von der Stelle.

Diesmal lasse ich mich nicht herumkriegen, schon viel zu oft habe ich nachgegeben. Gerade Audu ist ein Beispiel für jemanden, der glaubt, weil er schon einen Dienstrang höher bekleidet als seine Studienkollegen und daher auch Kurssprecher wurde, brauche er sich nicht mehr anzustrengen und bekomme sein Examen geschenkt. Die nigerianischen Dozenten wagen nicht, ihn durchfallen zu lassen, einige sind sogar in der mißlichen Lage, einen niedrigeren Offiziersrang als er zu haben. Angeblich soll das nicht zählen, auf der letzten Lehrerkonferenz wurde eindeutig festgehalten, daß es für niemanden Privilegien geben dürfe, ganz gleich, welchen Rang er habe und aus welchem Regierungsbezirk er käme. Bei der Aufnahmeprüfung mache man nur deswegen Ausnahmen, um aus allen Landesteilen Studenten an die Akademie aufnehmen zu können. Bei der Prüfung solle jedoch mit gleichem Maß gemessen werden. Notfalls müßten eben weniger begabte Studenten wiederholen oder auf die Mechanikerschule überwechseln.

Werner, mein deutscher Kollege, ist weniger zimperlich als ich. Knallhart läßt er in den Prüfungsfächern, die er unterrichtet, Kandidaten mit zu geringer Punktzahl durchfallen, entsprechend hat er sich bei den betroffenen Studenten Ärger eingehandelt. Die Auseinandersetzungen mit ihnen führt er in einer solchen Lautstärke, daß man sie über die Schächte der zentralen Klimaanlage in allen Räumen hören kann. So weit geht meine Liebe zur deutschen Gründlichkeit nicht, daß ich dafür bereit bin, mich ständig zu streiten. Andererseits haben Werner und ich zusammen mit einem englischen Kollegen beschlossen, ein weiteres Absinken des Lehrniveaus nicht zuzulassen. Schließlich hat man uns ins Land geholt, damit die Fachhochschule europäischen Standard repräsentiert. Die Schule ist ohnehin mehr ein Vorzeigeobjekt als eine Ausbildungsstätte, mit dem vor in- und ausländischen Besuchern "afrikanisches Niveau" demonstriert wird. Wir wollen jedoch zumindest ein Minimum an Qualität für Ausbildung und Prüfung halten, sonst haben wir hier keine Daseinsberechtigung.

Mit viel Mühe, endlosen Debatten und schließlich allgemeinem Konsens hatten wir die Prüfungsordnung ausgearbeitet. Kaum ist sie verabschiedet, wird sie von der nigerianischen Leitung schon wieder untergraben. Doch dieses Mal bleibe ich hart, keine Frage.

• • •

Am Anfang war ich ganz gut zurechtgekommen mit den Studenten. Es waren nicht nur Nigerianer, sondern auch Austauschstudenten aus anderen afrikanischen Ländern wie Togo oder Zimbabwe darunter. Einige wenige hatten bereits ein paar Semester in Europa oder Amerika studiert. So war das fachliche Niveau der meisten Studenten recht hoch, die guten zogen die weniger begabten mit. Es gab keine Probleme mit Überforderung, es machte Spaß zu unterrichten, die Stimmung war ausgezeichnet. Die nigerianischen Kollegen waren ebenfalls sehr hilfsbereit und freundlich mir gegenüber. Doch seit dieser Kurs mit Audu zum Examen ansteht, ist die Stimmung dahin. Die Mehrzahl des Kurses orientiert sich an einer Handvoll Studenten, die eigentlich schon während des Vorexamens hätten durchfallen müssen. Zu diesem Zeitpunkt waren jedoch europäische Lehrkräfte durch nigerianische ersetzt worden, die sich nicht durchsetzen wollten oder konnten. Die Folgen müssen Werner und ich jetzt ausbaden, wir unterrichten in wichtigen Examensfächern und stellen die Prüfungsfragen zusammen. Es vergeht keine Stunde, in der wir nicht in Debatten über die Prüfungsfragen verwickelt und regelrecht an den Pranger gestellt werden.

Audu ist nicht nur einer der Schwächsten in den Klausuren, sondern auch Klassensprecher. Und da er den Direktor, einen Mann aus seinem Stamm, hinter sich weiß, fühlt er sich stark Werner und mir gegenüber und ist entsprechend unnachgiebig.

•••

Er steht doch tatsächlich immer noch vor mir, als hätte ich ihn aufgefordert, geduldig auf meine Antwort zu warten.

"Herr Vogler, ich denke nicht daran zu gehen, dies ist mein Land, sie sind hier nur Gast. Sie können hier nicht bestimmen wie es ihnen beliebt. Wenn der Direktor die Anweisung gibt, daß ich die Klausur wiederholen darf, dann können sie nicht sagen, ich habe kein Recht dazu. Ich bleibe solange, bis sie mir sagen, wann die Nacharbeit stattfindet."

Oha, jetzt fährt er dickere Geschütze auf, doch ich habe inzwischen auch etwas von afrikanischer Diplomatie gelernt:

"Fein, Herr Audu, dann bleiben sie mal steh'n, bis sie schwa..", nein, das kann ich nicht sagen, "..bis sie sich die Beine in den Bauch stehen, ich schreibe jedenfalls eine Mitteilung an den Kommandeur und eine Kopie an seinen Untergebenen, den Herrn Direktor. Und wenn mir der Herr Direktor persönlich erklärt, daß wir in ihrem Fall eine Ausnahme von der Prüfungsordnung machen sollen, dann bin ich bereit, darüber zu reden, Okay?"

Richtig niederträchtig komme ich mir vor, aber was soll ich machen, dieser Mann will sein Examen geschenkt haben, alle anderen, die sich noch anstrengen und das Studium halbwegs ernst nehmen, werden verhöhnt, falls ich jetzt nachgebe. Der Wink mit dem Kommandeur ist jedenfalls nicht schlecht. Der Kommandeur ist ein junger Streber, der den Direktor der

Offiziersschule, einen Mann einer langsam überalterten, aber immer noch mächtigen, korrupten Seilschaft am liebsten weghaben möchte.

"In Ordnung, Sir, bitte bemühen sie sich nicht, ich will ihnen nicht noch zusätzliche Arbeit zumuten, ich werde persönlich noch einmal mit dem Direktor sprechen, er soll sie dann informieren, schönen Tag auch noch, Herr Vogler."

Raus ist er, dieses Scharmützel hätte ich erst einmal gewonnen, doch das war bestimmt noch nicht das Ende vom Lied.

Um mir Rückenstärkung für die sicher auf mich zukommende Auseinandersetzung zu holen, bespreche ich den Vorfall mit Werner und auch mit Eddy, dem nigerianischen Kollegen und Abteilungsleiter. Ich solle nicht nachgeben ist die einhellige Meinung, wir müssen ein Exempel statuieren, sonst geht die Diskussion um die Prüfungsordnung wieder von vorne los und die Auseinandersetzung mit schwachen Studenten hört nie auf.

Ganz zufällig schaut am nächsten Tag Herr Ogbo, der kleine dicke, gemütlich wirkende Direktor bei mir vorbei:

"Hallo, Herr Vogler, wie geht es ihnen, sie sind wohl sehr beschäftigt?"

"Hallo, Herr Ogbo, schön sie zu sehen, wie geht es ihnen?"

"Oooh, gut, danke sehr. Und wie läuft es bei Ihnen, gibt es noch Probleme mit schwachen Studenten?"

"Alles bestens, Herr Ogbo, alles bestens. Nicht zuletzt wegen ihrer klaren Haltung zur Prüfungsordnung haben wir jetzt Ruhe vor den ständigen nutzlosen Debatten mit den Studenten, gut gemacht, Herr Ogbo, wirklich gut gemacht!"

"Aber jaa, man muß doch mal eine Sache zu Ende bringen, lange genug haben wir ja diskutiert, jetzt haben wir eine gute Grundlage, mit der man je nach Lage der Dinge auf die einzelnen Kandidaten eingehen kann."

"Genau, heute heißt es bei einer wirklich zu schwachen Leistung ganz einfach durchgefallen, früher hätten wir so lange an dem Kandidaten rumgeprüft, bis er 60 Prozent erreicht hat. Ein Glück, daß die Zeit vorbei ist."

"Hmm, ja, Herr Vogler, da ist noch eine Sache, die wollte ich ihnen noch.., es geht um Audu.."

Eddy kommt hinzu, begrüßt seinen Chef, nicht gerade überschwänglich, jedoch auf freundliche, offene Art.

"Gut daß du gerade da bist, Eddy, der Herr Direktor erwähnt gerade das Beispiel Audu, er findet es auch gut, daß wir jetzt eine klare Handhabe besitzen. Sie müssen wissen, Herr Ogbo, gerade gestern haben wir im Fall Audu und eines anderen Kandidaten beschlossen, konsequent zu bleiben und sie wiederholen zu lassen, nicht wahr Eddy?"

Eddy kommt nicht dazu, etwas zu sagen, der Direktor zieht sich mit süßlicher Miene und dem Vorwand zurück, er habe noch etwas vor, nicht ohne Eddy, den er mit seinem zwei Ränge

niedrigeren Dienstgrad anspricht, zuzurufen, daß er ihn sicher abends im Kasino noch sprechen werde.

Eddy weiß schon, was auf ihn zukommt, wiegt bedächtig den Kopf, als der "Chief" außer Sichtweite ist.

"Und, was meinst du, Eddy, wird er dich bearbeiten wegen Audu?"

Die offene und direkte Art, mit der ich Eddy diese etwas delikate Frage stelle, ist nicht mit jedem Nigerianer möglich. Eddy unterrichtet jedoch noch selbst, kennt die Probleme an der Schule, ist mit uns "Experten" oft der gleichen Ansicht, aber seinen Job möchte er auch nicht gerade riskieren, indem er sich gegen seinen Chef stellt.

"Er versucht es bestimmt, sicher wird er mich unter Druck setzen. Aber er muß selbst vorsichtig sein, ist nicht mehr so mächtig wie vor ein paar Jahren, wer weiß, wie lange er noch dran ist am Drücker."

Die folgenden Tage herrscht Ruhe, ich gehe bereits davon aus, daß die Sache gelaufen ist und wir gewonnen haben, als Audu mit seinem ebenfalls durchgefallenen Mitstreiter Abeolo erneut in meinem Büro steht, diesmal mit nicht mehr ganz so entschlossenem Gesichtsausdruck.

"Sir, können wir sie kurz stören, wir haben ein Anliegen an sie."

"Falls es um die Prüfung geht, ist euer Anliegen reine Zeitverschwendung."

"Nein, es geht nicht um die Prüfung, wir wollten sie lediglich über ein paar wichtige Dinge informieren."

"Okay, wenn es so wichtig ist, dann schießt mal los!"

"Sehen sie, Herr Vogler, es gibt da ein paar Dinge, die können sie nicht wissen. Ich als Sprecher des Kurses muß mich natürlich um einige private, besser gesagt, soziale Dinge der Kameraden kümmern."

Mir schwant schon, worauf die beiden hinauswollen, die Mitleidstour zieht bei mir erst recht nicht, schon gar nicht, wenn Audu versucht, sich als Freund und Helfer aufzuspielen.

"Gut, wie schön für sie, und was hab ich damit zu tun?"

"Herr Vogler, verstehen sie richtig, das betrifft sie schon, mir kommen natürlich Dinge zu Ohren, die sie nicht wissen können."

Audu will meine Neugierde wecken, ich denke nicht daran, mich interessiert zu zeigen.

"Es geht um Abeolo, er mußte eine Menge Zeit für seine kranke Mutter opfern, wissen sie, das ist so in Nigeria, wir müssen in der Familie zusammenstehen. Abeolo mußte jeden Tag zu ihr und ihr helfen."

Abeolo steht daneben, knackt mit den Fingern, wagt mich nicht anzusehen. Ich schaue Abeolo an, warte, daß er etwas sagt, es kommt nichts.

"Okay, Herr Abeolo, das soll heißen, sie hatten keine Zeit, für die Klausuren zu lernen, abends kamen sie spät ins Bett, tagsüber waren sie zu müde, um dem Unterricht zu folgen und es wäre nun von mir äußerst ungerecht, wenn ich sie durchs Examen fallen ließe, stimmt's?"

"Jawohl, Sir", beide sprechen im Chor und müssen trotzdem etwas grinsen, weil sie von meinem Lachen angesteckt sind oder einfach meine schäbige Ironie nicht verstehen.

"Da habt ihr euch aber eine schöne Geschichte ausgedacht, meine Freunde, die Story mit der Mutter hat letztes Semester schon einer angebracht, in Wirklichkeit hing er jeden Abend im Kasino herum. Freunde, macht euch nicht lächerlich, wenn ihr wirklich ein Problem gehabt hättet, wärt ihr gleich gekommen, dann hätten wir die Klausuren noch einmal geschrieben. Also, Herr Abeolo, stehen sie zu ihrer Sache, wiederholen sie das Semester und fertig."

Ohne ein Wort geht Abeolo, nicht so Audu, er bleibt wieder vor meinem Schreibtisch wie angewurzelt stehen. Ich versuche mich unbeeindruckt zu geben, mir nicht anmerken zu lassen, wie er mir auf die Nerven geht. Schließlich fängt Audu wieder an:

"Herr Vogler, wie können sie als Christ so unmenschlich sein, ich bin Familienvater, habe drei Kinder, die ich ernähren muß und sie ruinieren mich und meine Familie, wie können sie das mit ihrem christlichen Gewissen vereinbaren?"

"Ob ich Christ bin oder Moslem oder Buddhist, ich mache hier meinen Job, für den deine Regierung zahlt. Und die bezahlt mich dafür, daß ich meine Arbeit ordentlich mache. Und das heißt doch wohl, daß ich das unterrichte und prüfe, was im Lehrplan steht und bei den Prüfungen ein Minimum an Gerechtigkeit walten lasse. Solange ich hier an der Schule bin, wird niemandem das Examen geschenkt, und wenn er der Emir persönlich wäre, aus, Basta!"

Meine Stimme wurde zunehmend lauter, schon wieder lasse ich mich auf Diskussionen ein. Audu's Augen fangen an zu blitzen, Debatten liebt er, die sind seine Stärke:

"Nein, nein, mein Herr, kein Mensch redet davon, daß sie uns etwas schenken sollen, wir wollen ja geprüft werden, sie verweigern uns die Prüfung, und das nennen sie Gerechtigkeit."

"Nichts wäre leichter für mich, als eine Nachprüfung anzusetzen, ja glauben sie denn, daß sie die bestehen würden, sie würden noch nicht einmal zwanzig Prozent richtig haben, das würde ihnen überhaupt nichts nützen."

Die Diskussion dauert noch eine ganze Weile, ich ärgere mich über mich selbst, warum habe ich nicht einfach das Gespräch beendet? Die Hartnäckigkeit von Audu nagt an mir während der nächsten Tage, so ganz überzeugt bin ich nicht mehr in meiner Unnachgiebigkeit. Für Audu steht mehr auf dem Spiel, als nur ein Semester zu wiederholen. Er würde sein Gesicht verlieren, als Dienstältester und Kurssprecher wäre er vor den Kameraden blamiert. Außerdem, was habe ich persönlich davon, wenn ich ihn wiederholen lasse? Dann habe ich ihn im nächsten Semester wieder! Bloß das nicht, daran hatte ich noch gar nicht gedacht.

Eine Umfrage unter den nigerianischen Kollegen ergibt, daß Audu bei allen Lehrern, bei denen er nicht genügend Punkte für das Examen erreicht hatte, die Möglichkeit der mündlichen Nachprüfung erhielt. Ergebnis der mündlichen Prüfungen: Überall reichte es plötzlich. Nur Werner und ich sollen die Henker spielen. Eddy ist inzwischen ebenfalls umgefallen, sein Chef hatte wohl doch noch ein wenig mehr "Power", als vermutet. Werner ist nun, nachdem wir das Spiel durchschauen, ebenfalls nicht mehr bereit, Prinzipien um jeden Preis hochzuhalten. Aber einfach nur umfallen wollen wir auch nicht, schließlich müssen wir nach außen weiterhin das Bild der "seriösen, korrekten Deutschen" abgeben.

Wir finden auch einen Dreh: Die Ergebnisse der Laborarbeit werden aufgewertet und mit in das Ergebnis eingearbeitet, so daß die Punktzahl für die schlechtesten Kandidaten gerade reicht, um eine Nachprüfung zu erlauben. Damit ist die Prüfungsordnung eingehalten. Eitel Freude herrscht fortan wieder in den Unterrichtsräumen. Audu und Abeolo lernen sogar fleißig für die schriftliche Nachprüfung und nach einigem hin und her berechnen der Ergebnisse reicht es schließlich für das Examen.

Während der Abschlußfeier kommt Direktor Ogbo freudestrahlend auf mich zu:

"Gut gemacht, Herr Vogler, ich gratuliere ihnen für ihren Einsatz und ihren Erfolg, alle haben bestanden, wirklich gut gemacht."

"Oh, nicht der Rede wert, Herr Ogbo, die Studenten haben sich ja auch noch einmal mächtig ins Zeug gelegt und trotz unserer neuen Prüfungsordnung bestanden, nicht wahr?"

"Das Auto wird rechtzeitig fertig"

Gianna Nannini ertönt aus den Lautsprechern, ich drehe den Kassettenrecorder lauter, ausgelassen lenke ich den Bus im harten Rhythmus der Musik hin und her. Diesmal kann uns nichts passieren. Michel und Gina liegen hinten ausgestreckt auf der Matratze, hören in ihrem Walkman Geschichten und lassen sich das Geschaukel ohne Murren gefallen, bis mir schließlich Carmen ins Lenkrad greift und mich ermahnt, wieder geradeaus zu lenken, weil uns ein Auto entgegenkommt.

Seit einer Stunde sind wir auf dem Weg zur "Cattle Ranch" in den Bergen von Cross River State, im südöstlichen Nigeria. In diesem Jahr wollen wir auch in der Regenzeit nicht nach Hause fliegen, sondern, wie während der Trockenzeit Ferien in Afrika machen. Carmen kennt die Ranch bereits von einem Ausflug, den sie als Lehrerin der "International School" mit ihrer Schulklasse unternahm. Das Klima ist wegen der Höhenlage ähnlich wie in Europa, wir freuen uns schon darauf, dem warmnassen Mief der dicksten Regenzeit im August zu entfliehen.

Ich achte darauf, konstant 110 Grad Celsius und nicht "schneller" zu fahren. Mein "Tacho" ist die Anzeige für die Öltemperatur, die ich mir zusammen mit dem Manometer für den Öldruck einbaute. Beide Instrumente, mein ganzer Stolz, sind in der Mitte des Armaturenbrettes angebracht. Der Tachometer funktioniert schon lange nicht mehr, wir fahren schätzungsweise 90 km pro Stunde, aber so lange der Öldruck nicht abfällt und die Öltemperatur nicht über 120 Grad steigt, wird der Motor nicht überhitzt.

Die Instrumente und Ersatzteile für den Motor in Deutschland kurzfristig zu besorgen, war nicht einfach gewesen, wie mir der Kollege versicherte, der sie vom Heimaturlaub mitbrachte. Aber er hatte nicht viel Aufsehens darum gemacht, schließlich hatte er mir den Wagen mit der Zusicherung verkauft, er laufe "wie eine Eins", bevor der Motor kaputt ging. Und billig war der Wagen "unter Kollegen" gerade nicht. Aber schließlich waren wir froh gewesen, überhaupt ein Auto von einem Europäer kaufen zu können, weil man von Nigerianern nichts kaufen dürfe. Das wurde jedenfalls den Neuankommenden gesagt, und die Alteingesessenen mußten es schließlich wissen.

Die Ursache des Motorschadens war ein Kolbenfresser wegen Überhitzung des Motors. Der Kollege wußte natürlich gleich Bescheid: Man dürfe einen luftgekühlten Motor in Afrika nicht schneller als 80, höchstens 90 km/Std fahren, er habe diesbezüglich auch schon Lehrgeld bezahlen müssen und neue Ventile eingebaut.

Selbst reparieren wollte ich den Wagen nicht. Schließlich war ich lange aus der Studentenzeit heraus, während der ich meine VW-Motoren selbst repariert und viel Zeit mit alten Gebrauchtwagen verschwendet hatte. Dafür seien doch wohl Fachleute zuständig, meinte ich und erkundigte mich nach einem geeigneten Mechaniker.

Bereits zwei Tage später, es war nach Feierabend, lag Stephen, der Mechaniker auf dem Vorhof unseres Hauses unter dem Auto, baute den Motor aus und nahm ihn gleich daneben auf dem Sandboden auseinander. Die Teile lagen alle querbeet durcheinander, der Sandboden verfärbte sich vom Altöl immer stärker, einige Schrauben waren schon halb im Sand vergraben, als ich einen alten Tisch als Werkbank heranschleppte.

Dabei hatte die Werkstatt, die von einem italienischen Kraftfahrzeugmeister geführt wurde, ganz manierlich ausgesehen. Die Mechaniker arbeiteten auf Werkbänken, der Fußboden wurde einigermaßen sauber gehalten, die Werkstatt machte für afrikanische Verhältnisse einen soliden Eindruck, also konnte der Mechaniker, der mir aus dieser Werkstatt empfohlen worden war, doch nicht so schlecht sein.

Nach einer halben Stunde zeigte Stephen mir die verbrannten Ventilhäuse und meinte, das sei kein Problem, in ein paar Tagen habe er den Motor wieder zusammengebaut und wir könnten, wie geplant, in einer Woche verreisen.

Tatsächlich, nach acht Tagen, ich war dem Mechaniker schon mehrmals in seiner Firma auf die Pelle gerückt, lief der Wagen wieder und wir fuhren los in Richtung Süden. Wir waren noch nicht aus der Stadt heraus, als der voll beladene Wagen merklich langsamer wurde. Nervös geworden, kehrten wir um, sicherheitshalber wollten wir noch einmal den Motor überprüfen lassen.

Doch an jenem Tag war Samstag, alle Werkstätten hatten geschlossen, also fuhren wir zu Stephen nach Hause. Ich kannte zwar den Weg, da ich den Mechaniker schon einmal spät abends nach Hause gefahren hatte, als dessen Wagen streikte und er ihn bei uns stehen ließ. Am nächsten Tag hatte ich mir daraufhin den etwa zehn Jahre alten Fiat des Mechanikers etwas näher angeschaut und mir waren die ersten Zweifel gekommen, ob der Besitzer des Wagens wohl der Richtige sei, um unseren Motor zu reparieren.

Doch dann fand ich das Haus, in dem der Mechaniker wohnte, nicht wieder. Die flachen Häuser standen dicht an dicht, manchmal mit nur einem halben Meter Zwischenraum, die Wohngebäude waren nur ein bis zwei Meter von der Straße entfernt, lediglich durch den Abwassergraben getrennt, der beidseitig neben der Straße lief. Bretter und Wellblechteile lagen über den Gräben als provisorische Übergänge zu den Häusern. Entlang den Häusern, über die Dächer und kreuz und quer über die Straße waren Elektroleitungen gespannt, deren Drähte auf die abenteuerlichste Weise verbunden waren. Auf den meisten der Blechdächer ragte eine Fernsehantenne empor, ein für alle Welt sichtbares Zeichen bescheidenen Wohlstands.

Die Verkaufsläden sahen für uns ebenfalls alle gleich aus. Eine Vielzahl von Reklameschildern der unterschiedlichsten Automarken zierte die Häuserfronten. Es gab kaum markante Punkte, an denen wir uns orientieren konnten. Schließlich hatten wir aus dem Labyrinth herausgefunden, indem wir uns an der Sonne orientierten. Wir trafen wieder auf die südliche Umgehungsstraße. Von hier aus fuhren wir zu einer markanten Stelle, an die ich mich von meiner letzten Fahrt zu Stephen her erinnerte.

Nun hangelten wir uns Stück für Stück durchs Innere des Labyrinths, vorbei an den verschiedenen Verkaufsläden für Autoersatzteile. Alle Automarken Europas und Asiens waren vertreten, am häufigsten sah man Läden mit Peugeot und Volkswagen-Reklame, wohl auch deshalb, weil diese beiden Marken in Spezialausführungen im Lande montiert werden. Bei einem Peugeot-Laden fragte ich schließlich nach Stephen, dem Mechaniker, der in der Autowerkstatt mit dem italienischen Chef arbeite. Ein etwa zehnjähriger Junge, der einzige Verkäufer, der sich in dem Laden aufhielt, lief zur Baracke gegenüber, die mit einem Honda-Schild verziert war, um den Verkäufer, einen etwas älteren Jungen, zu befragen. Sie winkten mich herbei und gaben einem vielleicht achtjährigen Knaben den Auftrag, den Baturi's das

Haus von Stephen zu zeigen. Er stieg vorne in den Bus ein und nach zwei Minuten waren wir da.

Jetzt erkannte ich die Straße wieder, wir mußten über zwei Abwasserrinnen, die quer über die Straße führten, dann kam links ein flaches Haus mit Wellblechdach, dessen Fassade hellblau gestrichen war, der Putz war aber an verschiedenen Stellen abgebröckelt, so dass darunter graue Betonsteine zum Vorschein kamen. Ein Haus also, wie jedes andere hier.

Der nigerianische Junge sprang aus dem Bus und lief durch die offenstehende Holztür ins dunkle Innere. Neugierig folgte ich ihm, denn allzu oft hatte ich nicht die Gelegenheit, nigerianische Wohnungen zu inspizieren.

Eine Frau, vermutlich die Frau des Mechanikers, begrüßte mich freundlich und bat mich, am Tisch Platz zu nehmen, Stephen sei bei einem Nachbarn. Das größere von den zwei kleinen Mädchen, die sich außer der Frau in dem Raum aufhielten, schickte sie los, um ihren Mann zu holen.

Der Junge, der uns den Weg gezeigt hatte, gab mir zu verstehen, daß er wieder los wolle, ich verstand und gab ihm etwas Geld.

Der Fernseher brachte eine Lokalsendung in Hausa- Sprache. Aus dem hinteren Raum war inzwischen eine andere junge Frau ebenfalls mit zwei Kindern hereingekommen. Neugierig betrachteten sie mich. Ich musterte meinerseits die Wohnungseinrichtung.

Der Tisch war mit einer geblühten Plastikdecke bespannt, darum standen vier bunt bemalte Stühle und eine hölzerne Bank, in der Ecke befand sich eine einfarbig lackierte Kommode, auf der der Fernseher stand. Ein Kreuzifix hing an der hellrot gestrichenen Wand, ein Blumenbild an der gegenüberliegenden Wand, das war alles.

Es dauerte keine zwei Minuten, bis Stephen kam und sich sofort, ohne seine Kleidung zu wechseln, am Motor zu schaffen machte. Er fand heraus, daß die Ventile falsch eingestellt waren, stellte sie erneut ein, das entsprechende Werkzeug hatte ich mitgebracht.

Erneut machten wir uns auf den Weg, nachdem uns Stephen nun nicht mehr ganz so zuversichtlich wie beim ersten Mal versicherte, der Motor sei jetzt in Ordnung.

Das Mißtrauen in den reparierten Motor wollte aber nicht weichen, ich testete den Wagen auf der Schnellstraße, indem ich ihn voll laufen ließ. Wenn schon, dann sollte sich gleich am Anfang der Reise herausstellen, ob der Motor in Ordnung war. Die volle Leistung wollte jedoch nicht kommen, bereits nach einer halben Stunde, während sich der Wagen mühsam eine leichte Steigung hinaufquälte, gaben wir auf und fuhren langsam zurück. Die Reise wurde erneut abgeblasen.

Sollte ich also doch Lehrgeld bezahlen müssen? Unfreiwillig fühlte ich mich in die Zeit zurückversetzt, als ich mich, ohne viel Geld in der Tasche, mit alten Gebrauchtwagen auf

größere Urlaubsfahrten begab, prompt Probleme bekam und irgendwo unterwegs den alten Gebrauchtmotor gegen einen neuen Gebrauchtmotor wechselte.

All meine Kollegen und Bekannten hätten es mir gleich sagen können, aber ich habe nicht hören wollen: Von einem Nigerianer dürfe man sich sein Auto nicht reparieren lassen, ein solcher Wagen taue vielleicht noch für den Stadtverkehr, aber auf keinen Fall für größere Fahrten.

Was sollten wir tun? Von den sechs Wochen Ferien waren erst 14 Tage vergangen, wir hatten demnach noch genügend Zeit, um die Reise zu verschieben. Zumindest war ich mittlerweile bereit, die Motorreparatur selbst vorzunehmen. Erst einmal wollte ich feststellen, ob der Motor noch zu reparieren war. Also benutzte ich einige Tage meines Urlaubs und nahm den Motor in der Werkstatt meiner Firma vollständig auseinander. Es stellte sich heraus, dass die Ventile, mit "Made in Germany" auf der Verpackung gekennzeichnet und auf dem hiesigen Ersatzteilmarkt gekauft, Minderqualität war und selbst der beste Mechaniker mit ihnen Schiffbruch erleiden musste. Also lag es doch nicht am Mechaniker? Diese Frage wollte ich jedoch nicht weiter klären und ließ sie, zumindest für mich, offen.

Wenn ich rechtzeitig Ersatzteile aus Deutschland bekäme, hätte ich noch ausreichend Zeit, den Motor selbst wieder zusammenzubauen, und wir könnten erneut aufbrechen.

Welche weiteren Möglichkeiten gab es? Ich erkundigte mich bei den verschiedenen Fahrzeugvertretern. Ein in Nigeria zusammengebauter VW-Bus hatte sehr lange Lieferzeiten und zusätzlich mußte man den Verkaufsleiter kräftig schmieren, damit man den bestellten Wagen zur vereinbarten Zeit erhielt. So war es jedenfalls einem Bekannten von uns ergangen. Japanische Neuwagen waren schon seit ein paar Jahren nicht mehr erhältlich, man sprach zwar von der Wiederezulassung des Verkaufs, aber das konnte noch lange dauern und half uns gegenwärtig nicht weiter. Also erkundigte ich mich nach Austauschmotoren für unseren in Deutschland hergestellten Bus. Die Einfuhr war nur über Lagos möglich und hätte nach dem Schwarzmarktkurs umgerechnet etwa ein Drittel mehr als in Deutschland gekostet. Für hiesige Verhältnisse war das ein enormer Preis. Wie zum Hohn lachte mir in dem VW- Verkaufsbüro ein Werbeschild mit einem VW-Käfer zum halben Preis meines Austauschmotors entgegen.

Da kam mir die Idee: Der Kollege, der mir den Wagen verkauft hatte, hielt sich gerade in Deutschland auf und kam in einer Woche wieder. Sofort rief ich ihn zu Hause an und gab ihm alle gewünschten Teile via Satellit durch. Und es klappte: Ein paar Tage nach Erhalt der Ersatzteile war der Motor zusammengebaut und lief "wie eine Eins".

Da waren wir also wieder auf der Straße nach Süden, ausgelassen, denn jetzt konnte uns nichts mehr passieren, weil ich diesmal den Motor selbst zusammengebaut, richtige

Originalteile "Made in Germany" besorgt und außerdem die Instrumente zur Motorüberwachung eingebaut hatte.

Gianna Nannini ist gerade zu Ende und auf Wunsch von Carmen lege ich die "Simon und Garfunkel"-Kassette ein, als es im Motorraum dermaßen scheppert, daß ich sofort an den Straßenrand fahre und den Motor abstelle. Jetzt muß alles kaputtgeschlagen sein, denken wir, die Reise können wir vergessen.

Wir fahren mit einem vorbeikommenden Taxi, in dem sich bereits fünf Nigerianer befinden, zurück und ich hole noch am gleichen Tag den Wagen mit Hilfe eines Kollegen ab. Eigentlich kann mich jetzt gar nichts mehr erschüttern, und ich sage nur zu meinem Kollegen, daß wir Glück hatten, noch nicht weit von zu Hause entfernt zu sein. Auch der Wagen steht noch unversehrt auf allen vier Rädern da, geschützt von drei Jungen aus einem nahegelegenen Dorf.

Ich bin so deprimiert über meine Reparaturkunst, nachdem ich vorher über die nigerianischen Mechaniker gelästert hatte, daß ich mir den Motor gar nicht mehr ansehe. Erst viel später, als ich wegen des Verkaufs des Motors an den besagten Mechaniker den Schaden genauer betrachte, muß ich feststellen, daß sich lediglich die aus Mangel an geeignetem Werkzeug nicht vorschriftsmäßig festgeschraubte Schwungscheibe gelöst hatte und durch das Anschlagen im Gehäuse einen solchen Lärm verursacht hatte, daß wir annehmen mußten, der Motor sei in tausend Stücke zerbrochen.

Unser Mißgeschick hatte sich mittlerweile herumgesprochen, alle Welt wußte Bescheid, so bekamen wir das eine oder andere Leihangebot von Freunden und Bekannten.

Nur zwei Tage vergingen, und wir sind erneut unterwegs. So schnell lassen wir uns nicht kleinkriegen. Diesmal fahren wir mit einem wassergekühlten Mitsubishi-Bus, der ebenfalls als Camping-Wagen ausgebaut wurde. Diesen Wagentyp hatten wir uns auch kaufen wollen, wegen der kleineren Räder und der schlechten Geländeeignung dann jedoch davon abgesehen. Denn an der Grenze zur Sahel-Zone ein Auto zu kaufen, ist keine leichte Entscheidung. Da das Fahrzeug von vornherein unter dem Mythos der Saharatauglichkeit steht, rüsten sich viele Neuankömmlinge mit einem Landrover oder einem anderen wüstentauglichen Allradungetüm aus, das mit allerlei Schnickschnack versehen ist wie seitlich und auf dem Dach befestigten Wasser- und Benzinkanistern, vorn auf der Kühlerhaube ein zweites Ersatzrad, als müsse man demnächst zur Camel-Reklame vorfahren. Nur wenige treten dann mit solch einem aufgepöpten Wagen die Heimreise durch die Sahara an, manche, weil sie sich vorher so ins Gerede gebracht haben, daß ihnen keine andere Wahl mehr bleibt. So kommt es oft vor, daß neue Kollegen sich bei der Anschaffung eines Wagens während der Probefahrt nicht in irgendeinem bequemen Personenwagen durch die Stadt fahrend wiederfinden, sondern in einem wahren Ungetüm von blattgefedertem Landrover. Erst wenn

sie sich, wie es mir geschehen ist, bei dieser Fahrt durch eine Bodenwelle das Kreuz verstauchen und gleichzeitig den Kopf am Autodach aufschlagen, kommen sie vielleicht noch rechtzeitig zur Besinnung.

Hat man sich erst einmal dieses weit über Preis bezahlte Greenhorn-Gefährt angeschafft, muß es sich auch bezahlt machen. Also wird jede frei Minute darauf verwandt, das Wüstenschiff noch unkomfortabler zu machen. Der Beifahrersitz und der Rücksitz werden durch Kühlschrank und diverse Campingausrüstungen ersetzt. Das Dach wird durch einen selbstgebauten Dachträger verunstaltet. Fortan fährt man nur noch mit aufgebautem Dachzelt durch die Stadt. An Wochenenden testet man sein bestes Stück auf Buschtrips, Geländetouren und bei Flußdurchquerungen.

Es gibt aber auch andere unverbesserliche Nicht-Buschfahrer, die sich von vornherein auf eine behagliche Limousine mit Klimaanlage festlegen, damit am Anfang kleinere Ausflüge in die Umgebung auf gut ausgebauten Straßen unternehmen und später vielleicht Tagesreisen bis zu einem der wenigen Komfort-Hotels im Land oder Nachbarland unternehmen.

Carmen und ich fühlten uns jedenfalls der Buschfahrer-Clique zugehörig, erwogen von Anfang an, am Ende des Afrikaaufenthaltes die Sahara zu durchqueren und hatten lediglich anfangs nicht das Geld und die Gelegenheit, uns ein passendes Gefährt zuzulegen.

Jetzt, da wir einen Mitsubishi-Bus mit "Sofarollen" fahren, wie die kleinen Räder verächtlich unter Safarifahrern genannt wurden, sind wir etwas skeptisch, zum einen aufgrund unserer vorgefassten Meinung und zum anderen, da wir vorhatten, auf der Ranch auch Ausflüge ins Bergland zu machen. Außerdem sind die nigerianischen Straßen so zahlreich mit unvorhersehbaren Schlaglöchern bestückt, daß man mit kleinen Rädern besonders vorsichtig fahren muß.

Unsere anfängliche Skepsis weicht nach einigen Stunden und je mehr wir uns den Bergen im Südosten nähern, hebt sich unsere Stimmung. Der geliehene Wagen läuft mehr als 120 km und die Wassertemperatur steigt nicht über 90 Grad!

Nach einer unangenehmen Busübernachtung nahe einem Dorf, nächtlicher Trommeleinlage der Dorfbewohner und heftigem Moskitoeinfall in unsere Schlafkoje ist am nächsten Morgen unsere Stimmung etwas getrübt. Das Bergmassiv und die gewaltig sich auftürmenden Gewitterwolken, die rasch mit strahlendem Sonnenschein wechselnden heftigen Regengüsse, bringen uns wieder in Stimmung, und unversehrt erreichen wir mit unserem "Sofarollengefährt" am späten Nachmittag die Ranch.

Wir sind die einzigen weißen Gäste auf der ehemals von Engländern erbauten, auf einem Berggrücken gelegenen Rinderfarm mit angeschlossener Metzgerei und Hotelbetrieb. Nach einer Woche mit Ausflügen in nahegelegene Schluchten und Bergdörfer fühlen wir uns sehr wohl. Von Einheimischen erfahren wir, daß einen Tagesmarsch entfernt von der Ranch sich

von Zeit zu Zeit Gorillas in den Wäldern aufhalten, die von den Kameruner Bergen herüberkommen. Für die Kinder dürfte es zu viel werden, falls wir jedoch einen geeigneten Führer finden und wissen, wie die Kinder für zwei Tage versorgt sind, wollen Carmen und ich die Gorillatour vielleicht in der kommenden Woche wagen.

Soweit soll es aber nicht kommen. Carmen fällt bei einem Ausflug auf harmlos erscheinenden Touristengäulen von ihrem durchgehenden Pferd und verletzt sich den Arm. Alle Gäste und Bediensteten des Hotels nehmen regen Anteil. Für uns, auf kühl-distanzierte Umgangsformen getrimmte Europäer, wirkt die menschlich warme Art, mit der die Nigerianer auf Carmens Mißgeschick reagieren, teils wohltuend, teils beschämend. Ein Arzt unter den nigerianischen Gästen sieht sich ihren Arm an und rät uns, ihn im Krankenhaus röntgen zu lassen.

Sofort mache ich mich mit Carmen auf den Weg, fahre sie die Serpentine hinunter, in den nächsten Ort mit Krankenhaus. Ein junger Arzt sieht sich das Handgelenk an. Da der Röntgenassistent jedoch schon Feierabend hat, sollen wir am nächsten Tag wiederkommen. Wir machen deutlich, daß das bei den starken Schmerzen nicht ginge. Ich schlage vor, den Röntgenspezialisten von zu Hause zu holen, jemand soll mir den Weg beschreiben. Das ginge nicht, er wohne weit weg in einem anderen Dorf. Schließlich bietet sich eine Krankenschwester, die sich als Schwester des Betroffenen ausgibt, an, mich zu ihm zu begleiten.

Die Sonne geht bereits unter, als wir mit Herrn Adegbe, dem Röntgenassistenten, zurückkommen. Die Aufnahme ist schnell gemacht. Das Ergebnis lautet, das Handgelenk sei nicht gebrochen und der Arm kommt lediglich in eine Schlinge. Wie sich zwei Wochen später bei einer erneuten Röntgenaufnahme herausstellen soll, lag doch ein Bruch vor, der erst dann richtig versorgt wurde.

Aus Dankbarkeit für die gewährte Hilfe nach Feierabend bringen wir Herrn Adegbe wieder nach Hause in sein Dorf und geraten dabei in einen heftigen Wolkenbruch. Durch das viele Hin- und Herfahren geht auch noch das Benzin zur Neige, falls wir den Weg bis hinauf zur Ranch und wieder zurück noch schaffen wollen, müssen wir vor der Rückfahrt tanken.

Der Röntgenassistent lotst uns durch die dichte Regenmauer zu einer "Tankstelle", die aus mehreren Benzinfässern besteht. In strömendem Regen wird mittels einer Handpumpe das Benzin aus dem Faß in einen Kanister gepumpt und mit einem offenem Meßgefäß in den Tank umgefüllt. Mit Grauen muß ich mit ansehen, wie eine Menge Regenwasser mit in den Tank gerät.

Die vermeintliche Folge kommt unversehens. Nachdem wir Herrn Adegbe bei seinem Haus abgesetzt hatten, fahren wir in der Dunkelheit zurück zur Ranch, was sehr gefährlich sei, wie die irische Oberschwester aus dem Krankenhaus uns versicherte. Der zurück gelassenen

Kinder wegen, die sich sonst fürchten und sich um ihre Eltern Sorgen machen würden, fahren wir jedoch zurück.

Der Regen hat nachgelassen, die enge Straße sieht in der totalen Dunkelheit und dem Wald links und rechts sehr gespenstisch aus. Einen provisorischen Schlagbaum der Polizei fahren wir halb um, die Nerven sind voll angespannt, dann passiert es: Motoraussetzer! Es mußte ja so kommen, bestimmt ist Wasser in den Vergaser gelangt und verursacht jetzt das stotternde Laufen des Motors. Doch jedesmal, wenn ich weniger Gas gebe, läßt das Stottern nach und der Motor beruhigt sich. Langsam fahrend erreichen wir spät in der Nacht die Ranch, die Kinder schlafen schon. Ein Steward des Hotels hatte sich liebevoll um die beiden gekümmert, ja, sie hatten sogar eine Menge Spaß, wie sie uns später erzählen.

Am nächsten Tag reinige ich Vergaser und Benzinflter und finde tatsächlich Wasser in beiden. Ich fühle mich erleichtert, daß meine Vermutung richtig war und nichts Ernsthaftes vorliegt. Nach einer Probefahrt, der Motor ist gerade warm gelaufen, setzt der Motor jedoch erneut aus. Noch einmal reinige ich alles, diesmal noch gründlicher. Erneute Probefahrt, wieder das gleiche: Nachdem der Motor warm gelaufen ist, setzt er teilweise aus, nach erneutem Starten läuft er zunächst eine Weile, dann wieder nicht mehr.

Ich gehe immer noch davon aus, daß noch Reste von Wasser in den Vergaser gelangen und denke mir nicht viel dabei. Bei der nächsten Fahrt hinunter in den 30 km entfernten Ort werden die letzten Tropfen durch den heißen Motor schon verdampfen und so fahren wir alle vier ein paar Tage später in den Ort, d.h. wir wollen fahren. Die ersten zehn Kilometer ist das auch kein Problem, da es überwiegend steil bergab geht, der Motor setzt zwar ab und zu aus, läuft aber wieder nach erneutem Anlassen.

Auf der ebenen Strecke angelangt, geht jedoch gar nichts mehr, der Wagen steht endgültig. Wieder mache ich mich am Vergaser zu schaffen, blase alle Düsen aus, aber der Motor will nicht mehr.

Ich zweifele an meinem Können und denke an einen Mechaniker, der sich mit Autoelektrik auskennt, zumal ich von Mitsubishi Motoren wenig verstehe.

Ich berate mich mit Carmen und wir beschließen, daß ich mit dem nächstbesten Taxi, das vorbeikommt, in den Ort fahre, um einen Mechaniker zu holen. Es dauert keine Viertelstunde und ein grün-gelber Peugeot, wegen seiner Auffälligkeit schon von weitem als Taxi zu erkennen, kommt den Berg heruntergerast, zu meinem Glück ohne einen einzigen Fahrgast. Für das Hin- und Zurückfahren machen wir einen Preis aus und fahren los. Carmen und die Kinder wollen am nahegelegenen Bach auf meine Rückkehr warten.

Zunächst ist es mir ganz recht, daß der Taxifahrer nicht gerade langsam fährt, doch als im nächsten Dorf, das wir passieren, die Hühner nur noch mit Mühe dem rasenden Auto entkommen, versuche ich dem Fahrer klarzumachen, daß ich es so eilig auch nicht habe und

die Sicherheit mir doch mehr wert sei als ein paar Minuten Zeitgewinn. Er gibt mir Recht, fährt jedoch unverdrossen so schnell, wie es irgend geht, weiter.

In einer Kurve werde ich etwas aus dem durchgesessenen Sessel gehoben und gegen die Tür gedrückt. Mit mehr Nachdruck gebe ich ihm zu verstehen, daß wir doch etwas langsamer fahren könnten, und dabei nestele ich nach dem zwischen dem Sitz eingeklemmten Gurt. Nach einiger Mühe gelingt es mir bei der kurvenreichen Fahrt, den Gurt herauszuziehen, ich muß aber feststellen, daß der Verschuß fehlt.

Der Fahrer beobachtet mein Bemühen gelassen und steckt den Gurt kurzerhand wieder zwischen die Sitze, für ihn sind die lose herumliegenden Textilbänder nur störende Elemente, die sein Wageninneres verunzieren, deshalb verstaute er sie zwischen den Sitzen. Ich füge mich in mein Schicksal und denke, daß ich mit ein bißchen Glück das Ganze überstehen werde.

An einer schmalen Brücke kommt uns ein bis obenhin beladener LKW entgegen. In dieser Situation muß ich an ein Gespräch mit einem Kollegen aus meiner früheren Firma denken, der mir die Story, die ich jetzt gerade ähnlich erlebe, erzählt hat. Als er sich einmal aus geschäftlichen Gründen in Lagos und Umgebung aufhielt, erlebte er die Situation, daß zwei Lastautos, die auf eine schmale Brücke aus entgegengesetzter Richtung zufuhren, weder bremsen, noch Anstalten machten, den anderen vorzulassen. Nur um Haaresbreite seien sie nicht mitten auf der Brücke zusammengestoßen. Damals dachte ich, nun gut, das kann schon einmal passieren, aber die Regel wird es sicher nicht sein. Wenn man aber auf den Fernstrecken gerade an Brücken und Engpässen die vielen umgekippten und ausgebrannten LKW's sieht, liegt die Vermutung nahe, daß vorsichtiges Fahren nur die Ausnahme ist.

Jetzt aber denke ich, daß das, was ich erlebe, nicht wahr sein kann, mache mich ganz steif und klammere mich am Sitz fest. Lediglich durch den Umstand, daß wir sehr schnell fahren und der LKW bergauf langsamer vorankommt, schaffen wir es gerade noch, vor dem hupenden LKW die Brücke zu passieren.

Ich raunze den Fahrer an, ob er noch normal sei, er aber sieht mich nur von oben herab ganz verständnislos an und tut, als ob ich ein bißchen überängstlich wäre.

Eine knappe Stunde später hat mich der Taxichauffeur zusammen mit einem jungen Automechaniker zurück zu unserem Bus gebracht. Da der Mechaniker sehr zuversichtlich ist, daß er das Problem schnell finden wird, er sei nämlich gut vertraut mit Mitsubishi- Motoren, wollen Carmen und die Kinder warten, bis wir die Störung behoben haben, und der Taxifahrer fährt zum Ort zurück.

Als wir uns gerade in die auseinandergenommenen Einzelteilen des Vergasers vertiefen, stößt plötzlich Michel, der auf der gegenüberliegenden Straßenseite auf einem Stein saß, einen markerschütternden schrillen Schrei aus, steht wie erstarrt breitbeinig in kurzen Hosen da und

hört nicht auf zu schreien. Ich laufe zu ihm hinüber, reiße ihm die Hosen herunter, denn kein Zweifel, nach seiner Haltung zu urteilen, muß irgendein Ungetüm in seiner Hose stecken. Und tatsächlich, nach näherem Inspizieren finde ich eine riesige schwarze Stinkameise, die sich an seinem Weichteil festgebissen hat. Ich reiße sie los und zeige sie zwischen den Fingerspitzen allen Umstehenden, und das sind inzwischen viele kleine Negerkinder aus dem nahen Dorf. Die fangen dermaßen laut und unverschämt an zu lachen, daß wir und der von den Schmerzen befreite Michel in das Lachen einstimmen müssen. Damit ist die Stimmung für eine Weile wieder etwas gehoben, denn so schnell können wir uns vor Lachen nicht mehr retten und sobald einer anfängt, brüllt die ganze Bande wieder los.

Inzwischen hat der Mechaniker eine Stunde ziemlich ziellos an allen möglichen verstellbaren Teilen herumgeschraubt, daß ich vermute, seine Reparaturkenntnisse sind auch nicht die allerbesten. Bei jeder kurzen Probefahrt setzt der Motor zwischendurch wieder aus. Ich bin mit meinem Latein am Ende und damit der Mechaniker sein Gesicht wahren kann, macht er den Vorschlag, wir sollten versuchen, den Wagen in die Werkstatt zu fahren, dort hätten sie bessere Möglichkeiten, den Fehler zu finden.

Carmen und die Kinder wollen mit dem nächsten Taxi zur Ranch zurückfahren und ich versuche, mit dem Mechaniker die Werkstatt im Ort zu erreichen. Durch langsames Fahren gelingt dies auch, zwischendurch werde ich übermütig, gebe Gas, siehe da, der Wagen läuft. Doch nicht lange. Nach einigem Warten fahren wir ganz vorsichtig und langsam wieder an, so, als hätten wir rohe Eier geladen.

Als wir auf diese Art den Ort erreichen, ist bereits allgemein Feierabend, der Besitzer der Werkstatt sitzt zusammen mit seinen Kindern an einem am Straßenrand aufgestellten Tisch beim Abendessen. Er erklärt sich jedoch bereit, sich den Wagen noch anzuschauen, bevor es dunkel wird.

Wieder werden alle abschraubbaren Teile abmontiert, durchgepusht und angeschraubt, das ganze geschieht ziemlich planlos und ich zweifle erneut, ob die Mechaniker in der Lage sind, mir zu helfen. Ich stelle mich abseits und versuche einen klaren Kopf zu bewahren. Wenn ich nicht genau bestimme, was gemacht werden soll, dann werden wir keinen Erfolg haben, diese Schlußfolgerung ziehe ich für mich selbst, die Mechaniker behaupten, sie hätten alles im Griff und beruhigen mich noch, selbst wenn offensichtlich ist, daß gar nichts mehr geht.

Da kommt mir die Idee, die Lösung, die ich schon an meinem VW-Bus praktiziert hatte: Um das Problem zu finden, müssen wir einen Wagen mit dem gleichen Motor finden und dann Stück für Stück die Teile austauschen, um das defekte Teil herauszufinden. Warum bin ich nicht gleich darauf gekommen? Ein Nachbar, der selbst die ganze Zeit dageigestanden und als Experte mit an dem Motor herumgeschraubt hat, fährt einen Mitsubishi-Bus gleicher

Ausführung. Er findet die Idee gut und ist wie selbstverständlich sofort bereit, seinen Wagen für diese Operation zur Verfügung zu stellen.

Während der hilfreiche Nachbar das jeweilige Teil bei sich abschraubt, schraubt der junge Mechaniker das gleiche Teil an meinem Motor ab. Austauschen, Probelauf, der Wagen läuft. Alle sind wir happy, ich bin aber noch skeptisch und möchte, bevor wir die Teile wieder umbauen, wenigstens eine kleine Probefahrt machen. Und richtig, nach ein paar hundert Metern stellt sich das gleiche Problem abermals ein.

Also kommt das nächst Teil dran, bis wir so ziemlich alles, was mit Bezinzufuhr und elektrischer Regelung zu tun hat, ausgetauscht haben und immer noch nicht fündig geworden sind. Selbst mit den neuen Teilen macht der Motor seine berüchtigten Aussetzer.

Da ich inzwischen total überspannt, müde und durstig bin, trinke ich ein Bier, werde leutseliger und erzähle die Geschichte von einem, der mit seinem VW-Käfer durch die Wüste fuhr, Motorschaden bekam und nach zwei Tagen vergeblichen Herumbastelns den Wagen stehen lassen und zu Fuß weiter wollte. Da machte er den letzten Versuch und tauschte einen kleinen unbedeutenden Kondensator aus und siehe da, der Wagen lief wieder.

Bevor ich zur Pointe komme, höre ich abrupt auf zu erzählen, frage den Werkstattbesitzer, ob er einen Kondensator auf Lager habe. Nach einigem Grabbeln im Schein der Taschenlampe findet er einen in einem Karton mit Elektroteilen. Wir klemmen den Kondensator provisorisch fest und siehe da, der Wagen läuft wieder, auch nach einer Probefahrt setzt der Motor nicht erneut aus.

Nachdem wir alle Teile ordnungsgemäß am vorherigen Platz angebracht haben und nach einer weiteren erfolgreichen Testfahrt ist es fast Mitternacht geworden. Ich bin kein bißchen ärgerlich über die Mechaniker, sie waren alle sehr hilfsbereit, jeder wollte nicht eher aufhören, bevor wir den Fehler gefunden hatten und ich zufriedengestellt war.

Wir rechnen die Arbeitsstunden aus, und ich bezahle das Doppelte des für mich geringen Preises mit der Begründung der Nacharbeit. Der Nachbar lehnt eine Bezahlung ab, so spendiere ich noch ein Bier und mache mich auf die Heimreise, denn ich weiß, daß Carmen noch auf mich wartet.

Als ich nach über einer Stunde die Ranch erreiche, gebe ich noch ein paarmal kräftig Gas, zum Zeichen, daß mit dem Wagen wieder alles in Ordnung ist. Carmen kommt mir freudig entgegen und meint, die Kinder seien sicher gewesen, daß ich noch heute zurückkommen werde.

Eddys Nebeneinkünfte

Jetzt habe ich die Nase voll und schnauze Maduka, den jungen nigerianischen Assistenten, der für die Sauberhaltung und Wartung der Laboreinrichtungen zuständig ist, an, er solle den ganzen Schrott, alte, verdreckte und rostige Autoteile, draußen auf den Müll schmeißen. Widerwillig befolgt Maduka meine Anweisungen, schließlich hat er Angst vor dem nigerianischen "Head of Department", dem der Schrott gehört. Dieser ist nämlich nicht nur Lehrer, sondern auch Abteilungsleiter des Fachbereichs Mechanik der Technischen Hochschule und somit sein offizieller Chef. Schon einmal, nachdem er auf meine Anweisung hin die Teile auf den Müll geworfen hatte, brachte er klammheimlich die Sachen wieder zurück, und nachdem er mir sein rotes Ohr gezeigt hatte, an dem ihn mein nigerianischer Kollege gezogen hatte, ließ ich es dabei bewenden und wollte erst einmal mit dem "Head of Department" reden.

Doch jetzt ging mir die Sache zu weit. In mühevoller Kleinarbeit hatte ich zusammen mit einem englischen Elektronik-Spezialisten teure Laborgeräte, eine ganze Computeranlage mit physikalischen Meßgeräten aus dem verdreckten Lagerraum geholt, gesäubert und in Betrieb genommen. Da die Laboreinrichtungen noch nicht soweit installiert waren, hatte ich die dazugehörigen Geräte in einem sauberen, nicht benutzten Raum, zwischenlagern lassen. Nun stelle ich zu meinem Entsetzen fest, daß die Geräte umgeben sind mit alten Peugeot-Kotflügeln, schmutzigen Motor- und Getriebeteilen.

Diesmal gehe ich selbst in sein Büro, die Tür steht offen, doch er ist nicht da. Zurück auf den Flur, rufe ich mehrmals laut "Eddy", so wird er unter Freunden und Kollegen, die ihn schon länger kennen, genannt. Keine Antwort, Eddy ist mal wieder unterwegs.

Wahrscheinlich ist er damit beschäftigt, irgendwo Ersatzteile für seinen alten Peugeot aufzutreiben, für den er den Hauptteil seiner Arbeitszeit aufwendet, anstatt sich um die Belange seiner Abteilung zu kümmern. Immer wieder versuchte ich ihn durch Hinzuziehen zu den Versuchsdurchführungen und Vorführen der Geräte mehr für "seine" Arbeit zu gewinnen und in die Verantwortung zu nehmen, was mir für kurze Zeit auch gelang.

Laut Vertrag mit meiner deutschen Firma soll ich als Lehrer und Berater den nigerianischen Kollegen beim Aufbau einer Ingenieurschule behilflich sein. Die nigerianischen Lehrkräfte dieser Schule sind jedoch allesamt Bedienstete des Militärs und nur wenige von ihnen haben ein Interesse an der fachlichen Arbeit. Die meisten von ihnen sind nur auf Beförderung in einen höheren Dienstgrad aus, damit sie mehr Geld erhalten und weniger arbeiten müssen.

Dabei fehlt es nach wie vor an gut ausgebildeten Lehrkräften, die die Fachhochschule übernehmen und selbständig weiterführen könnten. Immer, wenn ein guter Ingenieur sich nach einiger Zeit eingearbeitet hat und die Fachabteilung davon profitiert, besucht er

irgendwann den nächsten Kurs und wartet auf seine Versetzung in eine höhere Position. So steht es auch mit "Eddy", er wäre in der Lage, seine Abteilung mit Unterstützung jüngerer Kollegen selbständig zu führen, ohne Hilfe der Europäer. Er ist imstande, auch schwierige Unterrichtsfächer zu geben und kennt sich inzwischen mit allen Laboreinrichtungen gut genug aus, um die nigerianischen Studenten ohne die "Expatriates", wie wir genannt werden, auszubilden.

Als ich am nächsten Morgen mein Büro betrete, das ich mit einem jungen nigerianischen Kollegen teile, sitzt meinem Schreibtisch gegenüber bereits Eddy, irgendein längliches Bauteil aufzeichnend. Ich bin überrascht, daß er bereits anwesend ist:

"Was, um alles in der Welt, machst du schon so früh hier?"

"Guten Morgen, Hans," erwidert er freundlich, "schön dich zu sehen. Ich möchte dich etwas fragen, kannst du mich heute Abend mitnehmen? Mein Auto muß ich hier lassen, weil ich erst die Bremsen reparieren will, sie sind kaputt."

Erstaunt blicke ich ihn an.

"Aber wie bist du eigentlich hergekommen?"

"Siehst du", erwidert er, "das ist der Grund, warum ich schon hier bin, ich bin schon sehr früh morgens los, denn ohne Bremsen und ohne Handbremse, mußst du wissen, ist es sehr gefährlich und man muß vorsichtig fahren. Das geht nur, wenn man sehr langsam fährt und morgens ist noch nicht viel Verkehr."

Ich glaube ihm jedes Wort. Ein Nigerianer würde so etwas niemals scherzhaft erzählen. Auf meine Frage, wie lange er jetzt ohne Bremsen herumfahren will, antwortet er, daß er sich seinen Bremszylinder selber bauen will, da die Ersatzteile viel zu teuer seien und schließlich sei er Maschinenbau-Ingenieur. Ich sehe für die nächsten Wochen Schlimmes auf mich zukommen, denn schon mehrmals habe ihn morgens von zu Hause abgeholt, was immer einen Umweg und noch früheres Aufbrechen von zu Hause bedeutete.

Ich versuche ihn von seinem Vorhaben, sich einen Bremszylinder selbst herzustellen, abzubringen. Es sei zu kompliziert, das sei schließlich Präzisionsarbeit, er solle sich auf dem Schrottplatz nach gut erhaltenen Ersatzteilen umsehen.

"Das hab ich schon mehr als einmal versucht, das brauchst du mir nicht zu erzählen", erwidert er gereizt. "Weißt du überhaupt, was die Banditen von Schrotthändlern für so ein lumpiges, altes Teil verlangen? Ein halbes Monatsgehalt wollte der Gauner für einen lausigen alten Zylinder, und dann weißt du noch nicht mal, wie lange der funktioniert!"

Er schimpft wie ein Rohrspatz, beschwert sich über die Inflation, die steigenden Benzinpreise, die Korruption der oberen Militärs und der reichen Alhadschi's und schließlich erzählt er mir regelrecht verbittert, daß jetzt auch noch die Zulage für die Lehrtätigkeit gestrichen wurde mit

der Begründung, die anderen Offiziere, die nicht unterrichten würden, müßten genauso arbeiten und würden auch nicht mehr bekommen.

"Okay, ich kann deine Situation versteh'n, aber warum verkaufst du nicht deinen Schrottkarren und fährst mit öffentlichen Verkehrsmitteln? Dann könntest du eine Menge Geld für Ersatzteile und Reparaturen sparen, außerdem hättest du dann eine Menge Zeit für sinnvolle Dinge und könntest dich mehr um deinen Job und deine Karriere kümmern, was dringend notwendig wär', wie du selbst weißt."

Etwas moralisierend versuche ich darauf hinzulenken, daß er sich viel zu wenig um die Studenten kümmert und die Einrichtung von ihm nicht genügend für die Ausbildung genutzt wird.

So einfach macht er es mir nicht und fällt mir ins Wort. Ob ich denn wisse, was es kostet, jeden Tag mit dem Bus, der gar nicht da fährt, wo er wohnt, hin- und herzufahren, die Taxifahrer würden auch laufend mehr verlangen, weil die Auto- und Benzinpreise steigen, außerdem brauche er seinen Wagen zur Eier- Auslieferung, ich sei schließlich auch ein Kunde von ihm.

"Die Eier? Schon seit Wochen hab' ich keine Eier mehr von dir zu sehen bekommen, was ist eigentlich los, warum krieg' ich keine mehr?"

"Oh Hans, siehst du, das ist auch so 'ne Geschichte. Die Hühner, weißt du, die sind einfach alle krepirt, ich weiß nicht warum, auf einmal hat eins nach dem anderen den Geist aufgegeben, alle 30 Hühner, ich konnte nichts machen, sie wurden einfach krank und verreckten".

Eddy legt, während er von seinen Hühnern erzählt, sein ovales Gesicht zur Seite, wischt sich mit der Hand über die Stirnglatze und die dicke Unterlippe, die großen, runden Augen werden noch größer und sehen mich bedeutungsvoll an. Ich kenne dieses Gesicht schon lange, die ganze Art, die Mimik und der Tonfall den Stimme, alles ist mir schon länger vertraut als es eigentlich sein kann. Er erinnert mich an einen meiner früheren Kollegen einer Firma in Deutschland. Gedankenverloren sehe ich Eddy an, unvermittelt wird mir die tiefschwarze Haut meines Gegenübers bewußt und ich merke, daß für mich eigentlich überhaupt kein Unterschied mehr besteht zwischen den Menschen, die ich aus Deutschland kenne und den Schwarzen hier. Wie ein Geistesblitz durchfährt mich der Gedanke, den ich schon mehrmals bei der Beobachtung von Afrikanern hatte, daß die Leute hier eigentlich gar nichts Besonderes darstellen. Den Typ Eddy gibt es bei uns zu Hause genauso, nur sieht es auf den ersten Blick nicht so aus, da die vordergründigen Unterschiede einen Vergleich verhindern.

"So, jetzt bist du dran!" Eddy holt mich aus meinen Gedanken zurück.

"Siehst du, das ist genau das, was ich dir erzählt hab', als du damit anfingst. Hab' ich dir nicht gesagt, daß du früher oder später Probleme mit den Hühnern kriegest? So, wie du die

Hühner in den engen Stall pferchst, da braucht nur eins von den Viechern krank zu werden und wenn du Pech hast, sind sie alle hin. Aber du denkst immer nur an das schnelle Geld, ohne Anstrengung, und was ist jetzt? Nichts mehr!"

Auf das eigentliche Thema mit seinen Schrotteilen im Gerätelager komme ich gar nicht mehr zu sprechen, und ich lasse mich, wie schon so oft, darauf ein, welche sinnvollen Möglichkeiten des Nebenerwerbs er habe und warum er diese nicht nutze.

Bald jede Woche kommt er mit einer neuen fixen Idee, wie er zu Geld kommen kann, da er mit seinem Gehalt, das etwa nur doppelt soviel ist, wie wir für unseren Hausgehilfen bezahlen, hinten und vorne nicht zurechtkommt. Als ich letztes Mal in den Urlaub nach Hause flog, wollte er, daß ich ihm ein Penis- Beschneidegerät mitbringe. Seine Frau arbeitet im Krankenhaus und hat herausgefunden, wieviel ein Kunde für eine Beschneidung bezahlen muß. Da die große Mehrzahl der Kinder hier im Norden Moslems sind, kommt im Laufe eines Jahres eine ganze Menge Geld zusammen. Falls seine Frau die Beschneidung auf privater Basis zum halben Preis machen würde, könnte das ein gutes Geschäft sein.

Was würde geschehen, falls es Komplikationen gäbe, falls es bei nicht steriler Ausführung zu Entzündungen käme und er haftbar gemacht würde, hatte ich eingewandt. Warum schon vorher von Problemen reden, die noch gar nicht da sind, hatte er gemeint.

Eine andere Sache, bei der ich nur die Probleme sah, Eddy aber das Geld, das er verdienen könnte, war das Eisgeschäft. Ich sollte mich in Deutschland nach Speiseeis-Maschinen umsehen, Anschriften von Firmen, die Eismaschinen herstellen, besorgen und Angebote einholen. Nachdem ich Eddy fragte, was er bei Stromausfall machen würde, wie stark sein Notstrom-Generator sei, und was passiert, falls die Leute mit Salmonellenvergiftung kommen und ihn haftbar machten, war er so konfus durch all meine Einwände, daß er mich nicht mehr nach der Eismaschine fragte. Dabei hatte er sich bereits seinen monatlichen Nebenverdienst ausgerechnet und festgestellt, daß er nach einem Jahr seinen Anschaffungspreis wieder hereingeholt haben müsse. Ich war ein elender Miesmacher und Geschäfteverderber.

Stattdessen versuchte ich ihm bei jeder Auseinandersetzung über Geschäftsgründungen klarzumachen, daß nach dem deutschen Prinzip "Schuster bleib bei deinen Leisten" die größten Erfolgsaussichten wahrscheinlich wären und spielte auf seine Fähigkeiten als Ingenieur an.

Jedesmal wenn ich ihm von solider Arbeit, ausgehend von dem dauerhaften Mangel an Handwerksbetrieben und kleinen Industriebetrieben, erzählte, und daß der Bedarf an billigen Handwerksartikeln groß sei, hörte er mir zwar anfangs zu, fand aber bald irgend einen Vorwand, um sich zu verabschieden.

So gibt es zum Beispiel in Nigeria einen großen Bedarf an Transportgeräten und Fahrzeugen, angefangen von Schubkarren, über das Fahrrad und Motorrad, bis hin zu Bussen und Lastautos.

"Warum, so frage ich dich, gehst du nicht her, kaufst dir ein paar Bleche, eine Blechschere und ein Handschweißgerät und baust einfache Schubkarren?"

Eddy sieht mich interessiert an und ich werde etwas leidenschaftlicher:

"Schubkarren werden überall gebraucht, an jeder Straßenecke. Du gehst auf den Markt und schaust, was Schubkarren kosten, dann gehst du her und schweißt dir welche zurecht, die Räder und die Kugellager kaufst du dir, alles andere kannst du selbst bauen. Die Schubkarren sind dann zwar primitiv, aber solide und mindestens zum halben Preis von Importierten zu verkaufen. Von dem Geld der ersten drei verkauften Schubkarren kaufst du dir neue Bleche, diesmal etwas billiger, weil du jetzt schon ein alter Kunde bist und die doppelte Menge abnimmst. Dann stellst du dir jemanden ein, der dir beim Bau der Karren hilft. Du zeigst ihm alles, bis er die Arbeit allein machen kann. Bezahlen kannst du deinen Gehilfen ja nach Verkauf der Karren, je mehr verkauft werden, desto mehr verdient er. Damit sorgst Du dafür, daß er seine Arbeit richtig macht und du kannst dich mehr und mehr um den Verkauf der Karren und den Einkauf von Rohmaterial kümmern."

Mein Kollege hört mir zwar sehr interessiert zu, aber Feuer hat er noch nicht gefangen.

"Wenn du die ersten zwanzig Karren verkauft hast und das Geschäft noch immer geht, mußt du jemanden einstellen, der auf dem Markt für dich verkauft, den mußt du genauso am Umsatz beteiligen wie den anderen. Jetzt hast du Zeit und kannst dich auf anderen Märkten umsehen und aufs Land fahren. Du nimmst Dir ein Pick-up-Taxi, packst zehn Schubkarren d'rauf und fährst damit über die Dörfer. "

"Okay, okay, eins nach dem anderen, was ist aber, falls keiner den selbst gestrickten Kram haben will, weil jeder bloß die ausländischen, nämlich leichte, besser aussehende Karren haben will? Du weißt doch, daß die Leute für das bei uns hergestellte Zeug nichts übrig haben. Und wer sagt mir, daß nicht die eingekauften Bleche oder Räder so teuer für mich sind, daß der ganze Karren mehr kosten würde als ein eingeführter?"

"Was gehst du schon für ein Risiko ein? Wenn das wirklich so ist, und das Geschäft läuft absolut nicht, kannst du ja rechtzeitig wieder aufhören. Außerdem glaube ich, daß das Problem ganz anderswo liegt. Du kennst doch Jaki, den kleinen Kollegen aus der Elektrotechnik- Abteilung, der hat nebenbei Fernseher repariert. Dann hat er gekündigt und wollte ein großes Geschäft aufmachen. Aber anstatt sein sauer verdientes Geld wieder anzulegen, hat er es schleunigst verpulvert, für Videorecorder und 'nen Sportwagen. Aus seinem Geschäft wurde nichts und seinen Job war er auch los."

"Wo denkst du hin, meine Lehrtätigkeit würde ich nicht aufgeben, alles würde nebenher laufen", Eddy zieht die Augenbrauen hoch, "für so dumm mußt du mich nicht halten."

"Trotzdem, du wirst sehen, das Schwierigste wird sein, das verdiente Geld zusammenzuhalten und es wieder in's Geschäft 'reinzustecken."

Jetzt habe ich ihn soweit, denke ich mir, er ist auf meine Argumente eingegangen und ich fahre fort, ein idyllisches Bild eines "Alhadschi's" zu malen, von dem jedermann hierzulande träumt:

"Du siehst doch selbst was los ist, jeden Tag kannst du in der Zeitung lesen, daß die Regierung über zu viel Arbeitslose, keine Ausbildungsstellen und zu wenig eigene Betriebe klagt. Wenn der Laden einmal läuft, kannst du dir einen günstigen Kredit von der Bank verschaffen mit der Begründung, daß du eine eigene Firma gründest, Leute einstellst und ausbildest, wie soll die Bank dir da noch Geld verweigern? Das Geld kannst du absichern, indem du es machst wie alle Geschäftsleute: Deiner Schwester vermachst du die Geräte und Werkzeuge, das Grundstück gehört Deinem Vater und der neue Pick-up läuft auf den Namen deines Bruders, nur falls alles schief läuft und du pleite machst, kann die Bank dir nicht alles wegholen und du kannst von vorne anfangen."

Eddy will mich unterbrechen, aber einmal in Fahrt, rede ich weiter und spule meine Vorstellungen der Industrialisierung eines Entwicklungslandes ab:

"Nein, nein, die Geschichte ist noch nicht zu Ende, denn du willst nicht pleite machen, sondern mit dem gelieh'nen Geld kaufst du dir vernünftiges Werkzeug und mietest dir einen Schuppen oder eine Halle. Als nächstes baust du deine Produktpalette aus. Außer Schubkarren motorisierte Dreiräder, du wirst seh'n, die geh'n weg wie warme Semmeln, wenn du sie zu einem vernünftigen Preis anbietest. Die billigen, japanischen Zweitakt-Motoren, die man als Antrieb für Notstrom-Generatoren überall kaufen kann, sind genau die richtigen dafür. Für das Dreirad baust du noch Anhänger, die gibt es so gut wie nicht auf dem Markt. Für die Herstellung mußt du einen Fertigungs-Chef und für den Verkauf einen Verkaufs-Manager einstellen. Die Produkte müssen mit der Zeit besser werden und du kannst mehr dafür verlangen, außerdem mußt du dir ein zweites Bein anschaffen, meinetwegen im Ersatzteilhandel. Die gekauften Teile holst du dir selbst aus Europa, zum Beispiel aus Deutschland, weil "Made in Germany" hier gefragt ist. Das hat den Vorteil, daß du selbst vor Ort die Preise studieren und die Lieferbedingungen aushandeln kannst. So brauchst du nicht mehr drauf zu warten, bis du vielleicht mal irgendwann auf 'nen Lehrgang nach Deutschland oder England geschickt wirst, was sowieso nie passiert, weil du keine Beziehungen hast, sondern kommst auf eigene Faust viel rum in der Welt, wirst ein richtiger Alhadschi, der nur noch von Zeit zu Zeit seine Leute kontrolliert und schaut, ob alles richtig läuft. Was hältst du davon, Eddy?"

Eddy macht so recht keinen überzeugten Eindruck zu meinem langen Vortrag. Auch der Wink mit dem Alhadschi und dem feinen Leben begeistert ihn nicht, er fühlt sich von mir auf den Arm genommen:

"Du hast vielleicht gut Reden, das dauert Jahre, bis ich soweit bin, ich brauch' aber heut' schon die Kohle, meine Kinder wollen auf die Oberschule geh'n, der Große will studieren, das kostet Geld, da kann ich nicht drei, vier Jahre warten. Außerdem, Organisieren und große Geschäfte aufbauen, ich weiß nicht, ob das was für mich ist, ob ich dafür die Ausdauer hab'?"

"Ja, was willst du dann? Das schnelle Geld ist immer ein Reingeld, früher oder später fällst du damit auf den Bauch und hinterher hast du weniger als vorher. "

Ich war vielleicht nicht ganz sachlich mit dem Bild des Alhadschi's, denke ich mir, aber jetzt ärgere ich mich dennoch, daß er sich so leicht herauswinden will, ich werde ironisch, spöttisch:

" Aber, warum machst du's nicht wie Maduka, der rennt jeden Mittag hinter unsere Halle aufs Feld und baut Erdnüsse und Jams an und damit ihm die Jams keiner aus der Erde klaut, läuft er alle halbe Stunde raus und sieht nach, ob sie noch da sind. Die Erdnüsse buddelt er dann aus, wenn sowieso überall Erdnüsse für ein paar Kobos zu haben sind. Das ist dann der Mühe wert und zuguterletzt läßt sich Maduka noch gefallen, daß der kommandierende Offizier ihm die Ernte abnimmt und ihn rausschmeißt, mit der Begründung, daß es verboten ist, Regierungsgelände als Ackerland zu benutzen, weil er das Gelände lieber für sich selbst bebauen läßt. Falls Maduka Glück hat, geht er nur für ein paar Tage in den Bau und kriegt die Ohren lang gezogen, wie's schon passiert ist. Ist es das, was du willst? Dazu brauchst du nicht viel zu organisieren, das kann jeder hier."

Normalerweise verstehen Nigerianer überhaupt keine Ironie, mein Kollege, der mich jedoch schon eine ganze Weile kennt, merkt sofort meinen zynischen Ton und schaut mich teils verächtlich, teils strafend an:

"Du kannst schlaue daherreden, du sitzt wie die Made im Speck in 'nem feinen Haus, fährst ein neues Auto, kriegst ein dickes Gehalt, von dem du dir noch genug auf die Seite legen kannst für zu Hause. Ihr kriegt doch alles geschenkt, macht die großen Geschäfte zusammen mit den Alhadschi's, und wir kleinen Leute gucken in die Röhre, so läuft das doch, erzähl mir doch nichts."

Eddy macht noch weitere Ausführungen in dieser Richtung, redet mich mit "ihr" an und verläßt weiter vor sich hinschimpfend den Raum, für ihn ist das Thema gelaufen und er entzieht sich einer weiteren Stellungnahme meinerseits. Mich wurmt die Art, wie er sich aus der Affäre zieht, zumal die ganze Auseinandersetzung der junge nigerianische Lehrer-Praktikant, der für ein halbes Jahr seinen Armeedienst als Lehrkraft absolviert, mitbekam und obendrein noch zustimmend nickte bei den letzten Bemerkungen seines Vorgesetzten.

Ich hatte mich bereits für abgeklärter gehalten als ich tatsächlich war, Eddys Worte trafen mich und so etwas wie Schuldgefühl kam in mir auf. Meine tief in mir sitzende Entwicklungshelferseele rührte sich und wollte mir sagen: "Siehst du, du bist einer aus dem alten kolonialistischen Europa, der die Schwarzen aussaugt unter dem Deckmäntelchen der Hilfe und Beratung, dir geht es bei deiner Tätigkeit immer besser, während die armen Schwarzen teuer dafür bezahlen müssen und letztlich nichts davon haben."

Etwas betroffen schaue ich den Lehrerkandidaten an, sehe sein triumphierend, aufmüpfig blickendes Gesicht, ein Gesicht, das mich normalerweise blöd untergeben und duckmäuserisch anschaut. Unser Verhältnis ist nicht gerade liebevoll, er weicht mir sonst immer aus und wir reden nicht viel miteinander. Im Gegensatz zu vielen anderen nigerianischen Kollegen, die ihre Arbeit verstehen und sie gewissenhaft ausführen, bleibt er oft fern, läßt seinen Unterricht einfach ausfallen oder hält sich nicht an die Absprachen, welchen Unterrichtsstoff er durchnehmen soll. Andererseits spielt er sich gegenüber den Studenten auf und markiert den großen Dozenten, obwohl er von seinem Fach weder theoretisch noch praktisch Ahnung hat. Weil ich ihn des öfteren ermahne, seinen Unterricht regelmäßig abzuhalten, seine Ausreden für das Fernbleiben nicht akzeptiere und ihn unumwunden kritisiere, geht er mir aus dem Weg.

Als ich meinen frech grinsenden Lehramtsanwärter so anschau, vergeht mir mein Schuldgefühl sofort wieder und stellvertretend für Eddy mache ich ihn an, ob er sich vorstellen kann, dass man in Europa bereits als Big Boss geboren wird, einem die ganze Ausbildung nebst Schulabschlüssen geschenkt wird, die Erfahrung in Theorie und Praxis im Traum eingegeben wird, dass es bei uns Arbeitslosigkeit und Leistungsprinzip nicht gibt und wir Europäer nur deswegen hier sind, weil wir von dem High-tech und Leistungsniveau in Afrika ein bisschen mitbekommen wollen.

Erst als das Gesicht meines stellvertretenden Gesprächspartners allmählich seinen höhnischen Ausdruck verliert und mich wieder dümmlich anschaut, höre ich auf zu reden, verlasse das Büro und gehe gut gelaunt und freundlich grüßend in den Unterrichtsraum, in dem die Studenten bereits auf mich warten.

Kurz vor Dienstschluß kommt Eddy im Overall und ölverschmiert von der Werkstattarbeit in mein Büro:

"Hallo Hans, bist du in Ordnung, ist alles klar? Vergiß bitte nicht, wenn du heimfährst, mich mitzunehmen, du weißt, ich arbeite noch an den Bremsen."

"Mensch Eddy, wie siehst du denn aus, du bist wohl schwer bei der Arbeit? Keine Sorge, ich vergess' dich schon nicht."

Mein Kollege ist bestens gelaunt, keine Spur von Verärgerung, so als hätten wir uns nie gestritten. Auch ich hatte die Auseinandersetzung von heute früh schon wieder vergessen, jetzt erst kam sie mir wieder in den Sinn.

Eigentlich, denke ich, geht mich die ganze Sache, wie hier die Leute ihr Geld verdienen, gar nichts an, aber schließlich werde ich ständig von Kollegen oder Studenten bequatscht und um meine Meinung über ihre tollen Geschäftsideen befragt, und darüber hinaus werde ich als so etwas wie ein Beschaffungsinstitut angesehen, dem man nur eine Liste mit allem möglichen Zeug mit nach Deutschland geben muß, und dann kriegt er das Geld dafür schon irgendwie im Ausland überwiesen. Anfangs habe ich das Spiel noch mitgemacht, lediglich die Zahl der Wünsche auf ein Minimum reduziert, aber mit der Zeit war ich es leid, im Urlaub noch allerlei Recherchen anstellen zu müssen und Kaufhäuser zu durchforsten und schließlich noch der Bezahlung hinterherzurennen. Die Geschenke für Hauspersonal, Freunde und die Besorgungen für die eigene Familie waren schon viel zu viel Aufwand, schließlich mußte man sich für ein halbes oder ein ganzes Jahr im voraus mit in Nigeria nicht erhältlichen Konsumartikeln und Schulmaterial eindecken.

Wenn mich heute jemand um den Gefallen bittet, ihm etwas mitzubringen, versuche ich ihm auf die nigerianische, unverbindliche Art zu verstehen zu geben, daß ich dazu keine Lust habe. Falls der Betreffende jedoch hartnäckig ist und nicht locker läßt, sage ich ihm schon mal vor allen Studenten oder Kollegen, er solle am besten herumgehen und die Wünsche aller auf einen Zettel schreiben, oder ich setze mich zumindest mit dem Wunsch auseinander, weil ich nicht einsehe, mich mit irgend einem für mich unsinnigen Auftrag abzumühen.

Auf der nächsten Urlaubsreise sah ich mich in Deutschland tatsächlich nach Prospekten für Eismaschinen um und besorgte entsprechende Firmenanschriften.

Wieder zurück in Nigeria und der Schule, war Eddy nicht mehr da. Von Kollegen erfuhr ich, daß er aus dem Militärdienst suspendiert wurde, weil er bei einer simplen Lehrgangsprüfung beim Mogeln erwischt wurde. Ich wollte das nicht glauben, es mußte mehr dahinter stecken. So etwas war in meinen Augen lächerlich! In einem Land, in dem Beziehungen bei Postenbesetzungen und Schmiergelder zur selbstverständlichen Sache der Welt gehörten, sollten auf einmal strenge Maßstäbe bei der Beförderung eines kleinen Offiziers gelten? Ich war betroffen, Eddy tat mir leid, ich mochte ihn am meisten unter all den nigerianischen Kollegen wegen seiner aufrichtigen Art und Gutmütigkeit.

Noch am gleichen Tag kam Eddy in Zivilkleidung in mein Büro, begrüßte mich, so, als sei nichts gewesen und fragte mich nach Kartons, die er haben wollte.

Ich stellte mich dumm, tat, als ob ich noch nichts gehört hätte und fragte ihn, was er mit den Kartons wolle, außerdem brauche er mich doch nicht zu fragen, er sei schließlich der "Head of

Department". Ich war gemein, ließ ihn herumdrucksen, aber ich wollte die Sache von ihm selbst hören, er sollte mir aus seiner Sicht erzählen, was passiert war.

"Weißt du noch nicht, daß ich entlassen worden bin?"

Ich gab zu, es zu wissen, aber den genauen Grund wüßte ich nicht, forderte ihn auf, sich zu setzen und mir alles zu erzählen.

Etwas verlegen erzählte er mir, daß sie herausgefunden hätten, daß er sich die Prüfungsfragen vor der Prüfung besorgt habe und deshalb mit sofortiger Wirkung suspendiert sei und seine Wohnung räumen müsse, die der Armee gehöre.

"Das kann doch nicht wahr sein! Das ist doch kein Grund, dich gleich für immer zu entlassen, dafür kann es doch höchstens einen Verweis, eine Geldstrafe, Beförderungssperre oder eine Zurückstufung in einen niedrigeren Dienstgrad geben, das Schummeln kann doch nicht der wahre Entlassungsgrund sein, was ist wirklich los, Eddy?"

Eddy zuckt mit den Schultern:

"Ich weiß es nicht, wär' ich nicht aus dem Süden, hätten sie mich nicht rausgeschmissen! Außerdem bin ich kein Berufsoffizier, sondern hab' nur einen Zeitvertrag für meine Lehrtätigkeit und kann sowieso keine Karriere machen."

"Ja und? Du wirst doch hier gebraucht, wer soll denn jetzt deine Arbeit übernehmen, da ist doch keiner, der das könnte. Deine Arbeit war doch bisher immer gut, die ganzen Jahre hast du dir nichts zu Schulden kommen lassen. Hast du denn keine Möglichkeit, dagegen anzugehen? Was sagt denn der Kommandant?"

"Die sind doch alle aus dem Norden, die halten alle zusammen, dagegen kann ich überhaupt nichts machen."

"Was willst du jetzt unternehmen, von was willst du leben, du hast doch, abgesehen von dem Gehalt deiner Frau, nichts außer deinem Schrottauto?"

Eddy tut als sei er weder traurig noch deprimiert, oder spielt er mir tatsächlich nichts vor, und seine Unbekümmertheit ist echt? Ich kann sein Verhalten, ob gespielt oder nicht, nicht einordnen. Ich wäre in seiner Situation entweder deprimiert oder wütend, wegen der ungerechten Behandlung. Er aber tut, als sei das Geschehene Schicksal, gegen das man machtlos ist.

Mein Kollege weiß noch nicht, was er tun wird, aber irgend etwas wird ihm schon einfallen, er will auf jeden Fall heim in den Süden, sich nach einem Job umsehen und sich bei nächster Gelegenheit selbständig machen.

Ich suche mit ihm zusammen die besten Kartons aus dem Lagerraum heraus, gebe ihm sogar diejenigen, die ich kürzlich seinem Chef verweigerte mit der Begründung, sie würden noch gebraucht, und helfe ihm, die Kartons auf sein Autodach zu binden.

Mir ist etwas flau in der Magengegend, als ich ihm nachsehe, wie er beladen mit seiner Fracht und mit qualmendem Auspuff abzieht.

Grenzdurchquerung

Voll beladen bis obenhin, nähern wir uns südlich des Tschadsees Kamerun, ein Gefühl der Unsicherheit, ob alles gut geht mit dem Zoll, beschleicht mich. Rund 150 Liter Benzin in Reservekanistern führen wir mit, doppelt so viele Kanister mit Wasser, außerdem Lebensmittel für vier Personen und drei Wochen. Das Benzin soll auf jeden Fall durch Kamerun von Nord nach Süd und zurück nach bis Nigeria reichen. Sprit ist sehr teuer in Kamerun, verglichen mit Nigeria, das normalerweise Benzin im Überfluß produziert. Doch wie zum Hohn auf den Überfluß herrscht gerade Versorgungsmangel in Nordnigeria, zwei Stunden mußten wir in Gombe, der letzten größeren Stadt auf unserem Weg, Schlange stehen, um den Tank zu füllen. Und wer weiß, was im Süden Nigerias los ist, wenn wir in drei Wochen zurückkommen. Wieder bin ich mit Carmen und den beiden Kindern mit unserem VW Bus allein unterwegs, wir wollen während der Weihnachtsferien eine Tour durch die verschiedenen Nationalparks im Norden Kameruns machen und bis zum Südwesten an den Atlantik, an die Grenze zu Äquatorial Guinea vordringen. Einige tausend Kilometer teilweise auf Waschbrettstraßen haben wir vor uns. Wir werden sehen, wie weit wir kommen, Kamerun soll schließlich ein Touristenland sein, verglichen mit Nigeria. Und zivilisierter soll die ehemalige französische Kolonie ebenfalls sein, hörten wir von Kollegen, die das Land bereits bereisten. Falls es möglich gewesen wäre, wären wir aus Gründen der Sicherheit mit Kollegen im Konvoi gefahren. Es ergab sich nicht, doch was sollte schon passieren, so weit weg von "zu Hause" waren wir ja nicht.

Es war schon später Nachmittag, die Grenze mußte bald da sein. Vor vier Stunden hatten wir Biu verlassen, nachdem wir im "Cool Cat" Restaurant in einem schönen Innenhof auf blau bespannten Tischen, Fleisch mit Reis in Zinngeschirr serviert bekamen. Für die Kinder bedeutete das wieder einmal nur Reis mit Cola, weil für sie die scharfe Soße nicht genießbar war. Der nigerianischen Straßenkarte zufolge hatten wir die letzte Ortschaft vor Kamerun bereits passiert, wir wollten auf jeden Fall die Grenze noch überqueren, in zwei Tagen Weihnachten im Hotel des Nationalparks Wasa feiern und nicht irgendwo im Busch. Wer weiß, wie lange wir an der Grenze aufgehalten werden. Die Gegend ist flach und öde, Buschwerk und einzelne Baobabs mit ihren großen stacheligen Früchten, die an langen dünnen Ranken, die an Rattenschwänze erinnern, herabhängen. Entlang der schnurgeraden Straße tauchen

alle paar Kilometer Baggerseen auf, Relikte des Straßenbaus. Soweit sie nicht ausgetrocknet sind, dienen sie den Fulanis als Viehtränken für ihre riesigen Rinderherden. Große Schwärme von Kuhreihern, vereinzelt auch Fischreihern und Marabus trifft man ebenfalls an den künstlichen Seen an. Ab und zu sorgen Paviane, die unseren Weg kreuzen, für Abwechslung auf der sich endlos dahinziehenden Straße.

Eine Tankstelle ohne Zapfsäulen, lediglich mit Handpumpen ausgerüstet, weist darauf hin, daß die Grenze nicht mehr weit sein kann. Wir tanken noch mal voll, obwohl der Sprit hier bereits doppelt so teuer ist. Der Tankwart meint, wir seien richtig auf dem Weg nach Kerawa, dem Grenzort, den wir uns auf der Karte ausgesucht haben.

Doch der dicke, gelb ausgemalte Doppelstrich auf der Karte, der nach Kerawa weist, entpuppt sich als 16 km lange, holperige Buschpiste und der schöne runde Kreis, der eine mittelgroße Stadt vermuten läßt, als gottverlassenes Nest am Fuße der Mandara-Berge.

Der einzige Weg durch das Dorf findet schnell sein Ende an einem ausgetrockneten Flußbett mit einem Schlagbaum. Von Grenzverkehr keine Spur, wir sind die einzigen mit einem Fahrzeug weit und breit. Noch nicht einmal Fußgänger scheinen diese Grenze zu passieren. Vor einem Flachbau, der in den nigerianischen Nationalfarben grün-weiß gestrichen ist, sitzen drei gutaussehende Haussa in Nationaltracht. Bauern können das nicht sein, es müssen gebildete, wohlhabende Leute sein, die mir sicher Auskunft über den Grenzbetrieb geben können. Die drei sitzen unter einem schattigen Mangobaum auf einem ausgebreiteten Teppich und spielen Karten. Die Szene an sich ist sehr idyllisch, ich würde gerne verweilen und etwas zusehen, hätten wir nicht noch die ganzen Formalitäten zu erledigen. Wo denn die Zöllner seien, bitteschön, frage ich freundlich in Englisch, nachdem ich ein paar Begrüßungsworte in Haussa anbrachte. Kaum daß die drei aufschauen, gibt mir einer in recht verständlichem Englisch zu verstehen, sie würden mir schon weiterhelfen, ich solle mich etwas gedulden. Na gut, denke ich mir, auf ein paar Minuten kommt es nicht an, wenn sie mir nur nach Beendigung ihres Spiels zeigen, wo der Zöllner ist. Ich trete etwas näher und versuche die Spielregeln zu erfassen. Doch die Karten sind mir fremd, das Gehabe beim Ausspielen kommt mir schon etwas vertrauter vor, erinnert mich an die Zählweise beim "Watten", einem urbayerischen Kartenspiel.

Es dauert dann doch eine Viertelstunde, ungeduldig geworden, kommt Carmen hinzu. Derjenige, der mir sagte, er würde mir weiterhelfen, steht schließlich auf und fordert uns auf, ihm zu folgen. Der Alhadschi führt Carmen und mich in ein kleines Häuschen, setzt sich hinter einen Schreibtisch und fragt nach unseren Papieren. Etwas verblüfft reagieren wir schon, als wir merken, daß er selbst die Dienstperson darstellt. Schnell holen wir alle Personen- und Fahrzeugpapiere hervor. Der Papiere wegen war ich extra noch nach Lagos geflogen, hatte mir Visa und internationale Fahrzeugpapiere besorgt, obwohl zwischen Kamerun und

Deutschland vor kurzem die Visapflicht für Deutsche abgeschafft wurde. Wie sich jetzt herausstellt, weiß der Zöllner nichts von der Abmachung und es ist gut, daß wir einen Stempel für Kamerun im Paß haben. Fein säuberlich füllen wir die ellenlangen, in englisch-bürokratischem Stil verfaßten Fragebögen aus. Über eine Stunde sitzen wir über den Papieren, ein kleines Geschenk für den korrekten Zöllner ist nicht notwendig, den Wagen schaut er sich gar nicht erst an, sieht die müden, verschlafenen Kinder auf ihrer Matratze liegen und wünscht uns alles Gute in Kamerun, zeigt über das Flußbett hinweg auf die andere Hälfte des Dorfes.

Erst jetzt dämmert uns, daß der Fluß, der mitten durch das Dorf verläuft, gleichzeitig die Grenze darstellt. Doch wie hinüberkommen? Der Fluß ist zwar trocken, doch beide Ufer haben eine recht steile, sandige Böschung. Reifenspuren, denen wir folgen könnten, sind nicht auszumachen. Hinunter müßte es wohl gehen, und wenn alle aussteigen, schaffen wir das Ufer auf der Kameruner Seite mit etwas Schwung auch wieder hinauf.

Doch soweit soll es nicht kommen, mitten im Flußbett wird der Sand so weich, daß die Räder sich eingraben, der schwer beladene Bus sitzt fest. Das Beste wird sein, Hilfe herbeizuholen, doch woher? Aus Nigeria oder aus Kamerun? Wir stecken fest im Niemandsland. Mitten im Flußbett sitzen drei junge Männer im Sand, auf mein Gestikulieren hin reagieren sie überhaupt nicht. Erst nachdem ich mich zu ihnen hinbegebe und sie höflich und mit Nachdruck um Hilfe bitte, sind sie bereit, uns schieben zu helfen. Doch wir sind immer noch zu wenige, ich laufe zurück in den nigerianischen Teil des Dorfes, Carmen, die gut französisch spricht, läuft nach Kamerun. Beide kommen wir mit ein paar Jungen zurück und nach wenigen Minuten, Carmen sitzt am Steuer, sind wir, angetrieben durch mein internationales "Hau-Ruck"-Geschrei, heraus aus dem Sand und mit einem riesigen Satz die Böschung hinauf- jenseits von Nigeria. Die Kameruner Helfer, die nach einem "Cadeau" fragen, erhalten kleine Werbe-Aufkleber aus Beständen meiner Firma, die nigerianischen Jungen, die ein "Dashi-Dashi" möchten, kriegen ebenfalls einen "Sticker".

Die Sonne neigt sich bereits dem Horizont zu, wenn wir nicht im Dorf übernachten wollen, müssen wir schnell zur Zollabfertigung. Keine hundert Meter vom Fluß entfernt, liegt unter weit ausladenden, rot leuchtenden Flammenbäumen, Kameruns Zollhäuschen. Davor, auf einer Bank sitzt ein schmuckes Paar: Er, der schwarze Zöllner, schnieke, tipptoppe Uniform, französisches Barett, Pullover elegant über die Schultern gelegt. Sie, eine Haussa-Madame, mit rosa, blumenverziertem Plastikstrohhut, weißem Kleid aus filigranem Tuch. Ein Anblick, der uns vor Staunen die Luft wegnimmt.

Natürlich redet Carmen den Zöllner mit "Monsieur" an, der fühlt sich geschmeichelt, ist höflich und hilfsbereit. Die Papiere interessieren ihn kaum, mehr die Kinder und was wir alles im Wagen mit uns führen, findet er sehr interessant. Nicht, daß er etwa nach unerlaubt

eingeführten Sachen schaut, nein, auf meine, von Carmen übersetzte Frage hin antwortet er, er wolle alles inspizieren, weil es ihn interessiere. Die Zeit verstreicht, ich werde ungeduldig, da hilft nur eines: Versteckt hinter den Wasserkanistern steht eine Kiste Bier, "Kronenbourg", feinstes französisches Gebräu aus Kaduna. Die Augen des eleganten "Franzosen" glänzen: Eine Flasche für ihn und eine für mich. Doch die Madame mit dem Strohhut, die aus einiger Entfernung die Inspizierung des Wagens interessiert verfolgt, möchte auch eine. Sie bekommt von Carmen eine englische Zigarette, damit ist sie mehr als zufrieden. Wir dürfen wieder einpacken, der Stempel im Paß ist reine Nebensache, eilig ziehen wir weiter, um vor Einbruch der Dunkelheit noch einen Platz für die Nacht zu finden.

Ein paar Kilometer entfernt in einer Senke inmitten der dürren, sandigen Dornbuschsavanne schlagen wir unser Dachzelt auf. Die Mandara-Berge sind zum Greifen nahe, die Sonne verschwindet rotglühend am schwarz werdenden Himmel, die letzten Strahlen werden von den Berggipfeln festgehalten. Für ein Lagerfeuer ist es zu spät, wir sitzen im Schein der Gaslampe und genießen die Stille. Nicht lange und mehr und mehr Heuschrecken werden durch den Lichtschein angelockt, setzen sich mit Vorliebe auf Ginas helle Hose. Schreiend flüchtet sie sich in das Wageninnere. Michel, der zunächst den Tapferen spielt, folgt ihr nach einer Weile. Carmen und ich passen lediglich auf, daß kein Insekt im Rotwein-Glas landet, die Viecher werden sich schon wieder verziehen.

Am Benue

Sehr früh morgens stehen wir auf. Nach dem dritten Tag im Camp "Buffle Noir", im Nationalpark am Benue-Fluß in der Mitte Kameruns, wollen wir weiter. Silvester möchten wir am Atlantik hinter Kribi verbringen, drei Reisetage stehen uns bevor. Der Besuch im Benue Park hat sich gelohnt, die Landschaft ist abenteuerlich, der noch junge Fluß fließt direkt in wildromantischer Gebirgslandschaft an der Hotelanlage vorbei. Die Kinder sind auf ihre Kosten gekommen, wir konnten im flachen Wasser des Benue baden, Urlaubsgefühl hatte sich eingestellt. Wir bekamen zwar keine schwarzen Büffel zu Gesicht, auch keine Löwen, jedoch haben uns die zahlreichen Flußpferde mit ihrer rosa-grau-beigen Samthaut voll entschädigt. Ihnen beim Tauchen zuzuschauen und zu sehen, wie sie uns mit ihren Teleskop-Augen belugten, gefiel Gina und Michel sehr. Doch immer, wenn wir die Tiere in voller Größe zu sehen bekommen wollten, mußte ich dafür sorgen, daß Michel in beträchtlichem Abstand folgte, sonst waren sie bereits vor unserem Eintreffen verscheucht.

Dagegen war der Wasa- Park im Norden enttäuschend. Tiere bekamen wir zwar viele zu sehen, Giraffen, eine Menge Elefanten und immer wieder große Antilopen; doch die Gegend, zum Teil abgebrannte, schwarze Sumpflandschaft, war alles andere als lieblich. Schöner dagegen war die Hotelanlage, von weitem anzuschauen wie ein gewachsenes Dorf auf einem Hügel. Die Apartments, einfache Rundhütten, waren sauber und in schlichtem Stil gehalten, die Preise dafür höher als erwartet. Weihnachten hatten wir im französisch geführten Hotelrestaurant verbracht, einer schönen Anlage, von der man weit hinaus in das flache Land schauen kann. Für die zwei Tage inklusive Weihnachtessen hatten wir rund 400 Dollar berappt, zum Glück war das Restaurant im "Buffle Noir", ebenfalls französisch geführt, voll belegt, sonst wären wir noch mal ein paar hundert Dollar los geworden; und soviel hatten wir nicht mitgenommen, eine Reserve mußten wir schon behalten, für alle Fälle.

Vor dem Aufbruch wollen wir noch mal den Benue genießen. Bevor wir den Atlantik erreichen, wird das die letzte Bademöglichkeit sein. In Badehose gehe ich mit Michel und Gina vor, Carmen packt inzwischen die Campingsachen ins Auto. Wir laufen im sandigen Flußbett flußaufwärts, der Karte nach muß vielleicht zwanzig Kilometer südlich in den Bergen die Quelle entspringen. Im flachen Wasser suchen wir nach bunten Steinen, Gina ist ganz entzückt von den schönen Farben. Schwarz-weiße Affen mit langem, buschigem Schwanz fliegen wie Eichkätzchen von Baum zu Baum am Fluß entlang. Ihr Flug ist schneller, als wir auf dem Sand des Flusses folgen können, nach einer Flußbiegung verlieren wir sie aus den Augen. Ich entdecke Schleifspuren, die sich als Spuren eines Krokodils herausstellen. Mir wird mulmig zumute. Als wir mehr auf Spuren achten, entdecken wir auch welche von Großkatzen. Erst jetzt mache ich mir klar, daß wir uns ohne Führer allein in einem Großwildpark befinden, kein schützendes Auto steht bereit. Das Hotel ist lange nicht mehr zu sehen, kein Mensch würde mitbekommen, wenn uns etwas zustoßen sollte. Ich muß an die Geschichte denken, die uns der Fulani- Führer, der uns während des Ausflugs im Wasa- Park in unserem Bus begleitete, erzählte: Vor ein paar Monaten hatte ein Löwe ein schwarzes Mädchen, das allein unterwegs war, angefallen und getötet. Ich rüste mich mit einem der herumliegenden, großen Knüppel aus, wie lächerlich, denke ich, fühle mich trotzdem etwas sicherer. Die Kinder suchen weiter bunte Steine im Wasser, sind unbekümmert. Eilig rufe ich sie zurück. Unter dem Vorwand, Carmen könne uns hier nicht finden, gehen wir in Richtung Hotel zurück. Da werden uns sicher keine Tiere gefährlich werden, denke ich mir.

Carmen kommt uns am Flußufer entgegengelassen, fahl im Gesicht. Sie war zwischen mannshohen Felsen im Flußbett auf der Suche nach uns mitten in eine Herde Paviane geraten, sie hatte sich erst wieder beruhigt, als sie auf Kameruner Frauen stieß, die ihre Wäsche im Fluß wuschen.

Wir bleiben jetzt zusammen, waschen uns noch an einer tieferen Stelle des Flusses, in der Nähe des Camps die Haare und gehen gemeinsam zurück. Es ist beinahe Mittag geworden, höchste Zeit, daß wir aufbrechen. Der Führer, der uns tags zuvor zu den Hippopotamus begleitete, fährt mit uns zurück auf die Nationalstraße, er will seine Familie im Dorf besuchen. Als wir das Camp verlassen, kommen wir an einem jungen Elefantenbullen vorbei, der sich direkt neben einem Hotelgebäude an einem Baum zu schaffen macht. Ob es denn oft vorkomme, daß Tiere sich bis an die Hotelanlage herantrauen, fragt Carmen den Wildhüter und ob sie für Besucher gefährlich werden könnten. Die Antwort hätten wir uns auch selbst geben können: Es käme schon vor, daß die Tiere bis an die Häuser kämen und falls man den Bereich der Häuser verläßt, solle man das nur mittels Auto machen. Carmen sieht mich vielsagend und vorwurfsvoll an, von unserem morgendlichen Ausflug den Benue hinauf erzählen wir nach dieser Auskunft lieber nichts.

An unserem Weg durch den Park zurück zur Nationalstraße kommen wir an einer kilometerlangen Stelle vorbei, an der das Gras und Buschwerk niedergebrannt ist, große Antilopen sind zu sehen. Gestern fuhren wir hier entlang und das Gras war beinahe mannshoch. Der vom Staat bezahlte Wildhüter demonstrierte uns, wie man der schlechten Sicht in den Busch abhelfen kann und zündete vor unseren Augen das Gras an. So könne man die Tiere besser sehen, meinte er und den ganzen Park brenne er schon nicht nieder. Noch von weitem hatten wir den schwarzen Rauch über der Feuerstelle sehen können, heute war der schwarz-graue Boden bereits wieder abgekühlt.

Staub, Staub und deutsche Klänge

In großen Kehren führt die komfortable Straße auf ein Hochplateau. Vor Ngaundere wollen wir abbiegen nach Tibati, verpassen jedoch den Abzweig und landen mitten in der Stadt. Auf dem Vorplatz des Emirpalastes findet gerade eine Reiterparade statt, die wir uns nicht entgehen lassen. Michel und Gina sind vor allem von einem kleinen, herausgeputzten Dreikäsehoch angetan, wahrscheinlich dem Sohn des Emirs, da er mit herrischer Mimik seinen Pferdejugen Befehle erteilt.

An einer Tankstelle fragen wir nach dem Weg nach Tibati und nach der Qualität der Straße. Der Junge an der Zapfsäule meint, die Straße sei sehr gut. Wir glauben ihm, schließlich sind die beiden Straßen, die auf der Kameruner Straßenkarte von hier aus weiterführen, gleich dick und rot eingezeichnet. Doch als wir den Abzweig nach Tibati finden, landen wir auf einer waschbrettartigen Lateritstrasse. Noch sind wir zuversichtlich, daß bald die ausgebaute

Teerstraße anfangen muß. Doch nach zehn Kilometern werden wir skeptisch, falls wir auf dieser Straße weiterfahren, kommen wir nie nach Kribi. Dann nehmen wir lieber die längere, östliche Strecke über die Hauptstadt Yaounde. Also wieder zurück, vor der Einfahrt nach Ngaoundere fragen wir vorsichtshalber den Militärposten, der uns vor zwei Stunden schon einmal kontrolliert hatte, ob die andere Strecke besser sei, diesmal wollen wir es genau wissen. Alle weiterführenden Straßen nach Süden seien Lateritstrassen, nur die Straße nach Norden ist geteert. Diese Erfahrung, daß eine "sehr gute" Straße auch eine Waschbrettstraße sein kann, hat uns zwei Stunden gekostet.

Zunächst läßt sich die Lateritstrasse ganz gut an, die beiden gewellten Bereiche haben die Spurbreite von Lastwagen, mit den linken Rädern fahren wir auf dem glatten, überhöhten Mittelteil zwischen den Spuren, die rechten Räder fahren schon wieder halb neben der rechten Waschbrettspur. So ist der Wagen zwar etwas nach rechts geneigt, wir können jedoch einigermaßen schnell fahren, ohne daß er zu sehr vibriert. Wenn die Kinder hinten auf der Matratze zu stark in eine Ecke gerüttelt wurden, fahre ich eben eine Weile auf der linken Seite, mit nach links geneigtem Wagen. So geht das eine ganze Weile hin und her, dabei haben wir laute Musik an, um das Gerüttel des Wagens zu übertönen. Die hügelige Landschaft, immer noch Feuchtsavanne, zieht an uns wie in einem Film vorbei. Noch bestimmen idyllische Dörfer aus Rundhütten, wie wir sie im Norden Kameruns sahen, die Szene. Das ganze Land scheint, verglichen mit Nigeria, noch etwa zwanzig Jahre zurück zu sein, Plastik und Wellblech haben, zumindest im nördlichen Teil Kameruns, noch nicht Einzug gehalten.

Michel und Gina bekommen von der Schönheit der Landschaft wenig mit, nur wenn eine Pavianherde den Weg kreuzt, schauen sie aus dem Fenster. Die beiden liegen hinten und lassen sich mittels Walkman von Kasper und dem Räuber Hotzenplotz oder von Abenteuern der TKKG-Bande die Zeit vertreiben. In einer schlecht vorhersehbaren Bodenwelle fliegen beide samt ihrem Walkman und ihren Kissen hinter Carmen und mich auf eine Rückbank. Da bleiben sie liegen, als wäre das Manöver beabsichtigt gewesen und hören ungestört ihre Geschichte weiter.

Heute Abend wollen wir nicht zu spät unser Zelt aufschlagen, damit wir noch ein Lagerfeuer machen können, das habe ich Michel versprochen. Eine Stunde vor Sonnenuntergang fahren wir vom Weg ab, auf eine felsige Lichtung vor einer dicht bewaldeten Schlucht. Carmen bereitet die obligatorischen Nudeln mit Tomatensoße vor, während ich mit den Kindern Holz sammle, von dem reichlich herumliegt. Die Dunkelheit bricht schlagartig herein, trotz Lagerfeuer wird es schnell kalt. In Decken gehüllt und dicht am Feuer, essen die Kinder ihre Nudeln und sind gleich darauf verschwunden. Carmen und ich sitzen allein am Feuer, wir genehmigen uns einen Cognac, sinnieren. Der Ruf einer Eule läßt uns erschauern. Mit der Taschenlampe ausgerüstet, gehe ich dem Schrei nach, doch nichts tut sich mehr außer einem

Knacken im Unterholz. Carmen ruft mich zurück, sie fürchtet sich allein. Als wir oben im Dachzelt liegen, ertönt der Eulenschrei wieder und wieder, ganz nahe, so als säße der Vogel direkt über uns im Baum.

Am nächsten Tag wird es morgens schon sehr heiß. Der Lateritweg wird breiter, die Waschbrettspur aber auch. Neben der Spur zu fahren ist nicht mehr möglich, da sie über die gesamte Straßenbreite reicht. Langsames Fahren macht keinen Sinn, das Vibrieren des Wagens wird nur umso kräftiger. Uns kommt es vor, als liege die Schallmauer bei 70 Stundenkilometern, wir fahren schneller, mehr als 80, bei der Geschwindigkeit spüren wir das Rütteln zwar in den Knochen und Zähnen, aber es ist nicht so laut und zerstörend. Die wenigen Autos, die wir sehen, kleine Omnibusse oder Lieferwagen, fahren ebenfalls schnell. Überholen ist nicht möglich, eine riesige, rotbraune Staubfahne folgt hunderte von Metern jedem Fahrzeug. Der feine Staub setzt sich gleichmäßig, wie zentimeterdicker Neuschnee vor uns auf die Fahrbahn und wird erneut von uns aufgewirbelt. Etwas dämpft der feine Staub sogar, Slalom fahrend rauschen wir in besonders tiefe Staubschichten hinein. Entlang der rotbraunen "Pulverschneestraße" tauchen vereinzelt Dörfer auf, die an der Straße liegenden Häuser, Pflanzen und Bäume sind vom Staub orange gefärbt. Die schilfgedeckten Dächer sind hier besonders tief heruntergezogen, wir werden an norddeutsche Reetdächer in einer Winterlandschaft erinnert. Die Frauen und Mädchen, denen wir in einem dieser Dörfer begegnen, bieten einen nicht erwarteten Kontrast in dieser rüttelnden Sightseeing-Tour: Ihre indisch anmutenden, tätowierten Gesichter lassen uns glauben, durch Asien zu reisen.

Gegen Mittag stoßen wir schließlich auf unserem Weg nach Tibati auf eine Asphaltstraße, wir sind erleichtert, endlich wieder Ruhe im Auto. In Tibati, einer häßlichen Kleinstadt, tanken wir und suchen ein Restaurant. Für unsere letzten CFA bekommen wir in einem von Kamerunern geführten Restaurant Rindfleisch in verschiedenen scharfen Saucen mit Weißbrot serviert. Die Kinder murren nicht, sie sind froh, daß sie zu den trockenen Fleischbrocken und dem Weißbrot kalte Cola bekommen. Der Wirt setzt sich, nachdem er uns bedient hat, an den Nebentisch, nickt erfreut, als er von Carmen erfährt, daß wir aus Deutschland stammende "Nigerianer" seien. Die Luft im Lokal ist stickig, ein Ventilator bewegt den Plastikvorhang am Eingang, verschafft aber kaum Frischluft. Aus dem Kofferradio, das der Wirt vor sich auf dem Tisch stehen hat, erklingt blecherne Musik. Wir sind erschöpft, spüren die Anstrengung der letzten zwei Tage, als wir wie in Trance bekannte, längst vergessene Klänge hören: Marlene Dietrichs Stimme tönt aus dem Radio: "Vor der Kaserne, vor dem großen Tor.."

Carmen und ich sehen uns an, fassen es nicht, hier in dem gottverlassenen Nest eine Stimme aus Deutschlands Vergangenheit zu hören. Dabei stellen wir erst jetzt fest, daß wir von oben bis unten mit feinem, rotbraunen Staub bedeckt sind, der durch alle Löcher und Ritzen in das

Wageninnere eingedrungen ist. Unsere Gesichter sind von Schweiß und Staub leicht verkrustet, wie von zu dick aufgelegtem Make-up, das nach dem Schwitzen wieder abblättert. Unsere Weiterfahrt am Nachmittag führt nahe an die nigerianische Grenze. Die schlechte Straße wird zur Belastungsprobe für Auto und Mannschaft. Abenteuerlich anmutende Brücken führen über kleine Bäche. Eine Brücke besteht lediglich aus Betonträgern und darüber gelegten Holzschwellen. Ich steige aus, laufe voraus, um die Schwellen zu testen, Carmen fährt langsam hinterher und folgt meinen Zeichen.

Die Feuchtsavanne beginnt allmählich grüner zu werden, die Dörfer werden größer. Wir erreichen die Grenze zum Plastikzeitalter: Die Häuser bestehen aus Betonstein, nicht mehr aus Lehm, die Dächer aus Wellblech und nicht mehr aus Schilf, die Frauen tragen Plastikschüsseln auf dem Kopf statt Kalebassen. Die Landwirtschaft beschränkt sich auf vereinzelt Jams-Anbau, dazwischen sehen wir ab und zu Rinderherden. Große Felder, wie die Baumwollplantagen, die wir im Norden sahen, bekommen wir nicht zu Gesicht; einzelne blühende Mangobäume stehen nahe den Dörfern.

In Banyo, der nächsten Stadt nach Tibati, versuche ich, unsere Naira in CFA umzutauschen, der Kurs soll wegen der Grenznähe günstiger als im Norden sein. Am Marktplatz frage ich einen Händler, ob er an Naira interessiert sei. Er bietet allerlei aus Nigeria eingeführte Lebensmittel an, die für das scheinbar hohe Niveau an Lebensqualität stehen: Ölsardinen, Corned Beef, Kellogs Cornflakes, Onkel Bens Reis, "Plastic food", wie wir "Baturis" diese Zivilisationsgüter verächtlich nennen. Nein, kein Bedarf an Naira, meint er und sieht sich verstohlen um. Scheinbar gelangweilt über den Markt schlendernd, beobachte ich ihn aus den Augenwinkeln, ganz sicher fühle ich mich nicht, schließlich bin ich als "Nigerianer" hier in einem Land, mit dem man nicht die allerbesten Beziehungen pflegt; die Polizei an den Kontrollpunkten war bisher auch nicht immer gerade höflich zu uns, als wir mit unserem nigerianischen Autokennzeichen angefahren kamen.

Der Händler winkt einen jungen Mann zu sich, schickt diesen hinter seinen Verkaufsstand und kommt zu mir herüber. Wieviel ich denn hätte, fragt er mich. Ich zeige ihm einen Paken Naira- Scheine und sage ihm die geforderte Summe CFA, orientiere mich dabei am halblegalen Schwarzmarktkurs in Nigeria. Dreimal eröffne ich die Verhandlungsrunde, er tut gelangweilt, desinteressiert, hat wohl gemerkt, daß ich die CFA brauche. Schließlich läßt er sich auf einen Kurs ein, der immer noch besser als der ist, den ich im Norden ausgehandelt hatte. Bevor ich meine Naira aushändige, zähle ich seine CFA nach, es fehlen tausend, also gebe ich ihm einen Naira- Schein weniger. Doch jetzt fängt er an zu schimpfen, will mich nicht weglassen, hält mich am Arm fest. Ich werde ebenfalls laut, meine englischen Schimpfworte, die ihn als Betrüger und Räuber titulieren, versteht er wohl, sie lassen ihn etwas defensiver

werden. Eilig gehe ich zum Wagen zurück, nur schnell weg hier, bevor er Verstärkung heranholt.

Am Ortsausgang wie schon am Ortseingang hält uns eine Militärkontrolle auf, meine Stimmung ist nicht die beste, Carmen mahnt mich zur Vorsicht, Unfreundlichkeit wird schnell mit Schikane geahndet. Mehr genervt als geduldig, lasse ich die zum zigsten Mal gehörten Fragen über mich ergehen. Schließlich erfüllen zwei Zigaretten von Carmen ihren Zweck und die beiden Posten lassen uns weiterfahren.

•••

Der nächste Tag bringt uns zurück in die Zivilisation: Wir fahren wieder auf Asphaltstraßen, der Verkehr wird dichter, die Dörfer schmutziger, die Menschen, nach unseren Schönheitsidealen, häßlicher. Die Häuser sind nicht mehr rund, sondern eckig, teils aus Lehmziegeln, häufig verputzt. Einige wenige Häuser sind mit überdachten Terrassen versehen, von rechteckigen Säulen gestützt und mit Fensterläden ausgerüstet. Gelegentlich verzieren Wandmalereien die Fassaden.

In Foumban, der ersten großen Stadt am Eingang zum tropischen Regenwald, müssen wir unbedingt unsere Travellerschecks tauschen. Hier stoßen wir in besonderem Maße auf die Segnungen des Tourismus, auch wenn dieser nur wenig verbreitet ist in Kamerun. Da die Banken erst am späten Nachmittag öffnen, essen wir in einem Hotel zu Mittag: Avocados und Antilopenbraten mit Spagetti und Krautsalat. Selbst die Kinder essen alles auf. Angeblich sind Travellerschecks akzeptiert, jedoch nach dem Essen will der Wirt Bares sehen. Ein Franzose hilft uns freundlicherweise mit CFA aus. Vor dem Hotel bewacht ein Jugendlicher ungefragt unser Auto und beschwert sich über das zu niedrige "Cadeau". Nach dem Besuch des Sultanpalastes, in dem wir durch ausgestellte Pickelhauben an die deutsche Kolonialzeit in Kamerun erinnert werden, bekommen wir Ärger mit dem Verkäufer eines Handwerkerladens. Er will uns unbedingt etwas verkaufen, schimpft uns hinterher, nachdem wir kein Interesse zeigen. Der "Führer", der uns vom Sultanpalast zur Bank geleitet, will uns ebenfalls rupfen, er verlangt 1300 CFA, bekommt schließlich 1000 und tut, als ob er betrogen wurde. Auf der Bank können wir uns nur noch mühsam beherrschen, doch wir sind auf das getauschte Geld angewiesen. Nach endlos scheinender Prozedur der Formular- Ausfüllens wirft der Leiter der Bank Carmen Scheckfälscherei vor. Von zehn Schecks hat sie einen mit Namen und vollem Vornamen unterschrieben, neun bekommen wir nur ausbezahlt. Den zehnten will man nach versuchter Einschüchterung stillschweigend behalten. Nach einer weiteren halben Stunde bekommen wir ihn zurück. Doch jetzt stimmt der Auszahlungsbetrag nicht mehr, die Formular-Ausfüllerei beginnt von neuem.

Bis Bafoussam schaffen wir es schließlich noch vor Einbruch der Dunkelheit, auch diese Stadt finden wir häßlich. Im "Hotel de President" finden wir schließlich ein freies Apartment. Der

Portier ist so freundlich und kassiert bei der Vorausbezahlung von umgerechnet 150 DM sein Trinkgeld unaufgefordert, der Junge, der uns die Koffer trägt, verlangt bescheidene 1000 CFA, erhält 300 und mault.

Die Zimmer sind zwar etwas muffig und feucht, die warme Dusche läßt jedoch alle Unannehmlichkeiten des Tages vergessen. Dusche und Badewanne sind rotbraun gefärbt von unserem Staub. Alle Anstrengungen und Ärgernisse der letzten beiden Tage werden mit dem Staub hinuntergespült. Wir kleiden uns neu ein mit hellen Sachen, die nur leichte rötliche Staubstreifen im Koffer erhielten und lassen uns von der französischen Küche reichlich und gut, verwöhnen. Die Kinder schlafen schon fast während des Abendessens ein, die Hälfte ihres schönen Essens geht zurück. Nachdem Gina und Michel verschwunden sind, genießen Carmen und ich noch eine Flasche roten Bordeaux, nach dem Preis fragen wir nicht, wir haben ja wieder genug CFA für ein paar Tage.

Am Strand der Camaroes

Endlich am Meer! Vollkommen geschafft sitzen wir auf unseren Campingstühlen am Strand südlich von Grand Batanga. Gerade noch rechtzeitig vor Sonnenuntergang konnten wir den Bus einen behelfsmäßigen Weg durch den Dschungel bis kurz vor den Strand fahren. Mehr zwischen den dichten Bäumen, als darunter, steht das auf dem Wagen aufgebaute Dachzelt, einem Baumhaus ähnlich. Der "grünen Hölle von Duala" sind wir entflohen. Je mehr wir uns der Küste näherten, desto intensiver wurde der Kaffee- Anbau, desto größer die Bananen- und Ananasplantagen, doch umso feuchter und stickiger wurde es auch. Kurz vor Duala wurde die Asphaltstraße "nigerianisch": Tiefe Löcher in der Fahrbahn zwangen uns zu kurvenreicher Fahrt.

Auf halber Strecke zwischen Duala und Kribi, unserem Reiseziel, ging die Straße wieder in Laterit über. Das Erreichen unseres Zieles noch zu Silvester erschien fraglich. Warum ließen wir uns bloß von bestimmten Tagen wie Weihnachten oder Silvester unser Reisepensum vorschreiben? Eigentlich wäre es doch egal, wann wir ankommen, dann müßten wir eben den Aufenthalt am Meer verkürzen. Der Norden Kameruns hätte für einen dreiwöchigen Aufenthalt vollkommen genügt, den Süden hätten wir uns für das nächste Jahr vornehmen können. Doch das einmal gesetzte Ziel aufzugeben, fiel uns schwer. "Silvester sind wir am Strand", das ging aus unseren Köpfen nicht mehr heraus, also wollten wir auch hinkommen, koste es, was es wolle.

Jetzt sind wir da, haben bereits Nudeln mit Tomatensoße, zur Abwechslung von mir zubereitet, gegessen und bereits in der weißen Brandung gebadet. Kein Mensch befindet sich außer uns am Strand. Kilometerweit, so weit wir in der rötlichen Dämmerung sehen können, heller Sand mit Felsenriffen, dahinter grüner, weit herabhängender Baumbestand mit einzelnen Palmen. Es kehrt Ruhe ein, die feuchtschwüle Wärme wird durch eine leichte Brise vom Meer her erträglicher. Unser Lagerfeuer brennt langsam nieder, mehr Holz sammeln wollen wir nicht mehr, wir sind zu müde, selbst um Silvester zu feiern. Die Sonne versinkt mattrot in einer Dunstschicht. Weit über dem Meer, von Nigeria her, blitzen Lichter hoch am Himmel auf, Gewitter, die in dieser Gegend selbst während der Trockenzeit vorkommen.

Zur Feier des Abends trinken Carmen und ich die letzte Flasche Rotwein, Gina und Michel nehmen mit einem Gemisch aus Sirup und Wasser vorlieb. Dunkelheit kehrt ein, das Feuer ist niedergebrannt, noch immer in Badekleidung, sitzen wir auf unseren Campingstühlen am Strand bei ablaufendem Wasser. Aus allen Löchern kommt es auf einmal hervor gekrochen: Große und kleine, unendlich viele Krabben laufen am Strand umher. Die Kinder fürchten sich, auch Carmen zieht ihre Beine ein. Ein paar Minuten später ist es wirklich dunkel, das Feuerrad, das ich als Ersatz für Silvesterraketen den Kindern versprochen habe, verschieben wir auf Neujahr, hier ist es ohnehin egal, an welchem Abend wir feiern. Wir beschließen, ins Bett zu gehen, doch keiner will als erster zum Wagen laufen, überall krabbelt und raschelt es. Carmen schnippt ihren brennenden Zigarettenstummel in Richtung Meer und verkündet ganz mutig:

" So, wenn keiner will, dann gehe ich eben allein".

Doch der Mut verläßt sie schnell. Wie von Geisterhand läuft der weggeworfene, glühende Punkt im Zickzack in Richtung Wasser, bis er erlischt. Stille, keiner sagt etwas. Was war das? Bis wir alle auf einmal in schallendes Gelächter ausbrechen: Das kann nur eine Krabbe gewesen sein, die den glimmenden Stummel in ihre Schere nahm und damit wegief.

Ich opfere mich, laufe barfuß zum Wagen, um die Taschenlampe zu holen. Ausgerüstet mit einem Stock, geleite ich die Kinder an ihren Schlafplatz. Außer den Krabben, die sich leicht vertreiben lassen, sehen wir im Schein der Taschenlampe riesengroße Käfer, glänzend dunkelbraun, ein wenig wie Pillendreher geformt, nur viel größer, aus Bodenlöchern krabbelnd und Baumstämme hoch kriechend. Gina mag sich kaum bewegen hinter mir. Kaum im Wagen angelangt, verschließen die beiden Kinder die Tür, die schwüle Wärme ist auf einmal kein Problem mehr, Hauptsache, weg von dem Gekrabbele.

Der Wind hat gedreht, selbst die laue Brise vom Meer flaut ab. Carmen und ich sitzen noch eine Weile am Strand und plaudern über das vergangene Jahr. Vor uns das auf- und abschwellende Schäumen der Wellen, hinter uns lautes Zirpen, Gezwitscher und Gefiepe, dazwischen das Gejaule der Kinder, die wegen der Schwüle nicht einschlafen können.

Ganz anders ist die Stimmung an nächsten Morgen. Zu viert liegen wir im Dachzelt und schauen zwischen den Bäumen hindurch aufs Meer, große Felsen ragen aus dem Wasser, Ebbe. Die Luft ist klar, obwohl der Himmel grau ist. Der große Bantu, der uns gestern den Weg zu unserem Lagerplatz wies, läuft am Strand entlang. Er hält die Zufahrt durch den Dschungel frei und ist so etwas wie ein Campingplatzwächter, wir seine einzigen Gäste.

Wir laufen alle zum Strand, wollen dem einzigen Menschen weit und breit ein gutes Neues Jahr wünschen. Der Bantu freut sich wie ein Kind, er ist vielleicht zwanzig Jahre alt. Erst jetzt stellen wir fest, daß er ein "Baturi", ein hellhäutiger Schwarzer ist. Albinos, Leute mit Pigmentstörungen, sieht man relativ häufig in Afrika, sie fallen jedenfalls sofort auf. Den Namen, den uns die Afrikaner geben, "Weiße" nämlich, soll von ihren eigenen "Weißen" herrühren. Demnach waren aus der Sicht der Afrikaner die ersten Weißen in Afrika alle pigmentgestört. Der Weiße erzählt uns, daß er allein lebt, in der Nähe eines Pygmäendorfes. Ein paar Tage später finden wir heraus, daß er so etwas wie der Beschützer und Häuptling einer kleinen Pygmäengemeinde darstellt, von denen es noch einige im Grenzgebiet zu Äquatorialguinea geben soll.

Unsere Begegnung mit Pygmäen am ersten Tag ist etwas unheimlich. Wir halten uns zwar für weltoffene und aufgeklärte Menschen, der erste Pygmäe, dem wir am Strand begegnen, löst jedoch etwas Angst bei uns aus: Ein jüngerer Pygmäenmann kommt uns entgegen, mit stierem, blöden Gesichtsausdruck, gibt Laute von sich wie ein Geistesgestörter. Wir machen einen weiten Bogen um ihn, doch der Mann beachtet uns gar nicht. Später kommt ein älterer Pygmäenmann zu Carmen und bietet ihr leuchtend orange Schoten an, die sie nicht kennt und daher nicht kauft. Sie ist allein am Auto, ich bin mit Gina und Michel am Strand, um Kaurimuscheln zu suchen. Als sie in seine Augen schaut, fürchtet sie sich, sieht in den Augen des Pygmäen ein merkwürdiges, tückisches Glitzern. Der weiße Bantu kommt hinzu und gibt ihr zu verstehen, daß sie sich nicht mit ihm "amüsieren" solle, er habe ein krankes Herz. Nach dieser unheilvoll wirkenden Begegnung bleiben wir zusammen und unternehmen am Nachmittag einen ausgedehnten Spaziergang. Wir sind tatsächlich weit und breit die einzigen Touristen am Strand, ein paar Kilometer weiter entdecken wir reiche Schwarze und ein paar Weiße mit einem Surfbrett, die anscheinend Campingurlaub machen.

Der dichte, tropische Uferbewuchs ist durch Flussmündungen unterbrochen. Das Wasser hat tiefe Rinnen in den Sand gezogen, stellenweise ist das Süßwasser metertief und lädt zum Baden ein. Immer wieder treffen wir auf angeschwemmte, riesige Baumstämme. Wahrscheinlich sind sie auf dem Weg von Ghana aus über das Meer bei Sturm hier angespült worden, kein Mensch und kein Fahrzeug kann die gewaltigen Stämme mehr bewegen, sie graben sich durch die Wellen bei Flut immer weiter in den Sand ein. Auf dem Rückweg jagen die Kinder und ich Krabben, die am Ufer entlanglaufen. Sie sind meist schneller als wir und

flüchten ins Wasser. Carmen erzählt uns, daß laut Reiseführer der Name Cameroun von den anlandenden Portugiesen herrühre, die das Land nach den vielen Krabben "Camaroes" benannt haben sollen.

Zurück an unserer Campingstelle, wartet eine in schwarz gekleidete, ältere Bantufrau auf uns. Morgens hatte Carmen sie auf der Suche nach einer Kaufmöglichkeit für Zigaretten an der Straße angetroffen und war von ihr angebettelt worden, sie in den nächsten Ort zu bringen, da der Bus nicht gekommen sei. Sie hatte Carmen eine Rührstory erzählt, die nicht ohne Wirkung auf Carmen geblieben war: Ihre Mutter sei vor drei Tagen in Kribi gestorben, sie sei danach matt wie ein Blatt gewesen und zu den Pygmäen gefahren, um sich Medizin zu holen. Seit drei Tagen habe sie (rundlich und gut genährt aussehend) nichts mehr gegessen, habe kleine Kinder und müsse zurück nach Kribi. Wir sollten sie fahren.

Carmen hatte ihr die leidvolle Geschichte zunächst nicht geglaubt, und ich hatte keine Lust, gerade angekommen, das Dachzelt wieder abzubauen und in den nächsten Ort zu fahren. Doch jetzt steht sie vor uns, hat Schweiß auf der Stirn und macht einen jämmerlichen, aber auch drohenden Eindruck. Ganz geheuer ist uns die Geschichte nicht, der Albino hatte Carmen nämlich Andeutungen gemacht, daß die Frau eine Hexe sei und sich von den Pygmäen für ihre Hexenkünste allerlei Kräuter hole. Ich fügte mich in mein Schicksal, entweder die Alte war eine bemitleidenswerte Frau, dann mußte man ihr helfen, oder sie konnte tatsächlich jemandem durch den "bösen Blick" Schlechtes bringen, dann war es besser, sich nicht mit ihr anzulegen. Mein vormals abgeklärtes Bewußtsein war durch die ständig allgegenwärtigen Jujus in Afrika doch etwas verunsichert worden.

In einer halben Stunde wollte ich zurück sein, die Kinder sollten in der Zwischenzeit Holz sammeln, heute Abend wollen wir das Feuerrad fliegen lassen. Ich hole die Alte an der Straße ab, zwei junge Pygmäen stehen neben ihr, der eine gibt ihr einen Sack, aus dem es modrig stinkt. Neugierig schaue ich in den Sack hinein, um zu wissen, was ich da transportieren soll. Der Pygmäe zieht eine geräucherte Zwergantilope heraus und hält sie mir vor die Nase. Mein Französisch reicht nicht, um Fragen zu stellen, also fahre ich mit der Bantufrau und ihrem müffelnden Sack los. Im nächsten Ort angekommen, will ich sie schnell loswerden. Der Sack riecht im Wagen noch penetranter, und die Alte macht auf mich tatsächlich einen hexenhaften Eindruck. Nein, nein, sie wolle noch weiter, hier gäbe es kein Taxi. Ich tue zwar so, als ob ich nicht verstehen würde und lächle sie freundlich an, sie geht aber nicht darauf ein, wird sehr resolut, ich solle weiterfahren.

Also gut, dann fahre ich eben in den nächsten Ort, Hauptsache, ich werde die Alte schnell los. Unterwegs kommt uns ein Taxibus entgegen. Also doch, denke ich mir, sie hat mich angelogen. Das sei kein Taxi, im nächsten Ort gäbe es welche. Ich bin sauer auf sie, sie will mich für dumm verkaufen, jetzt bin ich sicher, daß die ganze Rührstory, die sie Carmen

erzählte, gelogen war. In der nächsten Ortschaft setze ich sie ab, sie will mir wieder erzählen, daß es hier kein Taxi gäbe, doch diesmal lasse ich mich nicht beirren, sie muß aussteigen. Ohne sich zu bedanken, verläßt sie widerwillig den Wagen, schimpft vor sich hin und wirft mir einen Blick zu, der mich frösteln läßt: Bestimmt war das der "böse Blick".

Auf dem Heimweg rumpelt es plötzlich gewaltig unter dem Auto. Das vordere Bodenblech hatte sich gelöst und ist beim Herabfallen vom Auto eingeklemmt und verbogen worden. Ich bin doch nicht so verrückt zu glauben, dass das mit den Verwünschungen der Alten zu tun hat. Beim Zurechtbiegen des Bleches reiße ich mir noch eine Schramme in die Handfläche. Zwei Schrauben fehlen, also packe ich das Blech in den Wagen, anschrauben kann ich es später noch.

Es wird bereits dunkel, als ich wieder bei Carmen und den Kindern eintreffe, mehr als eine Stunde war ich unterwegs, nachdem ich Carmen von dem Verhalten der Alten erzähle, glaubt sie auch, daß sie von ihr belogen wurde, daß sie aber, wie der Albino erwähnte, eine Hexe sei, das glaubt sie nun doch nicht.

Michel und Gina haben bereits am Strand ein Lagerfeuer gemacht. Drei Konservendosen haben wir für das Feuerrad aufbewahrt. Mit Schraubenzieher und Hammer schlage ich Luftlöcher in die Dosen, zwei Meter fester Bindedraht dienen als Schleuderschnur. Auf den Boden der Dose kommt ein Stein zur Beschwerung. Als es vollends dunkel ist, wird die Dose bis an den Rand mit Holzglut gefüllt. Erst langsam, dann immer schneller lasse ich die Büchse kreisen, die aufglühende, aus den Löchern austretende Glut bildet in der Dunkelheit einen roten Schweif, die Leuchtspur beschreibt einen Kreis. Wenn die Geschwindigkeit am größten ist, lasse ich die Dose wie ein Geschoß in die schwarze Nacht steigen. Weit leuchtet der Feuerschweif, steht eine Weile am Himmel und fällt senkrecht in das Meer, gefolgt von glühenden Punkten. Da die Dunkelheit von keinem nahen oder fernen Licht gestört ist, wirkt unser Silvesterzauber umso eindrucksvoller.

Nachdem Gina und Michel ebenfalls eine Feuerbüchse ins Meer schwangen, setzen wir uns am Feuer zusammen, denn heute sind wir nicht so müde, und können die Silvesterfeier nachholen. Die Deutsche Welle verkündet in ihrem Kurzwellensender, daß Kohls Neujahrsrede vertauscht wurde. Uns amüsiert das mächtig, weil so weit entfernt von zu Hause die deutsche Politik einen recht unberührt läßt. Der beklemmende Eindruck, den die sonderbaren Pygmäen und die alte Frau hervorriefen, weicht jedoch erst nach ein paar Cognacs. Es ist schon absurd, den ganzen Tag über hatte ich ein seltsam befremdetes Gefühl, weil weit und breit kein Europäer zu sehen war. Da hat man nun einmal die Situation, von der man stets träumt, allein, ohne lästige Touristen an einem Südseestrand zu sein, und dann fühlt man sich schon am zweiten Tag einsam und verloren. Die alten Tarzanfilme mit Pygmäen, die Giftpfeile schießen, wirken wohl mehr nach, als mir bewußt war. Fast schäme

ich mich für mein Angstgefühl, das mich beschlich, doch als ich Carmen davon erzähle, gibt sie mir zu verstehen, daß ihr ebenfalls nicht ganz wohl in ihrer Haut war, erst als der französisch sprechende, weiße Bantu auftauchte, fühlte sie sich sicherer.

Im Schein der Taschenlampe, mit einem Stock im Gestrüpp herumschlagend und laut singend, bringe ich die Kinder zum Wagen, sie wollen schlafen. Als das gesammelte Holz niedergebrannt ist und es stockduster um uns wird, verziehen Carmen und ich uns, von Sandflöhen zerbissen, ebenfalls in das Dachzelt.

Am nächsten Morgen ist es schon wieder vorbei mit der Einsamkeit, wir brauchen Geld und Lebensmittel und brechen auf nach Kribi. Die dritte Bank hat endlich geöffnet, wir tauschen unsere letzten Traveller- Schecks und deutsches Geld ein, jetzt haben wir nur noch das geschmuggelte nigerianische Geld als Reserve. Nach dem Einkaufen gehen wir noch in das einzig florierende, von Franzosen geführte Strandlokal "Auberge Annette", fühlen uns zwischen einigen Touristen wie in Südfrankreich, sind aber ähnlich wie in Frankreich nach dem gepflegtem Essen einen beträchtlichen Teil unserer Barschaft wieder los.

Am Strand angekommen, stürzen wir uns, die klebrigen Kleider vom Leib reißend, in die erfrischende, schäumende Brandung: Ein herrliches Gefühl, Urlaubstimmung, so macht das Leben Spaß, kein Anzeichen mehr von Beklommenheit nach unserem Bad in der Menge in Kribi. Michels anfängliche Angst vor den Wellen, er hatte sich gestern nur an der Hand von Carmen im Wasser bewegt, ist gewichen, so dass wir ihn ermahnen, wegen der Unterströmung nicht zu weit hinauszugehen. Am nigerianischen Strand war er einmal vollkommen unter Wasser gezogen worden, so dass wir ihn nur noch an unserer Hand baden ließen.

Unweit unseres Platzes haben während unserer Abwesenheit Franzosen ihre Zelte aufgeschlagen, die französischen Kinder stürzen sich mit Luftmatratzen den Wellen entgegen und lassen sich zurücktragen, das Beispiel ermutigt unsere beiden Kinder, und Carmen und ich sind nicht mehr so besorgt wie am Tag zuvor.

Unsere Begegnung mit Pygmäen am heutigen Tag ist vollkommen anderer Natur als gestern. Bei einem Strandspaziergang treffen wir auf zwei Pygmäenjungen, die Fische fangen. Der größere, so groß wie Michel, jedoch deutlich älter, hat an einer kreisförmig zusammengeknüpften Gerte, die an seiner Hose befestigt ist, Fische, durch den Kiemen gestoßen, aufgereiht, wie Schlüssel an einem Schlüsselbund. Die Angelrute ist ein rechteckiges Holzbrett mit einer faserigen Schnur umwickelt. Wie Sportangler sehen die so Ausgerüsteten gerade nicht aus, aber dafür haben sie Fische zu bieten. Vier mittelgroße kaufen wir ihnen ab. Die beiden bestehen auf 1000 CFA, etwa sieben DM. Für uns, die wir in Naira zu rechnen gewohnt sind, ist das nicht wenig, doch selbst am nigerianischen Strand mussten wir für frisch gefangene Fische ähnlich viel bezahlen.

Auf dem Rückweg kommen uns zwei Pygmäenfrauen mit mehreren Kindern entgegen, sie haben keine Scheu vor uns, wahrscheinlich sind sie an das Bild von weißen Touristen gewöhnt. Einer der Frauen hängen beide Brüste lang aus der Bluse heraus, ein kleines Kind, das sie auf dem Arm trägt, trinkt gelegentlich. Sie sprechen kein französisch, lächeln jedoch freundlich.

Die Fische, in Butter gebraten, schmecken sehr delikate, dazu trinken wir in Kribi besorgten französischer Rotwein, die Kinder "Fanta", besser kann es uns nicht gehen. Ausgelassen machen wir mit dem Albino aus, dass er uns für den nächsten Tag eine Tour in den Dschungel, geführt von einem Pygmäen, organisieren soll.

Am folgenden Tag sind wir wieder allein, die französische Familie ist am Abend vorher abgereist. Nach unserem Mittagessen (Dosenfisch und französisches Weißbrot) brechen wir zusammen mit dem Albino auf in das nahe gelegene Pygmäendorf. Wir haben uns lange Hosen und feste Schuhe angezogen sowie langärmelige Hemden und sind gerüstet für den Regenwald. Ein jüngerer Mann, zierlich gebaut, kaum einen Kopf größer als die achtjährige Gina, übernimmt die Führung. Als wir vom offenen Dorfplatz in den Dschungel eintreten, wird es zwar etwas kühler, der Schweiß läuft uns jedoch auch ohne körperliche Anstrengung aus allen Poren. Knapp zwei Stunden führt uns der Pygmäe mit nur angedeuteten Winkzeichen durch den Dschungel: Vorbei an sehr hohen Baumriesen mit Luftwurzeln, Lianen, durch dichtes Unterholz, knöcheltiefes Wasser. Wir sehen große, bunte Schmetterlinge und Libellen, leuchtend rote, orangefarbige, blaue und lila Beeren, kleine Bäche mit matschigen Ufern, jedoch klarem Wasser mit winzigen Fischen darin, Blumen, die aussehen wie Usambaraveilchen mit nur einer Blüte, weiße Primeln mit sehr dunkelgrünen Blättern, wenige andere Blüten. Immer wieder ist unser Trampelpfad verbaut durch riesige, quer liegende Baumstämme, über die wir entweder hinwegklettern oder unter denen wir hindurchkrabbeln. Die feuchtschwüle Luft ist erfüllt von modrigem Geruch, er wurde uns in den Dschungelfilmen bisher vorenthalten, dazu die vielstimmige Geräuschkulisse, wie sie nur im Original beeindruckt, wenn einem der Schweiß wie in der Sauna herunter rinnt. Michel macht bald schlapp und ich nehme ihn auf die Schultern, wodurch die Kletterei nicht gerade einfach für uns wird. Er klebt mir auf dem Rücken wie ein nasser Sack. Unser Führer sagt kein Wort, läuft etwa fünf Meter vor uns her und sieht gelegentlich, scheinbar gelangweilt, zu uns zurück, ob wir folgen. Carmen und ich unterhalten uns nur leise, als ob wir uns durch heilige Grotten bewegen.

Unser Weg führt durch eine Lichtung mit deutlich anderer Flora. Bananenstauden, Mango-Papaya- und andere fruchttragende Bäume sind zu sehen, alles ist schon halb wieder vom Urwald überwuchert. Auch erkennt man Spuren von Brandrodung, mehrere Haufen in der Sonne gärrig verwesender, gespaltener Mangokerne deuten daraufhin, dass vor kurzem

Menschen hier waren. "Pygmäen", sagt unser Führer. Das ist alles, was er uns während des Ausfluges erzählt, ein richtiges Dorf im Dschungel mit Pygmäen bekommen wir nicht zu Gesicht. Entweder sind sie nicht erreichbar oder unser Führer will uns nicht zu ihnen führen. Nach einer weiteren Expedition durch den modrig feuchten Dschungel steht uns auch nicht mehr der Sinn, die Kinder staunen nur eine knappe Stunde lang, dann jammern sie nur noch, wollen wieder zurück zum Strand.

Zurück im Dorf, das nahe der Straße liegt, sehen wir uns an, wie die kleinen Menschen leben. Die wenigen, rechteckigen Hütten bestehen aus Wänden und einem Dach, geformt aus Schilf- und Palmblattmatten, gestützt und zusammengehalten von Holzpfählen. Nach vorn hin sind die Hütten offen, darinnen sehen wir Frauen mit ihren Kindern um ein Feuer sitzen. Die Liegeflächen der Betten bestehen ebenfalls aus geflochtenen Matten, die von Holzpfosten getragen werden.

Die Männer sitzen außerhalb unter einem Schattendach. Ein junger Pygmäe hat einen schönen, mit einer Metallspitze versehenen Speer. Damit ich etwas Nachweisbares mit nach Hause nehmen kann, demonstriert der Jüngling auf meine Bitte hin vor der Kamera, wie zielsicher er eine Antilope treffen kann. Ohne Schwierigkeiten trifft er einen mit dem Messer geritzten Kreis in einem Karton.

Als wir uns verabschieden, taucht zu unserer Überraschung die schwarz gekleidete Bantufrau auf, sie will wieder gedörrte Antilope kaufen. Zunächst ist sie sehr verlegen als sie uns sieht, doch dann nutzen wir sie als Dolmetscher und fragen sie ein bisschen über die Pygmäenfamilie aus, und sie plaudert mit Carmen ganz unbefangen.

Der Weg geht führt zurück über die braune Laterit- Strasse, die Sonne brennt erbarmungslos. Als wir den Strand erreichen, kommt uns die vorher als schwülwarm empfundene Meeresluft unglaublich kühl und erfrischend vor. Wir stürzen uns alle in die Brandung, ein herrliches Gefühl. Später erzählen uns Gina und Michel, dass sie es im Urwald ganz schrecklich gefunden haben.

Zur Versöhnung gibt es abends Nudeln mit Tomatensoße und noch einmal lassen wir das Feuerrad kreisen. Wir sitzen am Strand, die Sonne ist längst untergegangen, die schmale, liegende Mondsichel wirft ihren Lichtschein auf das leicht bewegte Meer. Um uns herum krabbelt es, nichts erschreckt uns mehr. Wir sind im Dunkeln allein, die Pygmäen haben wir bereits kennen gelernt, vor ihnen brauchen wir uns nicht mehr zu fürchten, und die "Hexe" hat sich als listiges, altes Weiblein herausgestellt. Morgen wollen wir noch einen Tag am Strand faulenzeln, dann haben wir vor, über einen Umweg, vorbei am Mount Cameroun, zurück nach Nigeria, "nach Hause", zu fahren. Carmen schnippt wie gewohnt ihre Zigarettenkippe in den Sand, wieder, wie am ersten Abend, läuft der glühende Punkt panikartig im Zickzack ins Wasser, doch jetzt kostet es uns nur noch ein müdes Lächeln.

Wieder "daheim"

Etwa 350 Kilometer sind wir erst gefahren, und der Tag geht schon wieder zur Neige. Morgens bereits hatte sich die Abfahrt am Strand verzögert, vom vielen Radiohören war die Autobatterie leer geworden. Mit vereinten Kräften, Carmen am Steuer, Gina, Michel und ich, der Albino und zwei Pygmäen Kinder, schoben wir den Wagen über den Dschungelpfad hinauf zur Straße, wo wir ihn starten konnten. In Edea hatten wir ein passables Restaurant ausgemacht, da wollten wir noch einmal von der guten französischen Küche Gebrauch machen. Eineinhalb Stunden hatten wir, die einzigen Gäste, auf unser Essen gewartet und dann war der Fisch noch nicht gar. Die Straßen führten vorbei an riesigen Ölpalmen- und Kautschukplantagen. Die Fahrt durch Duala ging durch Bürohaus- Viertel mit Banken und Versicherungen, gepflegt und wohlhabend aussehend, wie wir sie in Nigeria noch nicht gesehen haben. Selbst die Lager und Verkaufshallen, mit Renault, Peugeot und den üblichen Automarken versehen, entlang des Hafens, schienen gut in Schuss zu sein, nichts wirkte schmutzlig.

Den Abzweig nach Victoria und zum Mount Cameroun haben wir am Nachmittag von unserem Plan gestrichen, wir waren wieder einmal später dran als geplant, außerdem war es diesig, die Sicht war schlecht, wir hätten ohnehin nicht viel gesehen.

Schon morgens fühlte sich Carmen nicht gut, im Laufe des Tages ging es ihr immer schlechter, Nackenschmerzen, Durchfall und leichtes Fieber. Wir denken an Malaria, warten aber noch ab, ob es schlimmer wird. Tabletten gegen Malaria aus Gründen der Vorsorge schlucken wir schon lange nicht mehr, sie nützen nicht viel, ob mit oder ohne Vorsorge, wenn es einen erwischt, ist ohnehin eine Radikalkur fällig. Wir beschließen, gegen vier Uhr nachmittags Schluss zu machen und in der vor uns liegenden Stadt Kumba ein Hotel aufzusuchen. Ab Kumba gibt es zudem nur noch Lateritstrassen, die wir uns heute nicht mehr zumuten wollen. Doch so einfach wie beschlossen, soll es nicht werden, vor dem Ort findet die obligatorische Polizeikontrolle statt. Unsere Laune ist nicht die beste, wir wollen eigentlich nur in ein Hotel. Der Polizist, ein schmierig wirkender Typ mit dunkler Sonnenbrille, sieht sich in unserem Wagen um und fragt nach der Zulassung für alle möglichen Geräte, Radio, Walkman der Kinder; er fällt uns furchtbar auf die Nerven. Meine Ablenkungstour, freundlich nach etwas zu fragen oder einen Witz zu machen, zieht überhaupt nicht, ich habe auch keine Lust auf Späßchen, da ich vom langen Fahren geschafft bin. Weil wir aus dem französisch sprechenden Gebiet heraus sind- in Südwestkamerun wird englisch gesprochen- führe ich

wieder die Verhandlung mit den Leuten an den Checkpoints, und mir gehen schneller als Carmen die Nerven durch.

Nachdem der Polizist nichts "Unerlaubtes" findet, gibt er die Pässe und Impfausweise nicht zurück, behauptet, unsere Visa seien nicht in Ordnung. Mir reicht es langsam, er sucht nur einen Vorwand, um uns zu melken, denke ich und frage ihn ärgerlich, was er wolle, Zigaretten oder Schnaps, und Carmen, in ihrem gegenwärtigen Zustand nicht weniger liebevoll, hält ihm die halbe Zigarettenschachtel unter die Nase. Jetzt ist er endgültig giftig, gibt uns die Pässe und Impfausweise nicht mehr heraus und meint, wir müssten nach Kumba zur Polizeistation zum "Big Boss". Gerade jetzt, wo wir am allerwenigsten aufgehalten werden möchten, schaffen wir es nicht, uns zu beherrschen, freundlich zu sein und mit dem Polizisten zu verhandeln. O.k., meine ich, las uns sofort losfahren, keine Zeit verzögern. Doch das ist ihm auch nicht recht, ich rede mit seinen beiden Kollegen, einer ist ziemlich betrunken, nichts zu machen, sie geben die Papiere nicht mehr heraus. Schließlich, nach langer Debatte, steigt der Betrunkene, groß und dick, zwei Ananas unter den Arm geklemmt, zu uns in den Wagen, Carmen wird halb von ihm zur Seite gedrängt, halb rutscht sie zu mir herüber. Der Polizist mit der dunklen Sonnenbrille fährt auf dem Motorrad voraus, er hat unsere Papiere, ihn dürfen wir auf keinen Fall verlieren, dichtauf folgen wir ihm, wir fahren nicht gerade langsam.

Der "Big Boss", sitzt in Alhadschikleidern in seinem Wagen vor dem Polizeihauptquartier, er ist im Begriff nach Hause zu fahren. Zum Glück ist er freundlich, ich versuche ebenfalls, höflich zu sein, alles klärt sich schnell auf. Er nennt uns noch die Namen zweier Hotels, eines sei das "Hilton". Wir wundern uns zwar, dass es in diesem Nest ein so renommiertes Hotel geben soll. Fragend hangeln wir uns durch den Ort: Kleine, ärmliche, dicht gedrängte Flachbauten, Wellblechdächer, Verkaufsstände. Schließlich finden wir auf einem Hügel das Hotel namens "Hilltop" und, wie es scheint, ist es kaum belegt.

Die zwei Zimmer sind für Kameruner Verhältnisse zwar billig, sie kosten umgerechnet nur 30 DM, aber entsprechend muffig, ohne Klimaanlage. Die Hauptsache ist, dass Carmen sich hinlegen kann, sie hat mittlerweile 39 Grad Fieber, es besteht kein Zweifel, alle Symptome deuten auf Malaria hin. Sie schluckt drei Tabletten Fansidar und legt sich ins Bett, während ich mit Gina und Michel zum Abendessen gehe. Fleisch, wie versprochen, gibt es nicht, Omelettes mit Pommes können wir bekommen. Wenn es nur nicht zu lange dauert und die Kinder in's Bett kommen, denke ich. Doch auch die Omelettes dauern eine Weile und während wir im Gästeraum des Hotels warten, läuft ein Videofilm mit Pornoeinlagen im Fernsehen. Die Anwesenheit der Kinder ist für den Wirt kein Anlass, das Gerät auszuschalten. Gina und Michel kriegen große Augen und ich sehe zu, dass wir auf unsere Zimmer kommen. Carmen bringen wir Cola und Weißbrot mit, sie hat inzwischen ihre Beine kalt geduscht und das Fieber ein wenig gesenkt.

Nach einer heißen und lauten Nacht- der Van rattert laut- müssen wir am nächsten Morgen lange auf unser Frühstück warten und ärgern uns, dass wir überhaupt ins Hotel gegangen sind und nicht unterwegs unser Dachzelt aufgeschlagen haben. Doch im Süden sind wir nicht so vertraut mit der Gegend. Man ist gefangen auf der Straße, kann nicht so einfach wie im Norden links oder rechts abfahren und irgendwo im Busch übernachten, alle Wege sind dicht mit Pflanzen und Bäumen eingesäumt oder führen auf ein nahe gelegenes Grundstück. Zu unserem Überdruß berechnet der Wirt für zwanzig DM Aufschlag ein Zimmer mit "Airconditioner", früher hätte das Zimmer einen solchen gehabt. Es dauert eine Weile, bis wir den Sachverhalt aufklären können, wir einigen uns auf den halben Preisaufschlag, nur, um nicht noch länger aufgehalten zu werden.

Bald nach Kumba hat uns das "Waschbrett" wieder, ein staubiger, welliger Lateritweg, der unseren Bus schnell wieder über und über mit braunem Puderzucker bedeckt. Noch sind wir im Gebiet des Regenwaldes, unsere braune Straße, nur in der Trockenzeit befahrbar, führt durch eine grüne Landschaft mit viel Bambus und vielen Flussläufen. Ab und zu kreuzen wir eine Baustelle, der Anfang für eine Teerstraße wird gemacht, zu spät für uns. Wer weiß, vielleicht sind es die letzten Jahre, die wegen der schlechten Straßen das Land noch vor dem Tourismus schützt, alles hat seine zwei Seiten.

Heute wie gestern löst mich Carmen am Steuer nicht ab, sie fühlt sich zwar nicht schlechter, aber es geht ihr auch nicht besser als gestern. Eine Malaria Tropica, die schlimmste Art der Malaria, ist in der Regel bei rechtzeitiger Einnahme von Medikamenten nach drei Tagen halbwegs überstanden. Als mich das letzte Mal eine Malaria erwischt hatte, waren wir gerade am Atlantik in Nigeria. Die 900 km Rückfahrt fuhr Carmen allein, ich lag hinten auf der Matratze und konnte mir, trotz meines schlechten Zustandes, wiederholte Kommentare über Carmens Fahrweise nicht verkneifen. Sie behielt jedoch die Nerven und ließ sich durch meine Nörgelei nicht davon abbringen, uns wohlbehalten nach Hause zu fahren. Daran muss ich jetzt denken, als ich vom langen Fahren müde werde und öfter Pausen einlege.

Vor Nguti, wir fahren erst drei Stunden, passieren wir die bereits dritte Polizeikontrolle. Obwohl uns die lästigen Stopps reichlich ärgern, nehmen wir uns vor, freundlich zu bleiben, egal, was geschieht. Diesmal scheint unser Visum in Ordnung zu sein, aber wir sind nicht gegen Cholera geimpft. Meine und die Impfung der Kinder hätte schon lange wiederholt werden müssen und Carmen sei überhaupt nicht geimpft. Ich könnte ausrasten, erstens brauchen wir gar keine Impfung gegen Cholera, diese Vorschrift ist schon lange abgeschafft worden und zweitens beanstandet der Kerl die fehlende Impfung jetzt, wo wir bereits im Begriff sind, das Land wieder zu verlassen. Wir steigen aus dem Auto und lassen uns von dem noch jungen Polizisten "beraten", er könne unsere Impfung erzwingen, da wir jedoch auf dem Weg seien, Kamerun zu verlassen, wolle er uns ausnahmsweise weiterfahren lassen.

Unsere Geduld wird bis zur nigerianischen Grenze noch mehrmals auf die Probe gestellt. Wir haben endgültig die Nase voll von all den Kontrollen, wir fühlen uns hier nicht wohl. Es ist schon sonderbar, in Nigeria, einem "Militärstaat", empfinden wir uns den Kontrollen der Armee und Polizei nicht ausgeliefert, wir leben schließlich in dem Land, sind keine Touristen, sondern wohnen in Kaduna und arbeiten für Nigeria. Entsprechend ist unser Auftreten, sicher und gelassen. Und wenn ein Polizist nach einem "Geschenk" fragt, gibt er sich mit ein paar Zigaretten oder einem Kugelschreiber zufrieden. Hat man einmal nichts, ist das zwar schade, aber letztlich auch "O.K.". Es muss wohl daran liegen, dass wir von den Kameruner Polizisten misstrauisch und neidvoll als "Nigerianer" angesehen werden, wir sind zum einen weiße Touristen, die alles haben, was das Herz begehrt, zum anderen leben wir in einem afrikanischen Land, das als reich und fortgeschritten von seinen Nachbarn beneidet wird. Freizügiges Reisen gibt es für die Afrikaner nicht, Nigeria würde vermutlich überschwemmt werden von den Nachbarländern.

Später, wieder in Kaduna, erfahren wir von einem deutschen Ehepaar, dass sie auf einer ähnlichen Tour durch Kamerun im Norden von zwei Polizisten gezwungen wurden, abseits der Straße zu fahren und von ihnen ausgeplündert wurden. Sie waren daraufhin so fertig, dass sie auf dem kürzesten Weg wieder zurück nach Nigeria fuhren. So schlechte Erfahrungen hatten wir nicht gemacht, auch von anderen Leuten nichts Derartiges gehört. Selbst im Norden Kameruns hatten wir uns manchmal nett mit Polizisten unterhalten, es kam jedoch sehr darauf an, wie unsere gegenwärtige Stimmung und die unserer Kontrolleure war.

Jetzt sind wir auf alle Fälle froh, das wirklich schöne Land wieder zu verlassen und heimzukommen in die für uns vertraute Welt. Der Blick von der Brücke herunter auf den Grenzfluss, den "Cross River", liefert einen imposanten Eindruck: Der tief unter uns liegende Fluss ist eingebettet zwischen Felsen und dichtem Wald, eine Mischung aus Dschungel und Lorelei und geradeaus, auf der anderen Seite, befindet sich die nigerianische Grenzstation. Obwohl wir von den Kameruner Zöllnern nicht lange aufgehalten wurden und bei den Nigerianern nach mehr als einer Stunde bürokratischer Papierarbeit unseren Stempel, nachgeholfen mit einer gespendeten Flasche Bier, erhalten, haben Carmen und ich ein Gefühl der Erleichterung, das wir schon einmal erlebt hatten: Auf einer Transitreise durch Ostberlin zurück in den Westen, als wir die kleinlichen Schikanen hinter uns hatten und das Gefühl aufkam, wieder etwas zu gelten, wieder Rechte zu haben, wieder zu wissen, wie weit man gehen kann im Umgang mit der eigenen Polizei .

Bis Ikom werden wir von drei nigerianischen Checks aufgehalten, wir begrüßen die Uniformierten wie alte Freunde, sagen, woher wir kommen und wohin wir wollen, und nicht einmal werden unsere Papiere verlangt.

In Ikom fragen wir einen Zivilisten nach einem Hotel, er lässt es sich nicht nehmen, uns zu dem seiner Meinung nach "very best hotel" zu begleiten, indem er vorne zusteigt, uns erst zu seinem Workshop geleitet und schließlich zu einem Hotel, das wohl aus Steuergründen nicht als solches ausgewiesen ist. Für 50 Naira, etwa 20 DM, bekommen wir zwei ordentlich eingerichtete Zimmer, es sind zwar Duschen vorhanden, aber waschen müssen wir uns in einem Eimer. Was soll's, in Nigeria sind wir, abgesehen von einigen Luxushotels, so etwas ohnehin gewohnt, wir erwarten gar nichts anderes. Wir sagen zu und bringen den Nigerianer, der sich uns mit einer Karte als "Engineering Manager" für seinen privaten Peugeot-Reparaturladen vorstellt, zu seinem Wagen zurück. Er folgt uns, wohl um sicher zu gehen, dass wir auch wirklich zu seinem auserkorenen "Hotel" fahren, bringt uns als "welcome drink" fünf gekühlte Malzbier und will am nächsten Morgen wiederkommen, um sicherzugehen, dass wir auch wirklich "satisfied" sind.

Das Abendessen läuft wieder typisch nigerianisch ab: Ein junger Mann, Koch und Bedienung in einem, fragt uns, was wir uns zum Abendessen wünschen, wir könnten auch warm essen. Ich bitte, er solle uns sagen, was er uns machen könne, wir wollten nicht fünf Stunden warten, sondern bald essen. Er, leicht gekränkt, besteht darauf, dass wir bestellen, was wir wollen, fünf Stunden würde es schon nicht dauern. Also vier, witzeln wir und bestellen seine ihm herausgelockte "Empfehlung", Hühnchenbeine mit Reis und Gemüse. Wir nutzen die Zeit, richten uns auf mehr als eine Stunde ein, waschen uns, ziehen uns um, trinken ein Bier, die Kinder Malzbier und noch eins und noch eins. Nach zwei Stunden sind die Kinder müde, wir alle haben Hunger, die Stimmung wird leicht gereizt. Jetzt soll er den Reis und das Gemüse bringen, die Kinder wollen essen. Die Hähnchenteile kommen, nachdem die Kinder schon eine Stunde schlafen, wir lassen sie für sie aufbewahren.

Nach dem Essen geht es Carmen und mir wieder besser, der "Chef" kommt und entschuldigt sich für die Verzögerung. Wir, gar nicht mehr böse, kommen mit dem Besitzer der Pension ins Gespräch, er setzt sich zu uns, und angeregt unterhalten wir uns über die Unterschiede zwischen Kamerun und Nigeria. Er erklärt uns, dass aufgrund der kolonialen Geschichte jedes Land unterschiedliche Handelspartner hätte, deshalb auch die Beziehungen der beiden Staaten schlecht seien, offiziellen Handel gäbe es, soweit er weiß, nicht, nur Schmuggel von Lebensmitteln nach Kamerun, im Gegenzug Kleider nach Nigeria. Auf unseren Einwand hin, sie hätten doch so große Plantagen dort drüben, die Landwirtschaft schein besser entwickelt zu sein als in Nigeria, meint er, dass in Kamerun der Staat die Farmen von den Franzosen übernommen habe und die Ernte mehr für den Export als für die Bevölkerung genutzt würde. Dagegen hätten die Engländer keine Plantagen angelegt, es gäbe nur "klein bei klein" in Nigeria, keine festen Wirtschaftspartner, die sich auch um die Probleme des Landes kümmern würden, sondern nur kurzfristige Tagespolitik, heute mit diesem, morgen mit jenem. Zum

Schluss erzählt uns der aufgeschlossene Nigerianer, dass jemand aus seiner Familie eine uns bekannte Brauerei besitze und zeigt sich erfreut, uns kennen gelernt zu haben.

Wir haben die nötige Bettschwere, schließlich haben wir einige der Biere der besagten Brauerei, der "Bergedorfer Vereinsbrauerei", bereits konsumiert, fassen es als eine Geste des Willkommens auf, nachdem wir wieder heil in Nigeria angekommen sind und ein Bier vorgesetzt bekommen, dessen Name wohl auf frühere Kontakte mit Carmens Heimatstadt zurückzuführen ist. Carmens Malaria ist bereits im Abklingen begriffen, die Tabletten wirkten schnell und das Bier hebt ihre Stimmung, dafür schmerzt mein Ohr umso mehr, Salzwasser und Sand haben eine Entzündung im Gehörgang bewirkt, es wird Zeit, dass wir zu unserem deutschen "Buschdoktor" kommen.

Die restlichen 600 Kilometer fahren wir am nächsten Tag, verglichen mit den Problemen in Kamerun, ohne Mühe. Wir fahren nur noch auf breiten Teerstraßen, wenn auch mit vereinzelt Löchern in der Fahrbahn; Nigeria empfinden wir jetzt, bezogen auf sein Straßennetz, wie das Deutschland Westafrikas. Auf halbem Weg überqueren wir den Benue River bei Makurdi. Hier ist der vormals schmale Gebirgsbach, in dem wir im Nationalpark gebadet haben, zu einem gewaltigen Strom angewachsen, große Sandbänke lassen den Fluss noch breiter erscheinen. Vor zwei Wochen hatten wir ein Schiffchen am jungen Benue ausgesetzt, wir fragen uns, ob es wohl schon vorbeigekommen ist.

Die Sonne steht schon sehr schräg, als wir in "heimatliches" Gebiet kurz vor Kaduna kommen. Die Kajuru Berge und der Kujama, unsere vertrauten Ausflugs- und Fluggebiete kommen in Sicht. Ein Gefühl der Vorfreude auf unser "zu Hause", aber auch der Besorgnis, ob alles noch in Ordnung sein wird in unserem Haus, ergreift von uns Besitz. Wir fühlen uns nicht wie Fremde in einem fremden Land, die in ihre vorübergehende Unterkunft zurückkehren, sondern hier befindet sich unser zweites Heim, das uns in letzter Zeit vertrauter geworden ist als unsere Wohnung in Hamburg, die wir nie aufgegeben haben. Gespannt fahren wir bei Dunkelheit vor das Tor unseres Grundstückes, doch unsere Sorge war unbegründet: Bello, der Nachtwächter, macht uns freudestrahlend das Tor auf, Joseph eilt herbei und schließt uns die Haustüren auf. Carmens Suzuki steht noch da, Garten und Haus sind gepflegt, und zur Freude von Gina und Michel leben ihre beiden Katzen noch und sind wohl genährt.

Höher als die Geier

"Darf dat dat?" über Funk rufe ich den unter mir vorbeiziehenden Drachenflieger zur Raison. Die weißen, langhornigen Rinder ziehen sich wie eine gleichförmig expandierende Spirale auseinander. Das fantastische Bild, das sich mir bietet, fasziniert mich: Einige hundert Rinder stieben auseinander, dabei läuft kein Tier chaotisch aus der Richtung, wie an unsichtbaren Fäden gezogen bilden die auseinander brechenden Tiere in Linien geordnete Fluchtbahnen in einer sich drehenden, explodierenden Spirale.

"Dat darf dat", erwidert mein Kumpan Walter, der eben mit seinem Tiefflug über die Rinderherde deren Fluchtbewegung willentlich herbeiführte.

"Dat dat dat darf?" Mit dem Köln'schen Spruch versuche ich mein Missfallen über Walters Untat zu äußern, obwohl ich selbst Spaß an dem Geschehen habe.

Wir haben es geschafft, jetzt fliegen wir zu zweit im Tiefflug mit motorisierten Drachen über die Savanne, leicht versetzt, damit wir Blickkontakt halten. Walter zeigt mit der Hand auf ein vor uns liegendes Dorf von Fulani- Nomaden. Die strohbedeckten Rundhütten sehen von weitem aus wie Indianerzelte. Unsere Ultra-Leicht-Motoren verursachen so wenig Lärm, dass wir erst wahrgenommen werden, als wir schon unmittelbar über dem Dorf sind. Begeistert winken uns einige Fulanifrauen in ihrer bunten Tracht zu, aus der geringen Höhe lassen sich sogar die riesigen bunten Ohrreifen und Halsketten erkennen. Walter zieht ein paar Kreise über dem Dorf, ich halte die Szene mit einer am Drachen befestigten Filmkamera fest.

Weiter geht es in Richtung Kaduna River. Wir haben etwa für drei Stunden Benzin, damit können wir zwei Stunden gegen den Wind fliegen, die halbe Zeit benötigen wir dann für den Heimflug. Der Harmattan, der trockene, sandige Wind aus dem Norden, bläst schon recht ordentlich. Die Sonne steht als gelber Ball am braunen Horizont. Vor vier Uhr nachmittags konnten wir wegen der starken Turbulenzen nicht starten, bis Sonnenuntergang verbleiben noch gerade drei Stunden. Damit ist unser Aktionsradius nicht sehr groß. An jedem Tag, an dem wir über den "Busch" fliegen, nehmen wir uns eine andere Richtung vor, um Stück für Stück die Gegend zu erkunden.

Beißender Rauch sticht uns in die Augen, weit vor uns brennen riesige Flächen. Um ihren Rindern frisches Gras für die nächsten Wochen zu bieten, brennen die Fulanis das dürre, lange Gras in riesigen Landstrichen nieder. Ich muss an den Zeitungsartikel denken, den ich vergangene Woche in einer Lokalzeitung las, in dem das traditionelle Abbrennen des trockenen Grases als verwerflich angeprangert und bei Zuwiderhandeln mit Bußgeld bedroht wird. Genauso könnte auch ein Aufruf erfolgen, das Wasser des Kaduna Rivers möge doch sein schändliches Tun einstellen und künftig stromaufwärts fließen, dieser liest nämlich auch keine Zeitung.

Mit Walter spreche ich mich über Funk ab und wir steigen in größere Höhen, um dem Rauch auszuweichen. Doch zwei-, dreihundert Meter oben ist der Gegenwind so stark, dass wir uns kaum vorwärts bewegen, der störende Rauch wird hier oben auch nicht weniger. Also gehen wir wieder auf Tauchstation, um schneller vorwärts zu kommen. Ausweichen hat bei der riesigen Brandfläche keinen Sinn. In niedriger Höhe überfliegen wir die schwarze, bereits abgebrannte Savanne. Den grünen Bäumen kann das Feuer wenig anhaben, nur vereinzelt liegen noch brennende, weisglimmende Baumstämme vertrockneter Bäume zwischen dem weiten Schwarz. Walter zeigt auf einen ehemaligen Baum unter uns, dessen Asche sich schneeweiß von seiner schwarzbraunen Umgebung abhebt, so als male die Seele des Baumes zur Erinnerung an alles Lebende den Abdruck von Stamm, Verzweigungen und Ästen in die verstorbene Landschaft.

Die Feuerlinie ist erreicht, zwei, drei Meter schlagen die Flammen hoch, nur mäßig frisst sich die gelb- schwarze Wand gegen den Wind vorwärts. Gefährlich für den Menschen ist das Feuer wegen des dünnen Bewuchses nicht, die Lücken lassen genügend Platz zum Durchschlüpfen. Ist das hohe, strohartige Gras erst einmal abgeflammt, kann man unversehrt über den verbrannten Boden laufen. Die Haussamänner lieben es geradezu, nach dem Abfackeln ihrer Felder die grasfressenden Buschratten aus ihren Höhlen herauszutreiben und zu fangen, sie gelten als Leckerbissen. Schutzbietendes, tarnendes Gras und Buschwerk ist nach dem Abbrennen nicht mehr vorhanden, die langschwänzigen Tiere werden ähnlich wie in Europa bei Treibjagden eingekesselt und totgeschlagen.

Walter, der vor mir fliegt, wird jäh emporgehoben, gleichzeitig vernehme ich sein lautes Gejuchze im Kopfhörer, da erreicht mich ebenfalls der starke Aufwind, den die Feuerwand verursacht. Mit kräftigem Ziehen am Steuerbügel versuchen wir, mehr Fahrt zu machen. Nur mäßig erhöht sich die Geschwindigkeit, waren wir doch schon die ganze Zeit schneller geflogen, um rascher durch den Qualm zu kommen. Als wir endlich hindurch sind, können wir den Zug am Steuerbügel lockern, die Arme schmerzen bereits vor dauernder Anstrengung.

Wegen der größeren Geschwindigkeit, mit der wir das verbrannte Gebiet überquerten, sind wir früher am Fluss, als erwartet. Das Knie des Flusses, von dem aus wir nach links dem Flusslauf folgen wollen, liegt bereits vor uns. Der Strom hat sich in mehrere Rinnsale verästelt, große, hellgelbe Sandbänke liegen scheinbar geometrisch gleichmäßig verschachtelt zwischen den blauen Wasserläufen. Dieser Anblick ist kein Vergleich mit dem eintönig braunen Strom, der während der Regenzeit von Ufer zu Ufer alles überdeckt.

Wieder ist es Walter, der, übermütig geworden, bis auf einige Meter auf den Fluss hinabtaucht auf ein rundes, vierarmiges Ungetüm zu, das auf dem Wasser treibt. Bei näherem Hinsehen entpuppt sich das Fabeltier als ein Fischer auf einer Kalebasse, der bemüht ist, die Balance

auf seinem ausgehöhlten Kürbis zu bewahren, während er gleichzeitig versucht, den beiden Vogelmenschen zuzuwinken.

Ich bin lieber etwas vorsichtiger, mein Motor war bereits mehrmals ausgefallen, deshalb halte ich mich an das dem Wind abgewandten Ufer, damit ich bei Motorausfall sicher auf einer der am Fluss entlang angebauten Ackerflächen landen kann. Während Walter Landeanflüge auf stets neu auftauchende Sandbänke übt, betrachte ich die vielen Spuren von Rinderherden im Sand, die vom festen Rand des Ufers aus zum Wasser führen. Spuren von Großwild kann man in diesem Teil Westafrikas kaum finden, obwohl ein österreichischer Hobbyjäger vorgibt, ein paar Kilometer flussabwärts Leoparden gesichtet zu haben. Von den selten gewordenen Antilopen schießt er gelegentlich eine, da diese sowieso ausstürben. Vor nicht allzu langer Zeit soll es hier noch viele Krokodile gegeben haben, der Name Kaduna River rührt von dem Haussa-Wort Krokodil her.

Vor mir taucht eine Sandbank auf mit einer gänzlich anderen Farbe, sie erscheint silbern, weiß getupft, das Gelb des Sandes ist kaum auszumachen. Als wir uns der seltsamen Insel nähern, stieben die unzähligen hellen Punkte hoch: Kuhreiher, die plötzlich in einem riesigen Schwarm vor uns herfliegen. Sie sehen großen Möwen ähnlich, folgen in kleineren Schwärmen den Rinderherden. Solch gewaltigen Zug haben wir bisher noch nicht zu sehen bekommen. Weiß gesprenkelt flimmert vor uns der Horizont, der sonst gelbrot von der Abendsonne gefärbt ist. Wir folgen eine Weile dem Schwarm den Fluss entlang, der mit gleichem Abstand vor uns herfliegt, bis er seitlich ausweicht und hinter uns wieder auf einer Sandbank landet. Uns zieht es weiter, da wir das nächste Knie des Flusses erreichen möchten, an dem ein Haussadorf liegt. Von dort wollen wir mit Rückenwind über die Savanne, zurück an unseren Startplatz fliegen.

"Delta 2, siehst du die großen schwarzen Punkte vor dir, zwei Uhr, was ist das? Kommen!"

"Hier Delta 2, ich schau schon die ganze Zeit, ich geh mal runter und guck mir das genauer an, Ende"

Diesmal bin ich es, Rufzeichen "Delta 2", der Gas wegnimmt, den Steuerbügel anzieht und die vor mir schwimmenden vier schwarzen Punkte anpeilt. Doch bevor ich über ihnen bin, werden die runden, schwarzen Körper lebendig, weiten sich enorm und erheben sich aus dem Wasser: Vier riesige Vögel, Flügelweite sicher mehr als zwei Meter, es müssen Marabus sein. Dicht über dem Wasser ziehen die Riesenvögel mit mächtigen, langsamen Flügelschlägen vor mir her. Skrupel beschleicht den Verfolger, ich gebe wieder Vollgas und steige mit meinem Drachen auf größere Höhe, um die Vögel nicht zu ängstigen. Aber ganz in Ruhe lassen können wir die faszinierenden Tiere nicht. Nach einer Biegung des Flusses wird der Schatten unserer Drachen direkt vor uns auf das Wasser geworfen. Das verführt mich dazu, Walter zu zeigen, was für ein Spiel ich früher als jugendlicher Motorflieger mit fahrenden Autos oder

Zügen trieb: Schattenjagd. Begeistert macht Walter mit. Etwas höhenversetzt fliegen wir von links und rechts kommend in der Flussmitte aufeinander zu, unsere Schatten kreuzen sich direkt über den geradeaus ziehenden Vögeln. Diese lassen sich nicht aus der Ruhe bringen und setzen wieder auf dem Wasser auf. Der Flusslauf ändert erneut seine Richtung, die Schatten der Drachen sind von der Wasseroberfläche verschwunden.

Das am Fluss gelegene Dorf, der geplante Wendepunkt für unseren Ausflug, kommt in Sichtweite. Von oben aus betrachtet wirkt es noch malerischer als vom Boden aus gesehen. So rund und beschaulich wie ein gemaltes Bild aus einem Comic.

Nur schilfbedeckte Hütten, kein einziges Haus mit Blechdach, was man schon häufig in den Dörfern dieser Gegend sieht. Die Mauer um das Dorf ist aus Baumstämmen und Strohmatte aufgebaut.

Ich bin ganz angetan von dem Anblick des ins 20. Jahrhundert versetzten Asterixdorfes, rede begeistert per Funk auf Walter neben mir ein.

Auf der Landkarte ist das Dorf nicht verzeichnet, dafür ist es zu klein. Diese Gegend hatten wir bereits vor ein paar Wochen mit einer Gruppe Motorradfahrern erkundet, bei dem Dorf Rast gemacht und an einer seichten Stelle den Fluss durchquert. Die Dorfjugend war bereits damals beim Anblick der Horde wild aufgempopter Motorradfahrer ganz aus dem Häuschen geraten. Als wir jetzt dicht über dem Dorf unsere Achten ziehen, ist nicht weniger los.

Bis dicht an das Flussufer, das an dieser Stelle aus runden, glatten Felsen besteht, reicht das Dorf heran. Die Felsen am Wasser dienen als Schlachtplatz und den Fischern als Plattform für ihre Netze. Ein Netz neben dem anderen ist am Ufer nahe des Dorfes aufgestellt. Wie große, runde Federballschläger sehen diese Netze aus, die Rahmen bestehen aus gebogenem Bambus, mit einem Durchmesser von etwa zehn Metern. Über Seilzüge können die Netze ins Wasser gesenkt und bei etwas Glück mit reichlich Fisch wieder hochgeschwenkt werden.

Die Fischer winken uns zu, als sie von den exotisch anmutenden Vogelmenschen auch noch lautes "jauwa" vernehmen, kennt die Begeisterung keine Grenzen, Wollmützen und Schuhe fliegen unseren anschwappenden Drachen entgegen.

Unweit des Dorfes wurde auf einer Sandbank Wäsche zum Trocknen ausgelegt, zahlreiche Kinder sitzen daneben im Sand, einige baden im hüfttiefen Fluss. Walter treibt seine Späße mit den Kindern und fliegt dicht über sie hinweg. Halb spielerisch und jauchzend vor Vergnügen, halb ängstlich, laufen die Kinder vor dem Drachen her. Ich sehe mir das Spiel nicht lange an, warte, bis Walter von links anfliegt und schwenke von rechts kommend auf die Szene zu. Als Walter beinahe eine hochgeworfene Jacke in den Propeller fliegt, gebe ich ihm zu verstehen, dass es nun reicht, wir haben ohnehin nur noch eine knappe Stunde Zeit.

Obwohl Walter mit dem besseren Gerät fliegt, bin ich ihm in etwas größerer Höhe auf dem Heimweg weit voraus.

"Delta Eins, komm' höher, der Rückenwind ist hier oben stärker. Kommen!"

"Gut, ich komm' rauf, aber die Sicht ist oben bestimmt schlechter, oder? Kommen!"

"Es geht noch, es sind sogar Geier über mir, für die reicht es auch, Ende."

Als ich die Geier erwähne, fällt mir ein Versprechen ein, das ich mir selbst gegeben hatte und gebe etwas mehr Gas. Kreisend schraube ich mich höher, um an sie heranzukommen.

"Delta Eins, was machst du da oben? Kommen!" und nach einer Weile, als keine Antwort kommt:

"Mir müsse z'rück, Heiligsblechle jetz kreist der au no!"

Mein schwäbischer Freund ist bereits vor mir, versteht meine Sperenzchen nicht.

"Ich hab' noch 'ne alte Rechnung mit den Geiern offen, komm' gleich nach."

Das geht jetzt vor, denke ich mir, ziehe weiter meine Kreise, bis ich die zwei Geier eingeholt und überstiegen habe.

Nur den Geiern habe ich es zu verdanken, dass ich jetzt motorisiert mit meinem Drachen durch die Gegend fliegen kann und nicht wie vorher mühsam die Berge hinaufklettern und, abgesehen von einigen Ausnahmen, nach ein paar Minuten wieder landen muss. Es kam schon vor, dass ich bei günstigem Wind eine volle Stunde oder mehr vor dem Berg meine Achten ziehen konnte, aber selbst das wurde bald langweilig. An Streckenflüge war in dieser Gegend nicht zu denken. In der Trockenzeit war der Wind zu stark, um sich vom Berg zu lösen und um höher zu steigen. Flüge abseits der Straßen, mit der Windrichtung querfeldein in den Busch, waren wegen der Unwegsamkeit zu riskant, wer sollte mich nach der Landung zurückholen?

Einmal riskierte ich bei starkem Wind einen Start in Nordrichtung. Walter, der neu eingetroffene, ebenfalls drachenfliegende Schwabe, hatte mich dazu ermutigt, mir Starthilfe gegeben. Erst sah es recht ordentlich aus, beim Einkurven ins steil abfallende Tal gelangte ich jedoch in das Lee des davor gelegenen Berges und bergab ging die Post. Eine schöne sanfte Baumlandung war das Ergebnis. Walter hatte mir zwar versichert, nachdem wir mithilfe einiger Haussa's den Baum gefällt und den Drachen geborgen hatten, das sei ganz normal, er sei im Schwarzwald schon dreimal auf einem Baum gelandet, doch mir reichte das eine Mal, mehr Erlebnisse dieser Art wollte ich nicht.

Endgültig die Nase voll von der Lufthüpferei hatte ich, als mich die Geier einmal unverschämt provozierten und auch noch hämisch auslachten. Wie so oft, wenn ich startete, orientierte ich mich an den Geiern und Greifvögeln. Einmal waren sogar vier Geier über mir und kreisten an meinem Berg, an dem ich gewöhnlich meine Achten zog. Nichts wie hinaus in die Luft mit dem Drachen, diesmal wollte ich es ihnen gleich tun und mit ihnen um die Wette fliegen. Ich kam aber nicht an sie heran, sie blieben stets höher als ich. Da wagte ich mich zu weit fort vom

Berg, der mich mit seinem Aufwind trug, unversehens fand ich mich gestrandet auf einem Acker am Fuße des Berges wieder.

Ich war mit dem Zusammenfalten meines Fluggerätes beschäftigt, als ich hinter mir höhnisches, krächzendes Gelächter vernahm. Auf einem vertrockneten Baum saßen zwei Geier, und ich war mir sicher, sie lachten mich aus. Sie gehörten bestimmt zu den Vögeln, die mich vorher von oben beäugt hatten. Halb belustigt, halb ärgerlich, schimpfte ich zurück. Ihnen würde ich es schon noch zeigen, eines Tages würde ich höher fliegen als sie.

Walter hatte die Szene vom Berg aus beobachtet, er spielte ebenfalls mit dem Gedanken, sich einen Drachen aus Deutschland zu holen. Meine kläglichen Erfolge ließen ihn aber zweifeln, ob das das richtige sei. In einem Fliegermagazin fanden wir die Antwort: Drachen, mit Motor ausgerüstet, auf Rädern zu starten: Das war die Lösung! Eine Gruppe von Drachenfliegern hatte mit dieser Art Fluggerät eine Tour durch die Philippinen gemacht, nach Notlandungen waren sie sogar stehend aus Reisfeldern gestartet. Das musste auch im Busch von Westafrika funktionieren.

Wir waren sofort von der Idee begeistert, Freunde aus Deutschland könnten uns die komplette Ausrüstung per Luftfracht schicken. Einen Haken hatte die Sache allerdings: Das Ganze würde einiges kosten. Walter, den Schwaben, reute das Geld schon sehr, aber ich ließ ihn wohlweislich etwas im Unklaren über die gesamten Kosten, und so wurde nach drei Monaten die komplette Ausrüstung eingeflogen. Probleme mit dem Zoll waren bald auf die landesübliche Weise bereinigt. Es blieb lediglich noch zu klären, von wo wir denn eigentlich starten wollten. Zu viel Aufmerksamkeit wollten wir nicht auf uns ziehen, schließlich wollten wir die Geräte erst in aller Ruhe erproben. Eine offizielle Starterlaubnis auf dem Flugplatz war sicher schwer zu erhalten, lieber die Behörden gar nicht erst einbeziehen! Zulassungsverfahren konnten Jahre dauern, wir wollten aber gleich fliegen. Also, ab in den Busch. Dorfbewohner bereinigten einen alten Acker, fertig war die Piste, daneben wurde eine Hütte aus Lehmziegeln mit Strohdach erstellt, das Clubhaus war ebenfalls bereit, es konnte geflogen werden.

Ganz ohne Erfahrungen mit Malheurs ging die Erprobung nicht vonstatten: Ein Propeller und ein Fahrwerk zerbrachen, doch bereits nach ein paar Monaten wagten wir uns als motorisierte Flieger querfeldein über die Savanne.

Den ersten, auslösenden Anstoß für unsere Motorflüge hatte ich wieder vergessen bis zu jenem Augenblick, als ich das erste Mal wieder Geier über mir sah.

Doch jetzt empfinde ich kaum Genugtuung, als die beiden gefiederten Aasfresser ihren langen, nackten Hals drehen und zu mir heraufschielen. Eigentlich muss ich ihnen dankbar sein, ohne ihr Verhöhnen hätten wir nicht so konsequent die Motorisierung vorangetrieben. Andererseits ist es auch kein reiner Sieg, denn die Geier fliegen ohne Motor. Mehr zu meiner

Rechtfertigung nehme ich das Gas vollends zurück und ziehe meine Kreise beinahe lautlos im Leerlauf, um den gefiederten Freunden zu zeigen, dass ich auch ohne lärmende Technik könne, aber ganz überzeugt bin ich selbst nicht von meiner Demonstration.

"Delta Zwei, willst du da oben übernachten? Komm endlich, in vierzig Minuten ist Sunset!"

"Bin schon unterwegs, keine Bange!"

Meine Höhe in schnelleren Gleitflug umwandelnd, setze ich hinterher, schaue mich nach meinem Benzintank aus Klarsichtplastik um: Mein Sprit reicht noch etwa für eine Stunde.

Das Gelände steigt jetzt wieder an, so tief brauche ich gar nicht hinunterzugehen, die trockene Savanne kommt von selbst näher. So trocken ist sie eigentlich wieder nicht, bei genauem Hinsehen schlängeln sich überall, durch das ganze Land, kleine, tief eingegrabene Bäche, die selbst während der Trockenzeit nie ganz austrocknen. Entlang der Rinnsale sind Felder angelegt, die mit Mais, Hirse oder Jam, der afrikanischen Riesen-"Kartoffel", bepflanzt sind. Hunger kann es auf dem Land in dieser Region eigentlich nicht geben. Diese Art der landwirtschaftlichen Nutzung kann man aber schlecht sehen, wenn man auf den teils noch von den Engländern angelegten Straßen durchs Land fährt. Die neuen, breiten Teerstraßen verlaufen größtenteils nicht entlang der alten Verbindungswege, an denen viele Dörfer und Siedlungen liegen, in fruchtbaren Tälern zwischen Felsenbergen oder an kleinen Flussläufen.

"Delta Eins, hast du die Baboons im Graben gesehen?"

Keine Antwort von Walter, die Batterien halten nur für zwei Stunden, wahrscheinlich sind sie jetzt leer.

Eben war eine Herde Paviane aus einer wasserführenden Schlucht gerannt, jetzt, beim Näherkommen der Drachen, springen sie auf die Bäume, um Deckung zu suchen. Einige der Paviane sind so groß, dass man sie auf den ersten Blick mit Löwen verwechseln kann, die gibt es aber nur noch in kleinen Schutzgebieten.

Der runde, lang gezogene Berg, der vor unserem Landefeld liegt, kommt in Sicht. Der grasbewachsene, felsige Koloss sieht aus, als wäre er dereinst aus zähflüssigem Teig, der aus der Erde heraus brach, von darüber liegendem, strömendem Wasser geformt worden. So tropfenförmig wie unser "Hausberg" sehen die meisten der Inselberge in Westafrika aus. Zur Beendigung eines Ausfluges haben wir uns angewöhnt, vor der Landung noch einmal zur Begrüßung über das nahe gelegene Dorf zu fliegen und anschließend in Kammhöhe über den Berg zu gleiten.

Dicht über dem Bergrücken schwebend, habe ich das Gefühl, im klaren Meerwasser zu schnorcheln. Wie Seegrass, das durch wellenbewegtes Wasser hin- und herwogt, so bewegt hier der Wind das hohe Gras auf dem Berg. In dichten, regelmäßigen Wellen scheint das Gras den Berg entlangzulaufen.

Die Sonne ist bereits am diesigen Himmel verschwunden, fahles Gelb am Horizont weist darauf hin, dass es bald dunkel wird. Walter ist bereits gelandet und rollt bis an die Hütte unseres "Flughafenrestaurants". Ich praktiziere, wie früher als Motorflieger, stets einen langen Landeanflug, setzte exakt am Anfang der Behelfspiste auf und schalte den Motor aus. Der will aber nicht, läuft weiter und schiebt mein Fluggerät auf Rädern an der Hütte vorbei. Doch keine Bange, Joseph, der Gärtner, ist mit auf dem Fluggelände, er ist für solche Fälle genauestens instruiert und fängt seinen rollenden "Master" auf.

Ich quäle mich aus dem Gurtzeug, geselle mich zu Walter in die Hütte, der bereits ein kühles Bier trinkt, den Abbau seines Drachens seinem Steward überlässt und mich mit den Worten empfängt:

"So wie heut', so müss' ma des ham."

Wie zur Bestätigung seiner Worte krächzen zwei Geier auf dem Baum nahe unserem Landefeld, diesmal klingt ihr Geschrei nicht so höhnisch, eher anerkennend und respektvoll. Ich bin sicher, es sind dieselben Vögel, die mich noch vor ein paar Monaten auslachten.

Kriegsstimmung- doch Maduka bleibt

Schlaftrunken fahren wir aus unserem Bett, ein Klopfen am Fenster schreckte uns auf, dann erkennen wir die Stimme unseres Nachbarn Bert:

"Unruhen in der Giba Road, die Kinder nicht zur Schule schicken!"

Jetzt ist es also soweit, die seit Tagen andauernden Unruhen im Norden haben auch Kaduna erfasst. Schnell ziehen wir uns an, es ist noch sehr früh, der Tag beginnt gerade erst zu dämmern. Wir bitten unseren Nachbarn herein, seine Kinder gehen in die gleiche deutsche Zwergschule wie Gina und Michel. Bert berichtet, er sei von seiner Firma informiert worden, dass eine Kirche, die in der Nähe der Schule liegt, heute Nacht angezündet wurde, der Pastor soll umgekommen sein. Es gab Auseinandersetzungen zwischen Moslems und Christen, und da man nicht weiß, ob der Streit eskaliert, soll niemand seine Kinder zur Schule bringen, bis sich alles wieder normalisiert hat. Bert ist in Eile, er will noch weitere Eltern informieren, bevor sie aus dem Haus gehen. Carmen beschließt, bei den Kindern zu bleiben, während ich mich fertig mache, um zur Arbeit zu fahren. Etwas mulmig ist Carmen und mir schon zumute. Was wird passieren, falls die Unruhen sich ausweiten, könnten in den Konflikt zwischen den Moslems und Christen auch die Weißen hineingezogen werden? Bis jetzt hat es bei derartigen Unruhen noch keine Anzeichen gegeben, dass die im Land lebenden Europäer ins Spiel gebracht wurden und es gefährlich für sie wurde. Aber aus den Unruhen zwischen den

Religionsgruppen könnte schnell ein Konflikt zwischen Nord und Süd werden, der Hass zwischen den verschiedenen Völkern, die im "Biafrakrieg" gegeneinander standen, ist unterschwellig immer noch vorhanden, der offene Bürgerkrieg kann jederzeit wieder geschürt werden und erneut auflodern. Die Zeitungen schrieben, dass bestimmte Kreise, die an einem Sturz der Regierung interessiert seien, Unruhe schüren wollten. Sie hätten in Kano einen Streit zwischen der Regierung und den Moslems, wie er jederzeit entstehen kann, ausgenutzt und Jugendliche mit Geld zu Brandanschlägen auf christliche Kirchen angestiftet. Die Auseinandersetzungen zwischen Moslems und Christen war aber trotz der Aufklärung der Hintergründe durch die Presse schon soweit fortgeschritten, dass der lokale Konflikt jederzeit zum landesweiten Krieg entarten konnte.

Vorsichtshalber fahre ich zusammen mit meinem Kollegen Werner zur Arbeit, auf der nördlichen Hauptverkehrsstraße kommen wir an einer niedergebrannten Kirche vorbei. Doch statt eines erwarteten Chaos sehen wir eine disziplinierte Menge von Leuten auf provisorischen Sitzgelegenheiten vor den noch rauchenden Mauerresten demonstrativ einen Gottesdienst abhalten. Militär ist aufgefahren und steht etwas abseits in Lauerstellung. Unterwegs kommen uns einige Militärwagen mit heulender Sirene entgegen, die auf der Straße befindlichen Fahrer beeilen sich, rechtzeitig vor den schnellfahrenden Militärs ihren Wagen an den Straßenrand in Sicherheit zu bringen.

Sonst ist alles ruhig, auch auf dem Militärgelände, auf dem sich die Fachhochschule befindet, an der Werner und ich arbeiten. Die nigerianischen Kollegen sind alle anwesend, auch die Studenten sind vollzählig erschienen, doch an normalen Unterricht ist natürlich nicht zu denken. Die Studentenschaft setzt sich aus Einwohnern der verschiedensten Landesteile zusammen, Moslems und Christen halten sich in etwa die Waage. Doch wie stets bei Diskussionen mit politisch-religiösem Hintergrund geht es auch heute sehr diszipliniert zu. Das relativ hohe Bildungsniveau und die Erziehung während der vorherigen Militärzeit hat sie anscheinend zu Staatsbürgern erzogen, die an nur ein Nigeria glauben und das feindliche, aggressive Denken auf Überreste kolonialer Vergangenheit schieben. Mit derlei Äußerungen wollen sie zumindest bei dem Weißen, der vor ihnen steht, Eindruck machen. Ganz überzeugt bin ich nicht von ihrer sachlichen, vernunftgeleiteten Art und Weise, denn bei vielen Gelegenheiten treten die Unterschiede zwischen den verschiedenen Volksgruppen auch innerhalb der Klassengemeinschaft offen zu Tage. Doch die Art, wie sie mich mit meiner Neugier, die Hintergründe des Konfliktes zu erfahren, abblitzen lassen, imponiert mir und ich provoziere sie nicht noch mit meiner Ungläubigkeit gegenüber ihrem vorgetragenen Nationalstolz. Über das Eingreifen des Militärs befragt, äußern sie die Meinung, daß auch bei lokal begrenzten Kämpfen das Militär am besten eine Eskalation verhindern kann, eine Zivilregierung mit ihren lokalen Polizeitruppen, die sich erfahrungsgemäß stets auf die Seite

einer der streitenden Partei schlugen, wäre bei der Lösung des Konfliktes überfordert. Die Studenten, gleichgültig, ob Moslems oder Christen, fühlen sich gegenwärtig nicht bedroht, sie haben ihre Unterkunft innerhalb des Militärgeländes und das Militär ist Ordnungsmacht im Lande, also kann ihnen nichts passieren.

Ganz anders fühlt sich da Maduka, Mädchen für alles und technischer Assistent für unsere Abteilung. Nach dem Unterricht sehe ich ihn, wie er bedrückt durch die Räume läuft, er ist Christ und Ibo, ich muß damit rechnen, daß er sich jederzeit, wie so viele andere während der letzten Tage, in den sicheren Süden absetzt. Eine Völkerwanderung der im Norden lebenden Christen in den Süden hat eingesetzt, als die Unruhen in Kano begannen. Maduka kurbelt die Jalousie in meinem Büroraum herunter, sonst hat er immer ein paar Sprüche auf Lager, heute macht er einen deprimierten Eindruck. Durch ihn habe ich stets eine direkte Informationsquelle über das, was in der Stadt und unter den zivilen Angestellten der Schule vorgeht. Wenn Maduka Probleme hat, kommt er oft zu mir, meist ohne etwas zu sagen, sein Gesicht verrät mir schon von weitem, wenn etwas faul ist.

"Hallo Maduka, wie steht's mit dir, hast du was mitbekommen heut' Nacht?"

"O ja, Master, meine Wohnung liegt nicht weit weg von der einen großen Kirche, die in Brand gesteckt wurde, hab' kein Auge zu gemacht heut' Nacht".

"Wieso, hattest du Angst, daß dir die Moslems das Haus anzünden?" frage ich scherzhaft. Doch Maduka ist nicht zum Scherzen aufgelegt.

"Oh, ich hab' schon Angst, Master, obwohl- ich persönlich komme gut aus mit den Moslems, ich wohn' zusammen mit einem von ihnen im gleichen Gebäude, aber heut' Nacht hatten wir beide die Hosen voll, die Leute rannten alle aufgereggt durcheinander und das Militär hinterher, verfolgte einige Leute. Wir dachten, jederzeit kommen sie auch auf unser Grundstück."

"Vor wem hast du denn mehr Angst, vor'm Militär, oder vor den Moslems?"

"Das kommt ganz darauf an, gestern jedenfalls hatte ich eine höllische Angst vor einer Gruppe Moslems; als ich heim wollte, mußte ich an einer Menge aufgebrachter Jungen vorbei. Als sie mich sahen, schrie einer nur 'Ibo-Ibo' und ich hab' gemacht, daß ich wegkomme."

"Aber, woher wissen denn die Leute, daß du Ibo bist, kennen die dich denn?"

"Oh nein, Sir, die kennen mich nicht, aber genauso, wie ich einen Haussa auf hundert Meter Entfernung erkenne, seh'n die sofort, woher ich komme."

"Aber wieso denn, wenn du nichts sagst? Du bist doch genauso schwarz im Gesicht und trägst die gleichen Klamotten wie die meisten jungen Leute aus dem Norden, das versteh' ich nicht!"

"Das kann ich ihnen auch nicht genau erklären, es ist halt so. Mein Kopf, die Form meines Schädels, die Nase, mein Gang, alles eben. Es ist wohl so wie bei euch Weißen, wir Afrikaner seh'n auch nicht, woher ihr kommt, nur eure Sprache verrät euch. Sie haben ein ganz anderes

Englisch als der Master aus England oder der andere aus den Staaten, aber für uns seht ihr mit euren langen Nasen alle gleich aus, egal, aus welchem Land ihr kommt." Maduka grinst bei seinen letzten Worten, weiß, daß mein Verhältnis zu Mike, dem amerikanischen Kollegen, nicht gerade das beste ist.

"Das verbiet' ich mir aber, mit dem peanutfressenden Ami in einen Topf geschmissen zu werden! Und überhaupt, wieso bist du eigentlich noch hier und nicht schon lange heimgegangen? Hast du denn keine Angst zu bleiben?"

"Wo soll ich denn hingeh'n, meine Eltern in Enugo haben selbst nicht viel, meine kleine Schwester wohnt bei ihnen, sie geht noch zur Schule. Und ein großer Bruder wohnt auch in Enugo, aber den müssen wir noch mit durchfüttern, er ist die meiste Zeit ohne Arbeit. Falls ich hier weggehe, hab' ich gar nichts mehr, ist es aus mit meinem Job; und außerdem lebt meine große Schwester auch in Kaduna, auf die muß ich aufpassen, kann sie nicht einfach so allein lassen."

"Du könntest dir doch Urlaub nehmen und solange in den Süden gehen, bis hier alles wieder ruhig ist, hast du denn sonst keine Geschwister, bei denen du mit deiner Schwester solange bleiben kannst?"

"Doch, ich hab' noch einen Bruder, der Geschäftsmann in Lagos ist. Doch der jammert über schlechte Geschäfte, die nur sehr langsam anlaufen und noch nicht viel einbringen. Doch selbst wenn ich fahren wollte, wie soll ich das anstellen? Taxis sind nicht zu kriegen und jetzt überhaupt nicht zu bezahlen, selbst die Busse haben Fahrpreise, die ins Unerschwingliche gestiegen sind, jeden Tag werden sie teurer. Du siehst, Master, ob ich will oder nicht, es bleibt mir nichts anderes übrig, als zu bleiben."

"Aber Maduka, mir soll's nur recht sein, wenn du bleibst, wer soll denn sonst hier das ganze Zeug in Ordnung halten?" Maduka merkt die Ironie in meiner Stimme, ich bin ein schlechter Schmeichler, wechsle schnell das Thema: "Aber eines interessiert mich, warum redest du nur von Bus und Taxi, wie steht's eigentlich mit der Bahn, mit der fährst du doch sonst heim zu deinen Eltern?"

"Oh nein, Master, nie wieder fahre ich mit der Bahn, das hab' ich mir geschworen bei meiner letzten Reise, hab' ich ihnen denn nicht erzählt, was mir Weihnachten passiert ist?"

"Nein, wieso, du bist doch heil nach den Ferien wiedergekommen, was soll denn passiert sein?"

"Weihnachten war es genauso schlimm wie jetzt, vielleicht noch schlimmer, jeder reist vom Norden in den Süden, die Trockenzeit ist die wichtigste Reisezeit, müssen sie wissen, denn es ist schönes Wetter und es regnet nicht und an Weihnachten ist ganz Nigeria unterwegs. Die Busse brauchen zwar nur einen Tag nach Enugo, aber ich wollte Geld sparen und fuhr mit dem Zug, der ist ganze zwei Tage unterwegs, aber dafür wesentlich billiger, eine Fahrt...."

"Und, was war jetzt mit dem Zug, erzähl' schon!" ungeduldig unterbreche ich Maduka.

"Oh, es war die schlimmste Fahrt meines Lebens, ich weiß noch genau, es war am 17. Dezember, als ich hinunterging zur Bahnstation..."

"Okay, Okay, erzähl' schon und fang' nicht bei Adam und Eva an!" Doch Maduka läßt sich nicht aus der Ruhe bringen:

".. es war gegen 11 Uhr, als ich den Fahrkartenschalter erreichte, aber eine lange Schlange stand bereits vor dem Schalter, eineinhalb Stunden mußte ich in der Schlange warten, bis ich meine Fahrkarte bekam. Als ich meine Fahrkarte erhalten hatte, ging ich rüber zur Bahnstation, wo..."

"Was ist jetzt, hast du jetzt den Zug gekriegt, oder nicht? Mach's nicht so spannend!"

"... der Zug kam, nach ganzen vier weiteren Stunden, aber wie immer, der Bahnhof war voll mit Leuten, jeder wollte mit dem einen Zug fahren, der von Kano kam und in Richtung Süden fuhr..."

"Und, hast du noch einen Platz bekommen?"

"..es war fünf Uhr nachmittags, als der Zug endlich aus Kano kommend eintraf, voll mit Reisenden und ihrem Gepäck. Doch zu meiner großen Überraschung - der Zug wurde etwas langsamer, stand noch gar nicht still - rannten plötzlich die Leute alle zur gleichen Zeit los und stürmten den Zug, über Türen und Fenster, über jedes Loch. Und als der Zug endlich zum Stehen kam, war er schon total überfüllt mit Reisenden und ihrem Gepäck..."

"Also war es nichts mit der Zugreise, hast du auf den nächsten gewartet?"

"...schließlich habe ich es geschafft, durch die Hilfe meines Freundes, der mich zum Bahnhof begleitete, ebenfalls durch das Fenster in den Wagen zu klettern, und ich war glücklich, überhaupt eine Lücke gefunden zu haben, durch die ich schlüpfen konnte."

Maduka macht eine Kunstpause, diesmal unterbreche ich ihn nicht, er läßt sich durch mich sowieso nicht aus dem Konzept bringen.

"Als der Zug fuhr und von einer Station zur nächsten kam, war er bereits so überfüllt, daß kein Mensch mehr in das Innere der Waggons gelangte, auch manche Passagiere, die aussteigen wollten, schafften das nicht und mußten im Zug bleiben. Einige Leute standen bereits außen auf den Trittbrettern der Türen und auf jedem Verbindungsteil der Waggons stand eine Gruppe von Leuten. Aber das Schlimmste von allem war, daß auch auf dem Dach des Zuges eine Menge Leute saß, nur um ihr Vorhaben, Weihnachten mit ihrer Familie zusammenzusein, in die Tat umzusetzen."

Jetzt hat sich Maduka in Fahrt geredet, unterstreicht seine Ausführungen mit den Händen, die Augen werden runder, es geht wohl langsam auf den Höhepunkt zu.

"Der Zug fuhr ununterbrochen Richtung Süden, der Lokomotivführer nahm keine Rücksicht, nicht ein einziger Mensch wurde in seiner gefährlichen Lage überprüft. Die Bahnlinie

überquerte an einigen Stellen Flüsse, solche wie den Benue bei Makurdi, wo der Zug die Südstaaten erreicht. Schon von Kaduna an saßen die Leute auf dem Dach sämtlicher Waggons, und der Zug fuhr über Brücken mit Brückenträgern darüber. Aber es war noch hell, die Leute auf dem Dach bückten sich schnell und legten sich flach auf den Bauch - denn, ohne Hinlegen hätte sie das Brückengerüst alle heruntergeschlagen, die Lücke zwischen Wagon und Brückengerüst war oft nicht groß genug."

"Da haben die Leute aber noch mal Glück gehabt - und sonst ist nichts passiert?"

"Mitten in der Nacht, gegen drei Uhr erreichte der Zug die Landeshauptstadt von Benue State, doch vor der Stadt muß der Zug über einen breiten Fluß. Wegen des Umstandes, daß es stockdunkel war, konnten jene Reisende, die auf dem Dach des Zuges saßen, nicht erkennen, daß der Zug die Brücke bereits passierte und plötzlich traf ein niedriger Träger der Brücke viele Leute und warf sie vom Dach herunter. Bevor die Leute auf den hinteren Waggons bemerkten, was geschah, waren etwa vier Waggons bereits unter dem Träger hindurch und viele Leben waren ausgelöscht. Einige Opfer fielen direkt in den Benue, während einige sich mit dem Mut der Verzweiflung an den Waggons festklammerten, speziell an den Verbindungsstellen, wo schon alles voller Leute war und einer den anderen mitriß und bedrängte. Und, als ein Ergebnis dieses Unglücks, als der Zug den Bahnhof von Makurdi erreichte, riefen die Bahnhofsbeamten die Polizei, um den Vorfall zu begutachten. Als die Polizei eintraf, holte sie jede Person, die auf dem Dach saß, mit Schlägen herunter und der Zug konnte seine Reise in den Süden fortsetzen."

"Ja, aber was geschah denn mit den Verunglückten, hat sich um die keiner gekümmert?"

Maduka macht jedoch nur eine Pause in seiner Ausführung, so als wollte er einen markanten Schlußsatz formulieren.

"Bei genau diesem Vorfall konnte die Polizei nicht die nötige Aufmerksamkeit jenen Leuten widmen, die ihr Leben verloren hatten, aber Tage nach dem Unfall fanden Fischer bei verschiedenen Dörfern etwa sieben tote Körper im Fluß. Und, Master, in der Tat, meine Reise an jenem 17. Dezember war eine sehr schlechte Erfahrung für mich und ich bete zu Gott, bei so etwas während meines gesamten Lebens nie mehr Zeuge sein zu müssen."

"Aamen", Herr Makera, mein neuer nigerianischer Kollege war, ohne daß Maduka ihn bemerkt hatte, hinzugekommen und lauschte seinen langen Ausführungen. Wir müssen beide lachen, mehr über das Schlußwort von Makera als daß wir uns über Maduka lustig machen.

Maduka ist jedoch verlegen, bekommt einen hochschwarzen Kopf, wird schließlich durch unser Lachen angesteckt und verläßt kichernd und kopfschüttelnd den Raum.

"O ja, erzählen kann er gut, der Bursche" gibt mir Makera zu verstehen, "aber solche Sachen passieren tatsächlich bei der Eisenbahn, ich habe auch schon einige Unfälle geseh'n. Aber warum hat er ihnen die Geschichte erzählt, Weihnachten ist doch schon lange her?"

"Wegen der Unruhen, ich hab' ihn gefragt, warum er hierbleibt, wenn er momentan soviel Angst hat. Was glauben sie eigentlich, meinen sie nicht auch, er sollte sich lieber für eine Weile absetzen, bis wieder alles ruhig ist?"

"Ach, das erleben wir jetzt jedes Jahr, das Ganze ist nicht der Rede wert, nach ein paar Tagen haben sich die Gemüter wieder beruhigt, und die Leute kommen aus dem Süden zurück, sie werden sehen."

Makera kommt aus dem Norden, ist aber weder Moslem noch Christ, er fühlt sich als Intellektueller über den Dingen stehend, gegenwärtig studiert er Bücher über den Buddhismus und meint, das wäre eine Richtung, mit der er sich am ehesten anfreunden könne.

"Kann sich denn ihrer Meinung nach so etwas wie der 'Biafrakrieg' nicht wiederholen?" frage ich Makera. "Wenn das Militär nicht eingreifen würde, hätten sich die Unruhen nach den Meldungen der Zeitungen doch schon längst ausgeweitet."

"Das kann schon sein, aber der 'Biafrakrieg' war nicht nur ein Krieg zwischen den verschiedenen Stämmen, die alten Kolonialmächte spielten auch eine Rolle. Falls es heute zum Bürgerkrieg kommt, dann auch deshalb, weil die Masse der Bevölkerung mit den steigenden Preisen nicht mehr mitkommt, sie nichts mehr zu essen haben. Das würde aber die Ibo und die Hausa-Leute gleichermaßen treffen."

"Aber die Zeitungen schreiben doch gerade, daß in Kano, wo die Unruhen anfangen, bestimmte Leute Jugendliche anstifteten, auf die Christen loszugehen, um bei den allgemeinen Unruhen einen Putsch vorbereiten zu können, oder sehen sie das anders, Herr Makera?"

"Bald jedes Jahr gibt es einen Putsch oder Putschversuch, na und? Die Masse der Leute bekommt das gar nicht mit, erst im nachhinein werden gescheiterte Putschversuche bekannt. In der Bevölkerung war es doch bei jedem Umsturzversuch ruhig. Ich glaube, auf einen richtigen Krieg wie im 'Biafrakrieg' haben die Leute keine Lust, die Opfer in den Familien sind noch lange nicht vergessen."

"O. K., wir werden seh'n, wie die Sache diesmal ausgeht, morgen wissen wir schon mehr. Jetzt muß ich erst 'mal wieder in die Klasse, die Pflicht ruft."

Als ich nach Dienstschluß wieder mit Werner an der niedergebrannten Kirche vorbeikomme, ist die Zahl der Demonstranten, die sich zum Gebet versammelt haben, weiter angewachsen. Die Sache sieht demnach nicht gerade entspannt aus, auch wenn die Versammelten einen friedlichen Eindruck machen, eine Provokation könnte die Situation schnell ändern.

Nachts wird Ausgangssperre verhängt, von einem Stadtteil in den anderen zu gelangen, ist bei Einbruch der Dunkelheit nicht mehr möglich, an allen Straßenkreuzungen stehen Militärposten. Als ich dennoch im Dunkeln von einem Besuch bei Bekannten nach Hause

fahre, kann ich nur mit aller Überredungskunst und indem ich den Ahnungslosen spiele, die mit MG im Anschlag stehenden Posten passieren.

Einen bösen Schrecken bekommt am nächsten Tag Carmen auf dem Marktplatz eingejagt. Davon ausgehend, daß tagsüber alles ruhig ist, fährt sie auf den zentralen Marktplatz, um Stoffe für ein Schultheater einzukaufen. Die Militärpolizei patrouilliert überall da, wo viele Menschen verkehren, so auch am Rande des Marktgeländes. Als Carmen, zusammen mit dem Jungen, der ihr die Stoffe trägt, zu ihrem Wagen geht, heulen Sirenen auf und die Menge kommt in Panik. Aus der Richtung, aus der man das Sirenengeheul hört, kommen in heller Aufregung Jugendliche angestürmt, teils in Panik, teils erfreut über die aufregende Jagd. Die Marktbesucher lassen sich von der Panik anstecken, jeder versucht sich hinter irgendwelche Buden in Sicherheit zu bringen oder stürmt in Richtung eines Ausganges. Der Junge, der Carmen die Sachen trägt, bleibt jedoch ruhig und zusammen gelingt es ihnen, an den anstürmenden Armeeleuten unbehelligt vorbei- und bis zum Wagen zu kommen. Wahllos nehmen die Militärs Jugendliche mit, dabei geht es nicht zimperlich zu. Carmen sitzt der Schreck noch immer in den Knochen, als sie nach Hause kommt, Lust auf Einkaufen auf dem Markt ist ihr fürs erste vergangen.

Am nächsten Tag kann man in der Zeitung lesen, daß die Armeepolizei sich durch eine Gruppe von Jugendlichen veranlaßt sah einzugreifen, obwohl die Jugendlichen nicht randaliert hatten, sondern sich lediglich gegenseitig hinterherliefen. Die Stimmung war demnach so aufgeheizt, daß auch kleine Mißverständnisse zu Überreaktionen führten, einige Marktbesucher und Jugendliche waren von der in Panik versetzten Menge tot getrampelt worden. In den nächsten Tagen wird von der Regierung und vom Emir von Zaria, dem wichtigsten Mann der Moslems im Norden, über Funk und Fernsehen die Bevölkerung aufgefordert, Ruhe zu bewahren. Der Emir distanziert sich von den Gewalttätigkeiten der Moslems, weist darauf hin, daß der Glaube an Allah auch Friedfertigkeit und Toleranz bedeute und daß die Gewalttätigkeiten einiger Fanatiker nicht unterstützt werden dürfen.

Der kommende Freitag, der Feiertag der Moslems, kann als Gradmesser für die Stimmung der Moslems angesehen werden. Jeden Freitagnachmittag strömen sie, herausgeputzt in ihren Feiertagsgewändern, zu Tausenden auf die verschiedenen Versammlungsplätze. Diesmal werden, wegen der Unruhen, besonders große Menschenansammlungen erwartet. Wie sich die Menge der Gläubigen verhalten wird, ist nicht gewiß, viel hängt vom Geschick der Redner ab, die aufgebrachte Menge zu beschwichtigen. Schon sehr früh am Nachmittag verlassen Werner und ich unsere Arbeitsstelle. Alle Angestellten unserer Firma sind gehalten, heute früher nach Hause zu fahren, um nicht in den Massenaufmarsch hineinzugeraten. Doch als wir die Hauptstraße in Richtung Süden entlang fahren, ist es bereits zu spät, wir kommen uns vor, als ob wir in die Kolonnen der Schlachtenbummler eines Bundesligaspiels in Deutschland geraten

sind. Nur stockend kommen wir weiter. Wir verlassen die Hauptverkehrsstraße, da nach ein paar Kilometern in der Nähe einer Moschee die Straße als Parkplatz für die Autos der aus nah und fern Angereisten umfunktioniert wird. Doch auch auf den Nebenstraßen kommen uns Moscheebesucher in Scharen zu Fuß, in überquellenden Pkws und auf den Ladeflächen der Lkws stehend, entgegen. Es ist wie vor einem großen, wichtigen Fußballspiel, die Masse der Leute ist weder freudig gestimmt noch gereizt, sondern mehr in Gedanken versunken und in Erwartung dessen, was vor ihnen liegt. Für Werner und mich ist es zwar schwierig, durch die Straßen zu kommen, wir wollen auf keinen Fall riskieren, einen der in Gedanken Versunkenen anzufahren - wer weiß, was die Menge mit uns anschließend macht- doch direkt behindert werden wir nicht. Mit ein bißchen Hupen und vorsichtigem Drängeln kommen wir schließlich aus dem Bereich der anströmenden Menschen heraus.

Die Massenversammlungen verliefen dank der besänftigenden Aufrufe von Regierung und Emir im ganzen Land friedlich. Den ebenfalls sinkenden Grad der Aufgewühltheit der Christen kann man in den nachfolgenden Tagen am Bild der vor den Kirchentrümmern betenden Menge ablesen: Jeden Tag wird ihre Zahl sichtlich kleiner, nach einer Woche ist nur noch ein Grüppchen übriggeblieben. Die Gemeinden, deren Kirchen zerstört wurden, erhalten von der Landesregierung die Zusage, daß die Gebäude wieder aufgebaut werden. Nach vierzehn Tagen wird die Ausgangssperre aufgehoben. Die Trümmer erinnern jedoch noch eine ganze Weile an die Gewalttätigkeiten, die Zusagen für den Wiederaufbau werden so schnell nicht in die Tat umgesetzt. Erst nach einem Jahr kann man beobachten, wie die Gebäude Stück für Stück emporwachsen, an ein schnelles Hochziehen der Bauten, wie man das in Deutschland kennt, ist in Nigeria ohnehin niemand gewöhnt.

Madukas Bleiben während der Unruhen hat ihm nicht nur eine unangenehme Bahnreise erspart, die gemeinsam erlebte Angst mit seinem Hausgenossen während der mit Unruhe erfüllten Nächte haben die beiden zu Freunden werden lassen, ein Ereignis, das nach Aussagen Madukas nicht so oft vorkommt.

Am anderen Ufer

"Baturi, Baturi", rufen uns die in der schmalen Gasse spielenden Kinder hinterher, als Michel und ich auf dem Motorrad durch ein Wohnviertel der weniger bemittelten Schwarzen fahren. Michel fühlt sich wie Graf Koks vorn auf dem Benzintank, läßt die Beine baumeln und winkt den Kindern zu.

"Halt dich fest Michel, mach keinen Blödsinn!" eben mußte ich über ein Brett jonglieren, das als Steg über einen Abwassergraben führt. Der in diesen Wohnvierteln überall gegenwärtige Gestank der Abwässer treibt uns zur Eile an. Schnell weg hier, runter zum Fluß, damit wir auf die andere Seite übersetzen können.

Es ist Freitagnachmittag, ich habe bereits früher Feierabend als üblich, wir nutzen die Zeit, um einen Ausflug über den Kaduna River zu machen. Doch bevor wir die Stelle mit dem Fährbetrieb erreichen, müssen wir noch durch Felder, die mit "Kunstdünger" verunstaltet sind. Das ist also der Sinn der Müllabfuhr, für die wir monatlich 20 Naira bezahlen: Jeden Samstag werden bei uns im Wohnviertel der Weißen und bemittelten Schwarzen die Mülltonnen geleert. Deren Inhalt findet sich bei Fahrten ins Gelände schön verteilt wieder: Plastiktüten, Konservendosen, Batterien, Essensreste, einfach alles, was nicht so leicht zu verbrennen ist. Einerseits sind die Felder entlang des Kaduna-Rivers ertragreich, da man das fruchtbare Schwemmland aus dem Fluß bewässert, andererseits wird der Müll breit verteilt auf die Erde der Mais- Zuckerrohr- und Tomatenfelder. Das ungetrübte Verhältnis zu allem Künstlichen, das dem Einzug der Weißen in das Land folgte und durch den Ölboom in Nigeria noch beschleunigt wurde, zeigt sich hier in einer besonders grotesken Art. Jedesmal, wenn ich durch die mit Wohlstandsmüll gedüngten Felder fahre, befällt mich eine gewisse Verachtung gegenüber den Nigerianern, die selbst den Müll und Schrott der Weißen noch als etwas Fortschrittliches, Brauchbares begreifen, gut genug, um damit das Beste, was sie haben, ihren fruchtbaren Boden entlang des Flusses, zu verunreinigen. Daß meine Anwesenheit mit dazu beiträgt, diesen Wohlstandsmüll zu vermehren, darüber denke ich lieber nicht nach. Vorzugsweise kaufen wir Weiße der Bequemlichkeit halber in den großen, von Europäern geführten Supermärkten ein, die uns hier mit Pril, Omo und Tütenmilch, selbst mit Plastikbechern für Picknick und Kindergeburtstag versorgen.

Noch ein paar hundert Meter fahren wir einen schmalen Uferpfad entlang, hier ist alles sauber, denn es ist zu eng für den Wagen der Müllabfuhr.

An der Anlegestelle warten einige Fulani-Frauen auf den Fährmann. Ein Boot hat gerade abgelegt, das andere befindet sich auf der Rückfahrt inmitten des Flusses.

Die Frauen reagieren auf unser Erscheinen geradeso, wie Michel und ich es lieben, als wir mit unserem laut knatternden Gefährt an ihnen vorbei bis direkt an das Wasser heranfahren: Sie tänzeln etwas zur Seite, halb aufgeschreckt, halb amüsiert zeigen sie, daß sie von unserem Auftritt angetan sind.

"Sannu", ruft Michel und strahlt über das ganze Gesicht, er kennt seine Wirkung als Junge mit langen, blonden Haaren auf afrikanische Frauen.

Die buntgekleideten, geschminkten und mit allerlei Schmuck behängten Frauen stecken ihre Köpfe zusammen, tuscheln und kichern, halten aber diskret Abstand von uns.

Der Fährmann, ein kleiner, korpulenter Hausa mit breitem Gesicht, begrüßt mich schon von weitem, als er mit seinem aus einem Baumstamm gehauenen "Fährschiff" heranstochert, für ihn bin ich bereits ein alter Bekannter, der sich schon zweimal mit dem Motorrad übersetzen ließ. Einmal habe ich ihm sogar das Geschäft des Jahres vermittelt, als wir mit der gesamten Motorradgruppe, zu je zwei Motorrädern in einem Boot, übersetzten. Es war während der Regenzeit und stellte sich als recht kippelige Angelegenheit heraus. Wir hatten Befürchtungen, mitsamt dem Motorrad in das tiefe, braune Wasser zu fallen. Jetzt führt der Fluß jedoch Niedrigwasser, das Motorrad in das Boot zu hieven, ist dennoch nicht einfach. Der Fährmann, sein Sohn und ich müssen alle Kraft zusammennehmen, um an dem schrägen Ufer die nicht leichte Geländemaschine über den Bootsrand zu heben. Dabei bin ich noch bedacht, nicht zu sehr in das Wasser zu steigen, man weiß nie, ob der Fluß nicht mit Bilharzia, einer Wurmkrankheit, die man erst nach Jahren feststellt, verseucht ist. Obwohl wir oft mit Gewässern in Berührung kommen, von denen man nicht sicher ist, daß sie keine Bilharzia übertragen, waren bis jetzt alle Tests bei dem in Kaduna lebenden deutschen Tropenarzt negativ. Nur bei kälteren, fließenden Gewässern ohne Schilfbewuchs kann man sicher sein, daß sie frei von jenen Schnecken sind, die als Zwischenwirt die Krankheit übertragen. Aber mit der Zeit stumpft man diesbezüglich ab und wird eben leichtsinniger, wofür haben wir denn unsere Experten in der Medizin?

Ich setze mich auf das Motorrad, die Füße links und rechts auf die Bootskaute gestützt und versuche, gegen den schaukelnden Kahn im Gleichgewicht zu bleiben. Vier Fulani-Frauen, eine adretter anzuschauen als die andere, steigen noch hinzu, Michel wird, bevor er sich versieht, in ihre Mitte genommen.

Jetzt ist er gar nicht mehr frech, eher verlegen und schüchtern schaut er zu mir, ohne ein Wort zu sagen. Der Fährmann schiebt uns mit gewaltigen Stößen mit seiner Stange vom Ufer ab, das Wasser ist zunächst noch seicht, stellenweise laufen wir auf Grund. Ich muß mich voll auf die Balance konzentrieren, schaue nicht nach links und nicht nach rechts, während die Fulani-Frauen ihre Späßchen mit Michel treiben. Jede will unbedingt einmal in sein blondes Haar fassen. In der Mitte des Flusses angelangt, falle ich beinahe doch noch ins Wasser, Michel will sich nicht mehr länger von den Frauen anfassen lassen und setzt sich näher zu mir heran. Der Kahn schaukelt bedrohlich.

"Hankali, Hankali", rufen der Fährmann und ich gleichzeitig, ich mehr ängstlich, er eher zur Vorsicht mahnend, es geht aber noch mal gut und trocken erreichen wir das andere Ufer.

Der Abgang, den ich gemeinsam mit Michel den Fulani-Frauen biete, soll meine Ängstlichkeit auf dem Wasser vergessen lassen. Mit aufheulendem Motor sausen wir die Uferböschung hinauf, oben angekommen, winken wir noch mal lässig zurück.

Auf der anderen Seite des Flusses empfängt uns eine scheinbar andere Welt: Kein Müll, kein Plastik, die kleinen Wagen der Müllabfuhr gelangen nicht hierher, nur große, allradgetriebene Lastwagen können während der Trockenzeit den Fluß durchfahren und die Brücken sind zu weit entfernt. Die bebauten Felder sind sauber, das Wasser in den Bächen klar, ohne Abwässer.

Michel und ich genießen Momente wie diesen: Allein auf einem schmalen Weg gemächlich die Landschaft an sich vorbeiziehen lassen, ohne Helm, Haare und Hemd im warmen Fahrtwind flatternd. Den Schalldämpfer hatte ich aus Gründen der Vorsicht abmontiert, so werden wir schon von weitem gehört, die Gefahr eines Zusammenstoßes mit Radfahrern oder Fußgängern ist so auch in wenig einsehbarem Gelände unwahrscheinlich.

Unser Ziel ist ein kleines Dorf, ein paar Kilometer landeinwärts, das von seßhaft gewordenen Fulanis bewohnt wird. Dieses Dorf hatte ich schon einmal mit Walter bei einem Motorradausflug besucht, jetzt möchte ich die idyllische Siedlung mit seinen freundlichen Bewohnern Michel vorstellen.

Die Gegend ist nur leicht hügelig, wir verlassen das Gebiet mit den bepflanzten Feldern nahe dem Fluß und erreichen mit einzelnen Bäumen durchsetztes Buschland. Wir befinden uns nun in jenem "naturbelassenen" Afrika, wie es in weiten Teilen Westafrikas noch anzutreffen ist. Wir fahren an einer Herde weißer Langhornrinder vorbei, der Fulani-Junge steht am Wegesrand, den Stock quer über die Schultern gelegt, die Arme baumeln am Stock herab, ein Bild, wie es idyllischer kaum sein kann. Man könnte meinen, daß die großen Ballungsgebiete mit den in ihren Randgebieten sich ausbreitenden Townships, mit ihrer von Abwässern verpesteten Luft nur ein Hirngespinnst sind. Nur der Fluß hindert vorläufig den Moloch Kaduna, sich auch in dieser Richtung auszubreiten.

Das Dorf, das wir aufsuchen wollen, kommt in Sicht, die Hütten sind noch nicht zu sehen, jedoch die zahlreichen Mangobäume weisen auf eine Wohnsiedlung hin. Ein kleiner, hellbrauner Buschhund kommt uns zur Begrüßung entgegengeläufig, jedenfalls sieht er nicht angriffslustig aus. Nun fahre ich deutlich langsamer, um die freilaufenden Hühner nicht zu sehr aufzuscheuchen und die Rinder und Ziegen nicht in Panik zu versetzen.

Die Siedlung setzt sich lediglich aus einer Handvoll Flachbauten zusammen, die aus Lehmziegeln gemauert und wellblechbedacht sind. Es gibt drei Wohnhäuser, der Rest sind Stallungen für die Rinder und Ziegen. Ein Mangobaum stellt das Zentrum dar, in seinem Schatten stehen lose zusammengestellte Holzbänke. Eine alte Frau sitzt auf einer der Bänke und webt mit einem einfachen Handwebgerät eine Art Teppich. Der Alte, den ich bereits

kennengelernt hatte, kommt aus einem der Wohnhäuser und begrüßt mich laut und herzlich mit einigen sich wiederholenden Hausa-Formeln.

Michel, der sich etwas schüchtern zurückhält, steht auch hier wieder, ungewollt, im Mittelpunkt des Interesses. Eine junge Hausa-Frau mit einem Säugling auf dem Rücken und mehrere Kinder umringen uns. Alle wollen gern einmal Michels Haare anfassen. Doch dieses Mal helfe ich ihm aus der Klemme, indem ich den Alten anspreche und ihm ein Geschenk überreiche, das ich in der Motorradtasche mitführte: Eine Tüte schwarzen Tee und Zucker. Es ist zwar eine Kleinigkeit, der Fulani freut sich jedoch darüber; ähnlich wie die Tuaregs trinkt auch er gern starken, süßen Tee.

Wir setzen uns auf die Holzbänke unter dem Mangobaum, der Alte mit seiner Frau uns gegenüber, die junge Frau mit dem Kind weiter weg. Etwas Beklommenheit entsteht, außer den wenigen Hausa Worten zur Begrüßung und ein paar Phrasen ist mein Wortschatz schnell erschöpft und englisch spricht die Fulani-Familie nicht. So geht jeder seiner Beschäftigung nach, der alte Mann langt nach einem bereits angefangenen geflochtenen Korb, die alte Frau war ohnehin bei ihrer Webarbeit sitzengeblieben und die junge Frau holt sich den Säugling nach vorn und fängt wie selbstverständlich zu stillen an.

Michel, der etwas verlegen an meiner Seite sitzt, zu schüchtern ist, um mit den Kindern zu spielen, bekommt große Augen, schaut gebannt der Stillszene zu. Ich werde ebenfalls etwas verlegen, weiß nicht, wohin ich schauen soll, da kommt mir die Einladung des Alten, eine Kola-Nuß mit mir zu teilen, gerade recht. Eigentlich mag ich die Nüsse nicht, sie sind mir zu bitter, die Fulanis haben vom ständigen Kauen der Kola-Nüsse rote Zähne. Aber um Michel zu imponieren und den Alten nicht zu verprellen, lasse ich mich einladen und kaue mit. Ganz kleine Bissen mache ich, kaue das bittere Ding lange, bevor ich schlucke, angeblich soll man davon berauscht werden, aber von einer halben Nuß werde ich schon nichts merken.

Motorengeräusch nähert sich, die Kinder und der Hund laufen dem sich nähernden Geräusch entgegen, anscheinend kennen sie den Ankommenden. Es ist ein junger Mann, europäisch gekleidet, auf einem Motorrad; er stellt das Fahrzeug zur Seite und begrüßt die Familie auf Hausa, mich und Michel auf Englisch. Er setzt sich neben den Alten, gehört offensichtlich zur Familie.

Es stellt sich heraus, daß er der jüngste Sohn der Familie ist und sich in Kaduna bei der Armee als Soldat verpflichtet hat. Ob er denn keinen zivilen Job bekommen konnte, frage ich ihn. Es war schon schwer genug, überhaupt bei der Armee angenommen zu werden, er mußte eine Aufnahmeprüfung machen und nur, weil er als jüngstes Kind der Familie am längsten zur Schule gegangen sei, habe er bei der Armee eine Chance gehabt.

Ich nutze die Gelegenheit eines Dolmetschers und frage durch ihn den Alten, wie viele Kinder er denn habe und was sie machen. Neun Kinder habe seine Frau ihm geschenkt, er zeigt stolz

auf seine Frau neben sich, fünf lebten noch, davon vier Jungen. Sein ältester Sohn macht die Landwirtschaft und hat sich eine Haussa zur Frau genommen. Er zeigt auf die Frau, die soeben noch das Kind stillte und jetzt die Milchkuh füttert, die ein paar Meter weiter angepflockt ist.

Da es zu umständlich ist, meine Fragen immer erst in Haussa übersetzen zu lassen, frage ich direkt den jungen Soldaten, der mir bereitwillig über seine Geschwister Auskunft gibt, nachdem ich ihm erzähle, daß ich ebenfalls für die Armee arbeite und Studenten unterrichte. Ein Bruder ziehe noch wie früher mit den Rinderherden umher, die Familie sehe ihn aber immer seltener. Der andere Bruder arbeitet auf der anderen Seite des Flusses in einer Drahtfabrik, aber manchmal gibt es keine Arbeit, dann hätte er auch für eine Weile keinen Lohn; aber man müsse froh sein, überhaupt Arbeit zu finden, für Fulanis sei es noch schwerer, einen Job zu bekommen als für Haussa-Leute. Selbst Leute aus dem Süden würde man ihnen vorziehen. Der andere Bruder, der zweitjüngste, lebe von Gelegenheitsarbeiten auf dem Bau oder als Nachtwächter, während der Regenzeit kommt er heim und hilft dem ältesten Bruder bei der Landwirtschaft.

Und, ob er denn noch Schwestern habe und wo die geblieben seien, frage ich ihn.

Er habe eine einzige noch lebende Schwester, aber über die wolle er nicht sprechen, die Familie hätte keinen Kontakt mehr zu ihr; und dann erzählt er mir dennoch, daß sie schon vor ein paar Jahren die Familie verlassen habe und in Kano in einer Fabrik arbeite. Sie habe eigentlich die Familie versorgen sollen, weil seine Mutter zu alt dazu war, aber sie zog es vor, in die Stadt zu gehen, sie habe es auf dem Land nicht mehr ausgehalten, wollte keine "Viehtreiberin" mehr sein. Er könne seine Schwester verstehen, und seine Eltern wären inzwischen wohl auch froh, wenn sie sie einmal wiedersehen könnten, außerdem sei sie ja jetzt da, und er deutet auf die Haussa-Frau.

Warum er das Soldatenleben dem freien Leben eines Fulani vorziehe, möchte ich wissen.

"Sir, es ist nicht so, daß ich das Leben draußen im Busch nicht liebe, meine Kindheit war schön, als ich klein war, sind wir noch durch das ganze Land gezogen mit unseren Herden, heute komme ich jedes Wochenende meine Eltern besuchen, ich bin gerne hier. Aber, sehen sie, die Zeiten haben sich geändert. Ich und meine Schwester, wir gingen zur Schule, dafür brauchten wir Kleidung, die Schule kostet Geld. Außerdem wurden wir hier in der Nähe der Stadt oft krank, Medizin ist sehr teuer und von dem bißchen, was die Landwirtschaft abwirft, können wir die teuren Sachen in der Stadt nicht kaufen."

"Aber ihr hattet doch Rinder, dafür bekommt man doch gutes Geld."

"Es sind zu viele geworden, die mit ihren Herden umherziehen, also wurden meine Eltern eines Tages seßhaft, doch das kostete viele Rinder und viele sind meinen Eltern nicht

geblieben, mit dem größten Teil der Herde ist mein Bruder weitergezogen, jetzt haben wir nur noch eine kleine Herde, die kaum über die Trockenzeit kommt, wenn wir nicht nachfüttern."

Die Geschichte der Fulani-Familie interessiert mich sehr, doch Michel an meiner Seite quengelt, er langweilt sich jetzt, und mit den Kindern spielen mag er nicht.

Der Soldat erklärt mir noch, daß sein Sold zumindest für ihn reichen würde, er muß nicht nach Hause kommen und vom Ertrag der Eltern leben, außerdem hätte er ein Motorrad und ein Radio, und wer hätte das schon unter den jungen Leuten?

Wir verabschieden uns von den Alten, die mir jetzt, obwohl ich kaum mit ihnen gesprochen habe, gar nicht mehr so fremd sind. Der Alte gibt mir noch zwei Kola-Nüsse mit auf den Weg und ich verspreche, bald mal wieder vorbeizukommen.

Michel sitzt schon auf dem Motorrad, dreht den Zündschlüssel um und hupt, was heißt, daß ich endlich losfahren soll. Der junge Soldat wird ebenfalls von seinen kleinen Neffen bedrängt, sie ein Stück auf seinem Motorrad zu fahren. Also begleiten sie uns eine kurze Wegstrecke, der Kleinste sitzt bei dem Fulani auf dem Tank und zwei rotznasige Kinder hinter ihm auf dem Sozius, ein Bild, wie es gar nicht so selten auf den Straßen von Kaduna zu sehen ist.

Wir fahren nicht den gleichen Weg zurück, den wir gekommen sind, wir wollen an einer Stelle weiter nördlich durch eine seichte Stelle des Flusses direkt mit dem Motorrad zurückfahren. Unterwegs kreuzt ein riesiger Erdwall unseren Weg. Die Maulwürfe vom "Waterboard" haben sich auch schon jenseits des Flusses ausgebreitet, einen der verantwortlichen Maulwürfe kennen wir, einen Deutschen, der die Arbeitskolonnen überwacht und anleitet. Riesige Gräben werden mit schweren Erdbewegungsmaschinen aufgeworfen und meterdicke Wasserrohre verlegt. Noch finanziert die Weltbank Wasserprojekte in Nigeria. Vor allem die Städte werden durch ehrgeizige Stauseeprojekte von weither versorgt. Mit hohem Druck gelangt das Wasser zum Endverbraucher. Die Verteilungsrohre sind jedoch die alten geblieben, sie platzen an vielen Straßenecken auf. Selbst in unserem Garten ist ein unter der Erde verlegtes Rohr gebrochen, niemand ist dafür zuständig, also lassen wir das Wasser, das sich zu einem kleinen Biotop ansammelt, laufen. Wenn man die Rohre nur halb so dick machen würde, das Wasser mit etwas weniger Druck dem alten Leitungssystem angepasst hätte, wäre bestimmt Geld frei für ein ebenso dringend notwendiges Abwasser-Projekt, und dem Gestank in den engen Wohnvierteln der Städte könnte abgeholfen werden. Aber die Bürokratie der Entwicklungshilfe bringt durch zu wenig den örtlichen Bedingungen angepasste Förderung ebenso unsinnige Resultate zuwege wie die zentrale Militärregierung. Die Baustelle ist bereits lange verlassen, freitags wird hier ebenfalls früh Feierabend gemacht.

Es ist schon bald Abend, die Sonne senkt sich bereits über der nahen Stadt. An der seichten Stelle des Flusses ist reger Fußgänger-Verkehr. Stellenweise reicht das Wasser bis über die Knie. Michel und ich ziehen die Beine an und mit links und rechts weit aufspritzender Fontäne

durchschneiden wir das Naß. Voll durchnäßt von dem aufspritzendem Wasser fahren wir nach Hause, wegen der extrem geringen Luftfeuchtigkeit und dem warmen Fahrtwind trocknen die Kleider im Handumdrehen, die Wintersaison heißt nicht umsonst "Trockenzeit".

Zuhause angekommen, übergebe ich Joseph das Motorrad zur Pflege und erzähle ihm dann, daß er von nun an den Müll, so wie er es früher immer gemacht hat, in der Tonne verbrennen kann. Nur mit Mühe konnte ich ihm das Verbrennen des Mülls abgewöhnen, habe es als "Umweltverschmutzung" angeprangert. Der heutige Ausflug hat mir erneut vor Augen geführt, was dabei herauskommt, wenn man zu strikt auf der Einhaltung europäischer Gebräuche besteht, die dann aber nach den Vorstellungen des Landes ausgeführt werden. Joseph versteht mich überhaupt nicht, schaut mich nur ungläubig an:

"Nein, Master, wir verbrennen den Müll nicht, das verpestet den Himmel, wofür haben wir denn die Müllabfuhr?"

Weihnachtszeit-Einbruchszeit

Lautes Klopfen am Fenster läßt uns hochfahren.

"Master, Master, steh auf, Master, schnell, Master!"

Es ist Joseph, der am Sonntagmorgen an unser Schlafzimmerfenster klopft und uns aufschrecken läßt. Mein Schädel brummt, was will der bloß, er soll mich in Ruhe lassen. Es war früher Morgen, als wir nach der betrieblichen Weihnachtsfeier ins Bett gingen, Carmen und ich sind noch hundemüde. Doch Joseph läßt nicht locker, jetzt klopft auch noch Ibrahim an die Tür und ruft "Master, Master!" Schnell den Morgenmantel übergezogen, wer weiß, was da los ist? Im Wohnzimmer steht Joseph, aufgeregt zeigt er auf ein Fenster, die Gardine weht im Wind.

"Master, schau her, das Fenster ist aufgebrochen!"

Joseph hebt die Gardine zur Seite, ein Loch im Fenstergitter kommt zum Vorschein. Die Gitterstäbe wurden geknackt und zur Seite gebogen, so daß jemand hindurchschlüpfen konnte.

"Der Kassettenrecorder fehlt, der schöne Kassettenrecorder", Carmen war inzwischen ebenfalls auf und hatte die Lage gesichtet. Unser Blick schweift durchs Wohnzimmer. Befriedigt stellte Carmen fest, daß ihre schöne afrikanische Bauernplastik noch an der Wand hängt und auch der übrige Kunstnippes nicht angerührt wurde.

"Master, der Video, wo ist der Video?"

Den Fernseher und der Videorecorder hatten wir natürlich im Schlafzimmer stehen, wir hätten wohl gemerkt, wenn die weg wären. Sicherheitshalber sehen wir noch mal nach: Weg, verschwunden, wie konnte das passieren?

Langsam dämmert es uns wieder: Gestern Abend hatten wir uns mit Freunden die Aufzeichnung von Carmens Schultheater angesehen, natürlich im Wohnzimmer, da hatten wir alles stehengelassen, nur für die eine Nacht, jetzt ist alles weg. Michel und Gina wurden ebenfalls von dem Rummel wach, sie sind am meisten empört darüber, das ihr Video weg ist, für den sie so lange gequengelt hatten, bis einer angeschafft wurde. Jede Woche hatten wir uns zwei Filme ausgeliehen, als Ersatz dafür, daß es außer lokalen Sendungen mit schlechter Qualität für uns nichts im Fernsehen gab.

Was soll's, dachte ich mir, wir sind schließlich versichert, der Polizei melden können wir den Diebstahl später immer noch. Ich ging erst einmal wieder ins Bett, fühlte mich noch elend vom vielen extra für die Weihnachtsfeier eingeflogenen Starkbier. Doch Joseph ließ mich nicht lange schlafen, ganz ärgerlich war er, wie konnte ich mich wieder hinlegen, wenn Diebe bei uns eingebrochen hatten, man mußte doch sofort die Polizei holen.

Nur nichts überstürzen, die Polizei hat in solchen Fällen selten etwas genützt, das hat sich jedenfalls herumgesprochen in Kaduna. Aber wozu haben wir denn unseren firmeneigenen Sicherheitsdienst. Den können wir sogar über Funk erreichen. Am Nachmittag kommt er angefahren, der nigerianische Chef der Sicherheitstruppe. Obwohl Yoruba, ein "Südstaatler", soll er gute Kontakte zum Polizeichef und zur Armee, der eigentlichen Macht im Staate, haben.

In aller Ruhe sieht er sich das aufgebrochene Fenstergitter an, vernimmt dann der Reihe nach Ibrahim, Joseph und Bello, den neuen Nachtwächter. Bello ist Fulani-Nomade, der sich mit der Arbeit als Nachtwächter einen geregelten Nebenerwerb verdient. Seine Familie wohnt in primitiven Hütten unweit unseres Grundstücks in einem Rinderpferch. Dogo, sein Vorgänger, wurde eines Tages von seinen beiden Frauen abgeholt. Widerwillig, aber ohne Gegenwehr, zog er mit seinen paar Habseligkeiten ab, gab mir bedauernd zu verstehen, daß er nach Hause müsse, er werde bei der Ernte gebraucht, er glaube nicht, daß ihn seine Frauen noch mal wegließen.

Die Vernehmung von Bello ergibt, daß er wohl geschlafen hat, jedenfalls hatte er nichts mitbekommen, von Ibrahim, dem Haussa und Joseph, dem Ibo, erfährt der Mann aus Yorubaland ebenfalls nichts, meint aber zu uns, jemand im Haus müsse den Dieben geholfen haben. Das einzige, was helfen könne, sei die Polizei, weil sie weiß, wie man die Leute anpackt. Er könne nur Fragen stellen und dabei den Befragten in die Augen schauen, aber die Polizei hätte ihre eigenen Methoden.

Nein, die Polizei möchten wir nicht einschalten, wir glauben nicht, daß die uns weiterhelfen kann, und daß der Steward oder der Gärtner in den Fall verwickelt sind, können wir uns nicht vorstellen. Außerdem bekommen wir schon heraus, ob einer der Hausangestellten mit der Angelegenheit etwas zu tun hat. Wir müßten selbst wissen, was wir wollen, wenn wir die gestohlenen Sachen zurückhaben wollten, sollten wir zur Polizei gehen, ein Protokoll müßte die auf jeden Fall aufnehmen, aber das könne er für uns besorgen.

Carmen und ich waren froh, den Ärger mit der Polizei los zu sein, wir hatten bei einem Verkehrsunfall, in den Carmen verwickelt war, schlechte Erfahrung mit ihr gemacht. Dennoch bestand bei uns der leise Verdacht, Ibrahim könne mit dem Fall zu tun haben. Es passierte jedenfalls nicht selten, daß bei einem Einbruch die Hausangestellten beteiligt waren, oder zumindest die Informationen lieferten, wann die Bewohner nicht anwesend waren. Es kam uns auch spanisch vor, daß ausgerechnet an dem einzigen Tag, an dem wir Fernseher und Video im Wohnzimmer stehen hatten, eingebrochen wurde.

Besonders kurz vor Weihnachten wurde am häufigsten eingebrochen. Die ganze Stimmung spitzte sich auf "Daschi-Daschi" zu, jeder wollte ein Trinkgeld oder ein Geschenk. Ganz unverschämt wurden die "Yello Fever", die Verkehrspolizisten mit den knallgelben Hemden. Erst vor ein paar Tagen passierte mir das Malheur, daß ein Mann im gelben Hemd mir bewußt ein falsches Zeichen gab, mich über die Kreuzung lockte und plötzlich laut trillernd mitten auf der Kreuzung stoppte, ich hätte sein Zeichen nicht beachtet. Da ich nicht bereit war, auf die Dreistigkeit einzugehen, wollte er zu mir in den Wagen steigen. Vorsichtshalber hatte ich jedoch die Scheibe geschlossen und die Tür verriegelt, wollte einfach weiterfahren. Er jedoch stieg vorn auf die Stoßstange und hielt sich an den Scheibenwischern fest, so fuhren wir erst einmal eine Weile, keiner machte Anstalten, aufzugeben. Schließlich hielt ich doch an, wenn dem Gelbhemd etwas passieren würde, wäre ich reif, das war sicher. Nach langer Verhandlung, ich wollte mit ihm zur Armeepolizei, er mit mir zur Stadtpolizei, einigten wir uns darauf, daß ich, wenn ich das nächste mal vorbeikäme, besser auf seine Zeichen achten würde und ihm jetzt etwas für das Weihnachtsfest schenke. Vor der Armeepolizei hatte er Angst, die würde eher mir glauben, da sie die Schliche ihrer Verkehrslenker kannte. Jedenfalls war jedermann bestrebt, vor Weihnachten noch Bares zu machen, koste es, was es wolle.

Bei Ibrahim sind wir uns diesbezüglich nicht so sicher, er hat zwar ein gutes Einkommen für nigerianische Verhältnisse, kann also kaum Geldsorgen haben. Gerüchte besagen jedoch, er würde gern über den Durst trinken und dann leidenschaftlich um Geld spielen, eine Seuche, der recht viele Städter, die von ihrer Familie auf dem Land getrennt sind, anheimfallen. Wir wollen ihn aber nicht verdächtigen, er kümmert sich so liebevoll um Gina und Michel, daß die beiden Kinder unseren Verdacht entrüstet zurückweisen.

Als ich am nächsten Tag von der Arbeit nach Hause komme, macht mir niemand das Tor auf, Joseph ist nicht zu sehen. Carmen gibt mir zu verstehen, daß die Polizei hier war und alle drei, Joseph, Ibrahim und Bello zum Verhör auf die Wache mitgenommen hat. Der Chef des Wachdienstes hat sich demnach nicht an unsere Abmachung gehalten.

Es wird bereits dunkel, die drei sind immer noch nicht zurück, ich mache mir Sorgen um sie, die Polizei soll bei Verhören nicht gerade zimperlich sein. Also mache ich mich auf zum Polizeirevier. Josephs Schwester, Freunde von Ibrahim und Angehörige von Bello stehen vor der Wache, ihre Gesichter sind besorgt, so, als warteten sie vor dem Krankenhaus auf das Ergebnis einer schlimmen Operation eines Angehörigen. Ihre Blicke treffen mich, vorwurfsvoll und hoffend zugleich. Ich sehe gerade noch den Chef unseres Sicherheitsdienstes, der im Begriff ist, mit seinem Auto wegzufahren. Er gibt mir zu verstehen, daß die Polizei ihre eigenen Methoden habe, dies sei nun einmal Nigeria, da könne ich nichts machen. Ich solle mich auf keinen Fall einmischen, die Polizei habe die drei verhört, sie würde sicher herausbekommen, wer an dem Einbruch beteiligt war. Dann gibt er mir aber auch zu verstehen, daß die drei nicht mehr schön aussehen und falls ich sie nicht heraushole, es ihnen ganz elend gehen würde. Mit dem Finger auf die Angehörigen zeigend: Die hätten sicher nicht den Einfluß und das Geld, um ihre Leute wieder schnell und heil herauszuholen, es würde bestimmt Tage dauern und dann wäre nicht mehr viel übrig von ihnen.

Wütend frage ich ihn, was das solle, einerseits soll ich mich nicht einmischen, andererseits werden "meine Leute" da drinnen sinnlos geprügelt und geschunden, nur um aus den Angehörigen Geld herauszuholen. Das ganze mache überhaupt keinen Sinn, mir bliebe doch nichts anderes übrig, als mich einzumischen. Er zuckt mit den Schultern, meint, falls ich ihnen helfe, würden sie es mir für ewig danken.

Den Geruch des Polizeireviers kenne ich noch von der Vernehmung Carmens nach ihrem Unfall: Eine ekelhafte Mischung aus altem Schweiß, Urin und Betonstaub. Man sieht es dem Gebäude schon äußerlich an, daß die Polizei nicht viel zu sagen hat und keine große Rolle als ausführende Staatsgewalt spielt, doch wen sie einmal in ihren Fängen hat, den läßt sie so schnell nicht wieder los. Ich bemühe mich, freundlich und korrekt aufzutreten, nur wenn ich mich beherrsche, habe ich Chancen, etwas zu erreichen. Ich verlange den diensthabenden Offizier, falls es so etwas gibt. Und tatsächlich, ich werde ohne langes Warten in einen Nebenraum geführt, hinter einem hölzernen Gestell, das früher einmal ein Schreibtisch gewesen sein muß, sitzt ein etwa dreißigjähriger Haussa in Offiziersuniform.

Zunächst will er mich belehren, ich habe die Gesetze Nigerias zu respektieren, dürfe mich nicht in die Untersuchungen der Staatsgewalt einmischen, das sei strafbar. Halb droht er mir, halb gibt er mir zu verstehen, daß es den Vernommenen nicht gut ergeht, aber anders sagen sie die Wahrheit nicht, er kenne sich aus, er wisse am besten, wie seine Landsleute

anzusprechen seien. Das Gespräch mit dem schmierigen, sich fein und gebildet gebenden Kerl kommt mir vor wie schlecht gespieltes Provinztheater, bei dem ich wohl oder übel mitspielen muß. Nicht auszudenken, in welcher Situation man wäre, wenn man nicht als privilegierter, einflußreicher Weißer, sondern als mittelloser Afrikaner der Polizei wegen irgendeinem Vorfall in die Hände fällt: Abgründe öffnen sich bei diesem Gedanken. Doch ich bin kein mittelloser Afrikaner, zeige ihm meine Überlegenheit und erkläre ihm, daß ich meine drei Angestellten brauche, sie arbeiten schließlich für mich. Sie besäßen alle drei mein Vertrauen, sie sollten unverzüglich freigelassen werden.

So einfach ginge das nicht, erst müsse die Befragung abgeschlossen werden, und die dauerte mindestens noch eine Woche, er hätte schließlich seine Erfahrung mit solchen Leuten und wisse, wann sie anfangen würden zu reden.

Als ich merke, daß er mich nur gefügig reden will, frage ich ihn schließlich, was ich machen soll, damit ich mit meinen Leuten abziehen könne.

Natürlich hat er eine Lösung parat: Er will mich melken, und zwar kräftig, vielleicht auch mehrmals: Ich solle eine Erklärung unterschreiben, daß ich auf meine Verantwortung die drei der Befragung entziehe, somit die polizeilichen Ermittlungen abbreche und damit eventuellen neuerlichen Straftaten Vorschub leiste. Dann müßte ich eine Bearbeitungsgebühr bezahlen, da ich schließlich den Vorgang unvorschriftsmäßig abbreche und eine Kautions hinterlegen. Außerdem würde man mich mit 1000 Naira belangen, falls einer der Verdächtigen sich späteren Befragungen durch Flucht entziehen würde.

Erst nachdem ich meine Strategie auffahre, ziemlich hoch pokere und vorgebe, den Chef der Armeepolizei gut zu kennen und ihn unverzüglich einschalten werde, die Befragung meiner Angestellten dann bei der Armee durchgeführt werde, ist er zum Einlenken bereit. Ich solle nur unterschreiben, daß ich die drei für unschuldig halte und sie für meine Dienste dringend benötige. Weitere Befragungen könnten auf meinem Grundstück erfolgen, falls notwendig. Eine Gebühr müßte ich aber auf jeden Fall bezahlen, dies sei leider nicht zu umgehen. Die zweihundert Naira, knapp ein Monatslohn eines Polizisten, die er von mir erhält, werden natürlich nicht quittiert, säuberlich glatt gestrichen und unter ein Formular auf seinem Schreibtisch gelegt, so bekommt der hereingerufene Sergeant das Geld nicht zu Gesicht.

Es dauert noch eine halbe Stunde, bis die drei auf freiem Fuß sind. Trotz Dunkelheit sieht man ihnen an, daß sie mißhandelt wurden, sie sind nicht einmal zu sichtbarer Freude über ihre Entlassung fähig, ohne ein Wort sitzen sie hinten im Bus, als wir nach Hause fahren.

Natürlich hat die Sache noch ein Nachspiel. Meine Firma ist befremdet über mein Eingreifen in die "inneren Angelegenheiten des Landes", laut Vertrag ist mir das untersagt. Anlässlich der Klärung der Formalitäten für die Versicherung gibt es einen zuständigen Bürokraten, der Sorge um die Sicherheit der Firmenangehörigen zeigt. Falls sich nämlich herumspreche, daß

nigerianische Angestellte von Mitarbeitern unserer Firma nach einem Einbruch wieder von ihrem Boß herausgeholt würden, so nähmen die Einbrüche demnächst überhand.

Die Kollegen und Nachbarn sind in diesem Punkt mit mir einer Meinung, daß es richtig war, die drei aus den Fängen der Polizei zu befreien, jedoch sollte ich mich unverzüglich von ihnen trennen. Es widerstrebt Carmen und mir jedoch, drei Leute zu bestrafen, wenn möglicherweise nur einer von ihnen am Einbruch beteiligt war. Maduka, technischer Assistent in meiner Abteilung, rät uns, einen "Juju" einzuschalten, jemanden der durch rituelle, spiritistische Beschwörungen den Schuldigen überführt. Zunächst lehne ich diese Möglichkeit als unsinnig ab. Maduka, den ich als nüchtern denkenden Menschen kennenlernte, nennt mir jedoch einige Beispiele, bei denen Diebe durch Jujumänner nachweislich überführt wurden. In einem Fall hat der Dieb sogar die gestohlenen Gegenstände zurückgebracht, Reue gezeigt und durfte seinen Job behalten.

Joseph ist der erste, der sofort einwilligt, sich einem Juju auszuliefern, er war sogar bereit, die Polizei einzuschalten, obwohl er wußte, daß er selbst verdächtigt werden würde. Mit der brutalen Behandlung auf dem Polizeirevier hatte er allerdings nicht gerechnet. Ibrahim willigt ebenfalls ein, sich von einem Hexenmeister befragen zu lassen, ich habe jedoch bei der Art, wie er auf meine Vorschläge eingeht, den Eindruck, daß er selbst dem Angebot zustimmen würde, der Schuldige solle durch Folter zum Geständnis genötigt werden, auch wenn er selbst der Täter wäre.

Das ganze erübrigt sich, nachdem mehr und mehr der Verdacht auf Ibrahim fällt. Er ist heilfroh, als ich ihm ein Angebot offeriere, ihn mit einer Abfindung zu seiner Familie zu entlassen. Falls er beteiligt war, wird er von uns noch zusätzlich mit einer Abfindung belohnt. Falls nicht, ist es auch kein Fehler, wenn er Weihnachten mit ein paar Naira in der Tasche zu seiner Familie zurückkehrt. Und uns ist ebenfalls geholfen, wir haben kein schlechtes Gewissen, einen armen Schlucker, der er auf jeden Fall ist, Unrecht angetan zu haben. Einen neuen Steward werden wir schon finden.

Und Bello? Er hat den Rausschmiß auf jeden Fall verdient, weil er während des Einbruchs geschlafen hatte. Doch was nützt ein anderer Nachtwächter, der vielleicht bei jemand anderem ebenfalls wegen Schlafens während der Wache rausflog? Nach ein paar Tagen der Eingewöhnung hätten wir dasselbe in "dunkelgrün", wie mein Nachbar Konrad zu sagen pflegt. Das beste wäre, wir hätten zwei Nachtwächter, dann könnten sie sich abwechseln mit Wache schieben und schlafen. Warum eigentlich nicht? Noch einmal will ich so ein Theater nicht erleben, lieber zahle ich die paar Naira für einen zweiten Nachtwächter, den einen bezahlt ohnehin die Firma.

Die Idee ist gar nicht schlecht, sie kam mir bei meinem letzten Besuch bei Konrad, der zwei Grundstücke weiter wohnt. Ein halber Tuareg-Stamm kampiert bei ihm hinten auf dem Hof.

Mich wundert das sehr. Obwohl Konrad mit einer Nigerianerin, einer Ibofrau, verheiratet ist, macht er nicht gerade den Eindruck eines toleranten, weltoffenen Abgesandten des Volkes der Bayern im fernen Nigeria. So wie er gelegentlich über die Schwarzen im Allgemeinen, seine Mechaniker-Lehrlinge im Besonderen und vor allem über seine Frau und deren Verwandte redet, könnte man meinen, er habe allen Grund, alles Afrikanische von seinem Hof zu verbannen. Böse Zungen behaupteten, er sei selbst schon ein "Dunkelgrüner" geworden und die Würden, wie jeder wisse, am meisten über ihresgleichen schimpfen.

Doch bei näherem Nachfragen erzählte mir Konrad seine Philosophie:

"So lang' wia de Tuaregs bei mir auf dem Hof sand, bricht do koana ei. De fürchtn's olle, des derfst scho glau'm. Oamoi hat's oana versucht, den hat's glei derwischt mit'm Pfeil und Bog'n, da war bloß oa Tuareg auf'm Hof."

"Und, was haben sie mit dem gemacht? Kam die Polizei?"

"Nix Polizei, in' Kaduna River ham's eini, weg wara."

Ein bißchen gruselig hört sich die Story schon an, aber ihm glaube ich alles, warum sollte er aufschneiden, schließlich haben sie bei mir eingebrochen und nicht bei ihm, wo sechs Tuaregs auf dem Hof um eine Feuerstelle hocken. Mehr als sechs, so hat er mit ihrem Häuptling vereinbart, dürften nie zugleich auf dem Hof sein. Vor der Vereinbarung war da manchmal ein ganzes Heerlager, das war ihm dann doch zuviel, und er hatte sie alle "aussi g'haut".

Konrad führt mich zu dem Anführer der Tuareg, sein Alter ist für mich schwer zu schätzen. Die Versammelten, von deren Gesichtern wegen der grünen und weißen Turbane nicht viel zu sehen ist, sind durchweg schlanke, hochgewachsene Burschen mit ausgeprägten, großen Nasen und europäisch geschnittenen Gesichtszügen. Er stellt mir Amadu als meinen neuen Mann vor, einen vielleicht achtzehnjährigen Vetter des Anführers, den ich bereits als Kinderhüter bei einem Nachbarn kennenlernte.

Bello und Amadu sind mit einem zweistündigen Schichtwechsel einverstanden, wann wer anfängt, das sollen sie selbst vereinbaren. Abends, wenn beide bereits ihren Lagerplatz zurechtgemacht haben, ist bis Sonnenuntergang noch eine gute Stunde Zeit. Bello hat die Zeit immer genutzt, um den Rasensprenger weiter zu transportieren, manchmal hatte er auch die Erdbeerbeete gewässert. Amadu soll das ebenfalls tun. Eigentlich darf er als Tuareg keine körperliche Arbeit verrichten, ich tue jedoch so, als ob ich davon noch nie etwas gehört hätte. So spritzt Amadu die Gemüsegelder nur dann mit dem Schlauch ab, wenn kein Bruder aus seinem Clan ihn beobachten kann. Kinder hüten oder Wachdienst zu verrichten, das läßt seine Ehre zu, da gibt es keine Probleme. Bevor er und seinesgleichen jedoch überhaupt keine Arbeit in den Städten bekommen, machen sie gelegentlich auch schon mal

Gartenarbeit, aber sehr widerwillig, denn das ist Arbeit für Sklaven oder "Schwarze", wie Amadu die Haussa verächtlich nennt.

Michel ist von Pfeil und Bogen der beiden fasziniert. Einmal machen wir abends ein Wettschießen auf einen Pappkarton, Bello, der Fulani, Amadu, der Tuareg und ich der "Vogler", wie Amadu mich ruft, einen "Master" kennen die Wüstensöhne nicht. Bello und Amadu sind etwa gleich gut, Bello einen Tick besser, meine Pfeile treffen noch nicht einmal den Karton. Michel ist etwas enttäuscht von mir. Um mein angeknackstes Selbstbewußtsein wieder aufzumöbeln, fahre ich daraufhin noch ein paar Runden laut knatternd mit dem Motorrad durch das Viertel.

Keine zwei Wochen sind vergangen, seitdem zwei Nachtwächter bei uns ihren Dienst versehen, als nachts bei Stromausfall der Generator nicht eingeschaltet wird. Mit einer Taschenlampe ausgerüstet mache ich mich auf, den beiden zu helfen, wahrscheinlich kommen sie mit dem Starter nicht zurecht. Doch nichts rührt sich draußen. Beide schlafen fest, eingerollt in dicke Decken. Jetzt bin ich aber wirklich ärgerlich, da gebe ich einen Haufen Geld aus, damit die beiden eine Chance haben, ihren Job reell zu machen, und dann das! Als ich sie wecke, bleibt Amadu seelenruhig liegen, während Bello eilig aufspringt, zu seinem Speer greift und Dienstfeier zeigt. Die Sache ist eindeutig: Bello geht auch tagsüber noch arbeiten und ist nachts entsprechend müde. Da wir vorher die Situation eindeutig besprochen hatten, ist für ihn die Sache klar: Ohne Palaver schnürt er am nächsten Tag seine Sachen zusammen, unterschreibt für die Abschlagszahlung und wird nie mehr gesehen.

Nun ist es an Amadu, einen "Kollegen" zu finden, natürlich hat er gleich jemanden aus seiner Sippe parat: Ibrahim, seinen Bruder. Wir haben also wieder einen Ibrahim auf dem Hof, doch diesmal trägt der Namensvetter des Stewards einen weißen Turban.

Ein bißchen in die Richtung wie das Treiben auf Konrads Grundstück wandelt sich die Szene auch bei uns. Der "Indianerhäuptling", wie Michel und ich den Anführer der Tuaregs nennen, kommt des öfteren mit seinen kleinen Töchtern vorbei, mit denen Michel und Gina spielen wie mit lebenden Puppen. Abends sitzen meist drei, vier aus Amadus Familie um das Feuer beisammen und trinken Tee. Sie bevorzugen einen dermaßen starken und süßen Tee, daß es Michel und mich schüttelt, als wir aufgefordert werden, davon zu trinken, beteuern aber, daß er gut schmecke und trinken unser Glas beinahe leer.

Jeden Abend, bevor Amadu und Ibrahim kommen, hält die Tuaregsippe noch Kriegsrat ab, das dauert vielleicht zehn Minuten. Falls Nachrichten aus ihrem Heimatdorf in Niger eintreffen, wird alles besprochen, wer bleibt oder nach Hause muß, beschließt der Häuptling. Ibrahim und Amadu geben mir zwar unter verschämtem Lächeln, aber doch bereitwillig darüber Auskunft, für sie bin ich so etwas wie ein Nebenhäuptling. Die beiden haben ihre besondere Art, die Wache zu teilen: Erst sitzen sie bis spät in die Nacht am Feuer beisammen, dann gehen sie

beide auf und ab, bis alles ruhig ist und setzen sich anschließend in ihre hölzernen Liegestühle. Meinem Vorschlag, sich mit der Wache abzulösen, widersprechen sie zwar nicht, geben mir sogar recht, doch entweder laufen beide herum, oder beide sitzen in ihren Stühlen. Mehrmals versuche ich sie beim Schlafen zu erwischen, ich kann mir nicht vorstellen, daß sie beide die ganze Nacht wach sind, doch bevor ich mich an sie heranpirschen kann, haben sie mich bereits entdeckt und rufen mich bei meinem Namen. Was soll's, denke ich mir, falls sie tatsächlich schlafen, werden sie bei versuchtem Einbruch ebenfalls wach.

Nach einer Reihe von Einbrüchen zur Weihnachtszeit verstärkt unser Sicherheitsdienst seine Kontrollfahrten und überprüft die Nachtwächter mehrmals pro Nacht. Die Tuaregs sind jedoch gut verteilt über das gesamte Wohnviertel, sobald der Bus mit den Kontrolleuren auftaucht, geht ein Trommeln von Gehöft zu Gehöft, schlafend wird jedenfalls keiner von ihnen überrascht. Und falls es tatsächlich einmal vorkommt, freuen sich natürlich die Kontrolleure, denn ein paar Naira Schweigegeld am Monatsende ist als zusätzliches Weihnachtsgeld gerne gesehen. Aber was die "Baturis" nicht mitbekommen, das läßt ihren Schlaf auch nicht unruhig werden.

Die Wüstenrallye und der Entwicklungshelfer

Sokoto, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im Nordwesten Nigerias, liegt bereits hinter uns. Wir sind mit einer deutschen und einer französischen Familie mit Campingautos auf dem Weg nach Agadez in Niger. Kennengelernt haben wir uns im Französischen Club Kadunas. Dieter und Luc sind ebenfalls in der Motorradgruppe des Clubs aktiv, zusammen unternahmen wir schon viele Ausflüge in den Busch. Die Motive für die Fahrt nach Agadez sind verschieden. Luc will vor allem die Rallye Paris-Dakar einmal live durch die Wüste erleben. Für die Franzosen gibt es kein bedeutenderes Sportspektakel als diese Extrem-Rallye. Die Frauen sind vor allem an der Reise in das Land der Tuaregs interessiert und an Agadez, nicht zuletzt des Silberschmucks wegen.

Alle, einschließlich der fünf Kinder, wollen jedoch Ferdi, dem österreichischen Motorradfahrer, der an der Rallye teilnimmt, entgegenfahren. Ferdi ist der Schwarm aller Kinder. Bei Ausflügen, Motorradveranstaltungen, bei denen er zugegen ist, stets turmt eines der Kinder auf ihm herum, ohne daß es ihm zuviel wird. Gern läßt er sich darauf ein, wenn ihn Kinder darum

bitten, eines seiner Kunststücke auf der Geländemaschine vorzuführen. Michel findet nichts aufregender, als mit Ferdi Luftsprünge auf dem Motorrad zu veranstalten.

Ferdi nimmt bereits das zweite Mal an der Wüstentour teil, das Jahr davor wurde er wegen einer ausgerenkten Schulter gegen seinen Wunsch auf Anordnung des verantwortlichen Arztes mit dem Hubschrauber nach Hause geflogen. Er hatte den Verdacht, daß er als freifahrender Konkurrent ausgeschaltet werden sollte. Vertragsfahrer dagegen, vor allem Franzosen, durften oder mußten mit weit erheblicheren Verletzungen weiterfahren.

Mit etwas Glück könnten wir Ferdi, der auch dieses Jahr wieder als Einzelfahrer teilnimmt, bei dem Etappenziel vor Agadez treffen.

Es ist Mitte Januar, der erste Tag unserer Reise. Je weiter wir in Richtung Norden kommen, desto karger wird die Landschaft. Innerhalb weniger hundert Kilometer wechselt die Feuchtsavanne zur Trocken- bis hin zur Dornbusch-Savanne. Der Autoverkehr läßt merklich nach, kleine Kamelkarawanen sind keine Seltenheit mehr. Dafür werden die Rinderherden in Richtung Niger seltener.

Wie im Grenzgebiet zu Kamerun, so sind auch hier, etwa fünfzig Kilometer vor der Grenze zu Niger, keine regulären Tankstellen mehr zu finden. Lediglich große Benzintanks mit Handpumpen sind entlang der Nationalstraße postiert. Der Sprit ist etwa doppelt so teuer wie im Inneren Nigerias. Dennoch tanken wir alle drei die Tanks noch mal voll, denn die Preise sind in Niger zwar nicht viel höher als in Europa, jedoch zehnmal so hoch wie in Nigeria, denn Niger muß Benzin teuer einführen.

Bei allen drei Betankungen mittels Trichter und Meßeimer läuft der Trichter über, nachdem der Tank voll ist. Ein paar Liter gelben, stinkenden Benzins fließen in den dunklen Sandboden. Niemand regt sich darüber auf, der Vorgang ist ganz normal.

An der Grenzstation Illela angekommen, richten wir uns auf eine längere Ausreise-Prozedur ein. Wider Erwarten laufen die Formalitäten recht schnell und unbürokratisch, der Dienstvorsteher hat gerade gute Laune. Dieter und Luc blödeln ein wenig mit den weiblichen Zollbeamten, die unsere ausgefüllten Papiere abstempeln, nach einer halben Stunde ist alles erledigt.

Probleme gibt es auf der anderen Seite, der Zollstation auf Niger-Gebiet. Der Zöllner möchte ein regelrechtes Visum haben und für jeden Besuchstag, wie für Touristen üblich, ein Tagegeld in CFA. Für uns, die Gast-Nigerianer, ist das natürlich eine Menge Geld, das nicht eingeplant war. Nach langem, höflichem Intervenieren bei dem Zollbeamten durch Luc, der sich halbwegs zu Hause fühlt in der ehemaligen französischen Kolonie, wird uns der für Nigerianer übliche, geringe Tagessatz gewährt. Während wir etwa zwei Stunden auf unsere Papiere warten, beobachten wir den "kleinen Grenzverkehr": Hunderte von vollbepackten Nigerianern und Niger-Bewohnern passieren unbehelligt die Grenze in beide Richtungen.

Motorräder, Autos und Lastwagen werden nur flüchtig überprüft, vor allem wird auf Benzinschmuggel geachtet.

Nach ein paar Kilometern in Niger stellen wir fest, daß es nicht weit von der Grenzstation einen weiteren "Grenzverkehr" gibt. Hier ziehen die Fulani-Nomaden mit ihren Rinderherden über die für sie nicht vorhandene, künstliche Grenze. Eine Landkarte mit einem schwarzen Strich darin haben sie wahrscheinlich noch nie gesehen.

Die wenigen ausgebauten Teerstraßen in Niger sind in besserem Zustand als die vielen Fernstraßen in Nigeria. Der motorisierte Verkehr nimmt deutlich ab, nur selten begegnet uns ein Bus oder Lastwagen, noch seltener ein Personenwagen. Die Dörfer entlang der Straße werden seltener. Vereinzelt sehen wir Kamele, die scheinbar herrenlos nach Futter suchen. Von was sich die Tiere ernähren, ist schleierhaft. Selbst trockenes Gras gibt es wenig, nur Dornenbüsche und trockene, dornenbewehrte Bäume.

Zwei Stunden nach Verlassen des Grenzortes Birni Nkonni halten wir Ausschau nach einer geeigneten Stelle zum Übernachten, die Sonne wird in zwei Stunden untergehen. Nahe einem Dorf verlassen wir die Teerstraße und fahren querfeldein auf einen Platz, frei von Dornengestrüpp. Ich kümmere mich mit den Kindern um das Lagerfeuer. Holz hatten wir bereits vorsorglich in Nigeria am Straßenrand gekauft und auf dem Autodach mitgebracht. Die Kinder strömen aus und suchen Gestrüpp zum Feuermachen.

Nach ein paar Minuten geht es zu wie auf einem Campingplatz an der See, mit elf Personen sitzen wir auf Klappstühlen rund um voll mit Speisen und Getränken beladene Campingtische, das Lagerfeuer auf der einen, die runde, rote Sonne am klaren Horizont auf der anderen Seite. Zwei Gestalten nähern sich vom Dorf her unserer beschaulichen Runde: Ein großer, breitschultriger Mann und ein kleiner, schwächlicher Knabe. Neugierig richten wir alle Blicke auf die beiden sich nähernden, ungleichen Gestalten: Der große sieht aus wie ein "Baturi", der Kleine ist der Gesichtsform nach ebenfalls kein Schwarzer, die Haare sind nicht gekräuselt, das längliche Gesicht und die hellbraune Hautfarbe läßt auf einen nordafrikanischen Nomaden schließen.

Der Große, etwa 25-jährig, macht sich als Amerikaner Namens Phil bekannt, er wohnt zusammen mit einer Tuareg-Familie in einem Gehöft des nahegelegenen Dorfes. Er ist Beauftragter der amerikanischen Regierung, zuständig für die Organisierung der Entwicklungshilfe im Süden von Niger. Seinen Begleiter stellt er als Sohn einer Nomadenfamilie, die mit auf dem Gehöft lebt, vor.

Die beiden lassen sich nicht zweimal bitten und nehmen am Abendbrot teil. Phil hat lange nicht mehr Wurst, Käse und richtiges Brot gesehen. So gut versorgt aus der Heimat wie wir, die deutschen und französischen Experten, wird er nicht. Als Dieter noch eine Flasche Cognac auf den Tische stellt, verlassen Phil und sein afrikanischer Begleiter die Runde nicht

wieder, bevor die Flasche leer ist. Beim Verabschieden fordert Phil uns nachdrücklich auf, auf dem Rückweg auf seinem Gehöft zu übernachten.

Der Rest der Reise nach Agadez wird etwas beschwerlicher. Zunächst war noch klarer Himmel, das Frühstück wurde bei freundlicher, warmer Morgensonne genossen. Doch gegen zehn Uhr, als wir uns bereits wieder auf der schnurgeraden Teerstraße befinden, setzt starker Wind ein. Feiner Sand zieht sich wie Schneeverwehungen über die Fahrbahn. Manchmal rollen Knäuel von Dornengestrüpp vor uns über den Weg.

Als wir einmal kurz Rast machen, laufe ich mit den Kindern einem vom Wind getriebenen Knäuel nach. Das Szenario mutet an, als befände man sich am Sandstrand der Nordsee, gleich, nach ein paar Schritten, müssen die windgepeitschten Wellen kommen. Man sieht kaum weiter als vielleicht fünfzig Meter. Bei der Toberei mit den Kindern habe ich gar nicht bemerkt, wie wir die Autos aus den Augen verlieren. Beim Zurückblicken durchfährt mich ein Schreck: Wie schnell man sich tatsächlich verlieren kann. Etwas panikartig rufe ich die Kinder zurück. Immer noch laufen sie rollenden Knäueln hinterher. Ich weiß, wir brauchen nur gegen den Wind zurücklaufen, um wieder auf die Straße zu kommen, aber würden die Kinder allein das auch wissen?

Als wir wieder eintreffen, sind alle Erwachsenen mit irgend etwas beschäftigt, sie haben gar nicht bemerkt, daß wir inzwischen kaum mehr zu sehen waren, also erzähle ich auch nichts von dem Schreck, der mich eben noch durchfuhr, als ich die Autos nur noch schemenhaft sah. Luc hat es sehr eilig, er will am liebsten noch am frühen Nachmittag in Agadez eintreffen, um ja nicht die Ankunft der ersten Rallyeteilnehmer zu verpassen. Nur zeitweilig reißt jedoch der dichte Sandvorhang auf, die Sicht wird besser und wir können schneller fahren. Vorausfahrende Versorgungsfahrzeuge der Rallye kommen uns immer häufiger entgegen, sie tauchen so schnell vor uns auf und fahren in einem derartigen Tempo an uns vorbei, daß wir meinen könnten, die Rennfahrer selbst hätten uns bereits erreicht. Außer den mit bunten Reklameaufschriften versehenen Versorgungsfahrzeugen kommt uns auf der gesamten Strecke innerhalb der letzten drei Stunden nicht ein einziges einheimisches Fahrzeug entgegen.

Am späten Nachmittag erreichen wir Agadez, der Wind hat nachgelassen und die Sicht ist wieder etwas besser. Um keine Zeit zu verlieren, fahren wir im Eiltempo durch Agadez in Richtung Norden, dort soll sich nach Beschreibungen von Kollegen der Campingplatz "Oase" befinden. Luc fährt so schnell voraus, daß ich keine Zeit habe, das vorbeiziehende Straßenbild aufzunehmen. Carmen ist leicht verärgert, am liebsten möchte sie sich gleich die schöne Stadt, die als südliches Tor zur Wüste angesehen wird, in Ruhe anschauen und auf das "idiotische Rennen" verzichten. Ich beruhige sie, morgen hätten wir schließlich den ganzen Tag für Agadez vorgesehen.

Noch bevor wir den Campingplatz erreichen, sehen wir schon von weitem das motorisierte Wüstenspektakel auf einer Anhöhe inmitten der Öde aus Sandstaub und Steinen. Hohe Staubfahnen hinter sich herziehend, erreichen einzelne Rennwagen das Etappenziel. Wir parken unsere Autos inmitten des Chaos von Versorgungsfahrzeugen, Fahrzeugen der Begleitmannschaften und Touristen. Sobald ein Fahrzeug, sei es Auto, Lastwagen oder Motorrad, eintrifft, werden die Fahrer umringt von Franzosen, Japanern und Engländern mit Kameras und Mikrofonen. Ein junger französischer Motorradfahrer, der als Favorit gilt, wird bei seiner Ankunft, bevor er noch den Helm herunterbekommt und etwas trinken kann, dermaßen bedrängt und mit Fragen bestürmt, daß er kaum zum Antworten kommt. Wie es scheint, legen die Fahrer noch einen Zacken zu, wenn das Etappenziel in Sicht kommt, damit die Kameraleute ordentliches Getöse und viel Staub aufnehmen können. Die Autos können auf dem losen Sandboden nicht sofort stoppen und fahren mit einem Höllenzahn an der Menschenmenge vorbei.

Wo sind eigentlich unsere Kinder? Bei dem Durcheinander haben wir sie glatt aus den Augen verloren. Carmen und ich suchen in verschiedenen Richtungen. Ganz bange ist uns auf einmal geworden, als wir sahen, wie ein schwarzer Junge gerade noch vor einem einfahrenden Motorrad wegspringen konnte. Die Kinder waren mit Dieter auf der Suche nach Ferdi. Wir finden sie wieder bei einem deutschen Motorradfahrer, der ihnen erzählte, daß Ferdi ein Etappenziel vorher wegen ausgekugelter Schulter aufhören mußte und wieder, wie das Jahr zuvor, mit dem Hubschrauber nach Hause geflogen wurde. Ganz traurig sind die Kinder, vor allem Michel hatte sich auf Ferdi gefreut und ist nun sehr enttäuscht.

Den Campingplatz erreichen wir erst in der Dämmerung. Bevor wir die Formalitäten mit der Anmeldung erledigen können und das Dachzelt aufbauen, ist es schon dunkel. Beim Schein der Gaslampen sitzen wir noch zusammen, doch alle sind müde und gehen früh zu Bett.

Morgens, die Sonne ist noch nicht ganz heraus, werde ich von Kälte geweckt. Die dünne Decke reicht bei weitem nicht aus, es kommt mir vor, als hätten wir Minusgrade. Erst, als die Sonne aufsteigt, wird es wohlig warm im Dachzelt, ganz anders als sonst, wenn uns die Sonne aus dem Zelt treibt, weil es zu warm darin wird. Carmen ruft mich zum Frühstück, ausnahmsweise hat sie es heute eilig mit dem Aufstehen. Sie möchte keine Zeit vertrödeln und nach Agadez zurück. Mich in der warmen Morgensonne räkelnd, sehe ich mir vom Eingang des Dachzeltes aus den Campingplatz näher an: Internationaler Geländewagen-Tourismus. Noch nie waren wir in Afrika auf einem für Touristen eingerichteten Platz wie diesem, bisher waren wir stets mit einigen wenigen Europäern unter uns.

Während wir frühstücken, breiten sich neben uns Tuaregs, bekleidet mit schwarzen Gewändern und Turbanen, aus. Sie haben allerlei kunstreich verzierte Lederwaren, aber auch Ersatzteile wie Autoreifen bei sich. Zwei von ihnen bieten uns ihre Sachen an, keiner von uns

zeigt Interesse, Kunstgewerbe bekommen wir schon genug in Nigeria angeboten. Ein Foto möchte ich aber von einem der beiden machen, er fällt durch sein besonders schön geschnittenes Gesicht auf. Er lehnt ab, nur wenn ich etwas kaufe, darf ich ihn knipsen. Nein, kaufen möchte ich nichts, aber er bekäme ein paar CFA für das Foto. Anscheinend mißversteht er mich, es gibt Ärger, ganz zornig reagiert er, Carmen ist ebenfalls wütend auf mich, wie kann ich so ungehobelt sein und seinen Stolz verletzen? Wieso, das sähe ich nicht ein, er laufe herum, aufgeputzt wie ein Pfau und dann will er sich nicht fotografieren lassen? Carmen und ich streiten uns noch eine ganze Weile, ich meine, daß viel zuviel Gehabe um die aufgeblasenen "Gockel" gemacht werde, die von den alternativen Touristen wie heilige Kühe behandelt werden.

Carmen ist wieder besser gelaunt, als wir in Agadez einen bekannten Silberschmied namens Mohammed aufsuchen. Als Werbemaßnahme zeigt er uns einen Ausschnitt aus einer deutschen Reisebroschüre, in der er als der Größte unter den Silberschmieden gepriesen wird. Seine Ware macht auf mich nicht den Eindruck, als strenge er sich noch besonders an, vielmehr sieht es danach aus, als lebe er vom Glanz vergangener Zeiten. Vollständige Sammlungen von silbernen Niger-Kreuzen, jede Stadt in Niger wird durch ein eigenes Kreuz repräsentiert, finden wir nicht mehr, der Tourismus hat die besten Stücke schon lange außer Landes getragen. Carmen gefällt vor allem jenes der Stadt, das durch einen roten Halbedelstein verziert ist und handelt den Preis dafür aus.

Im Stadtkern, auffallend durch den ehemaligen Sultanspalast und dem aus Lehm gebauten Turm der Moschee, ist reger Betrieb. Ein japanisches Filmteam nutzt die Kulisse und den Rummel der Rallye als Hintergrund für einen Spielfilm. Überall stehen die aufgepeppten Begleitwagen der Rennteams herum, die jedes Jahr stattfindende Rallye fällt wie eine Heuschreckenplage über die Stadt ein.

Wenig von dem Rummel findet sich auf dem außerhalb liegenden Kamelmarkt wieder. Die niedergehende Pracht ist hier noch deutlicher zu sehen als bei den verfallenden Lehmbauten außerhalb des Stadtzentrums: Die Kadaver eines Esels und einer Ziege liegen in einem von Müll und Abwasser verseuchten Bach, niemand scheint für die Beseitigung der Kadaver zuständig zu sein.

Der Markt bietet ausschließlich Landesprodukte, chinesische Schüsseln und japanische Radios, die man auf den nigerianischen Märkten sieht, bekommt man hier noch nicht zu sehen. Selbst der Name "Kamelmarkt" ist gerechtfertigt, kleinere Herden von Kamelen werden zum Verkauf angeboten. Die Verkaufsstände laden ein, die Szene mit der Kamera festzuhalten. Doch soweit hat der Umgang mit dem Tourismus die Haltung der "Statisten", Fulanis wie Tuaregs, schon gebracht: Jede Aufnahme wird zwar nicht grundsätzlich abgelehnt, kostet aber ihren Preis. Um nicht nur gestellte Szenen mit nach Hause zu nehmen,

wiederhole ich, was ich bereits beim Fotografieren in Südchina erprobt hatte: Ich lenke die Tuareg-Frauen mit der Kamera ab, indem ich ihnen ihre Bilder im Videorecorder zeige oder sie in Gespräche verwickle und Dieter filmt die Szene unbemerkt.

Auf dem Weg zum Campingplatz besuchen wir noch eines der Fahrerlager der Rallye. Hier, mitten in Afrika, ist uns Weißen keineswegs der Zugang zu dem sonst streng vor Besuchern abgeschirmten heiligen Bereich des Spektakels verwehrt. Wir beobachten die Mechaniker, wie sie geschäftig an Motorrädern und Wagen herumschrauben, dabei machen die Japaner auf uns den geschäftigsten und akkuratsten Eindruck. Die sargähnlichen Schlafzelte, die in Reih und Glied aufgereiht sind, werden von unseren Kindern am meisten bestaunt. Als ein Sandsturm durch das Lager fegt, fluchen die an den offenen Motoren bastelnden Mechaniker nicht schlecht, während sich die Kinder amüsieren und einem von einer Windhose hochgewirbelten Plastikfetzen nachjagen.

Nachdem wir abends wieder in der "Oase" eingekehrt sind, schlägt Luc vor, die Zelte sofort abzureißen und noch nachts zurück nach Tahoua zu fahren, morgen früh werde der Start in der Nähe von Tahoua erfolgen und diesen wolle er auf keinen Fall verpassen. Carmen hat keine Lust, Agadez schon wieder zu verlassen. Doch nach längerer Diskussion willigen Carmen und ich schließlich ein, mitzufahren, denn wir wollen zusammenbleiben um, wie vereinbart, gemeinsam Phil in seinem Musterhof zu besuchen.

Die Fahrt nach Tahoua dauert nur ein paar Stunden, die Sicht ist nachts nicht durch Sandstaub vermindert, es ist jedoch dermaßen kalt, daß ich mich unterkühle und mir eine gehörige Erkältung zuziehe. Das Heizungssystem des Wagens wurde der besseren Kühlung wegen ausgebaut, jetzt rächt sich das.

Der nächste Tag wird mehr durch das Drumherum der Rallye als durch das eigentliche Rennen bestimmt. Schon sehr früh haben wir uns mit unseren Bussen direkt neben den Startplatz aufgestellt. Vom Dach des Wagens aus haben wir einen guten Überblick. Die Startzeit wird mehrmals verschoben, die in Startposition stehenden Motorradfahrer müssen mehrere Stunden in der Sonne warten, die Fahrer sind sauer, man hat sie zu spät informiert. Um die Fahrer herum laufen ohne jegliche Sicherheits-Einschränkungen hunderte von Kindern aus der nahen Stadt, hier im Busch wäre eine Absperrung ohnehin kaum denkbar. Die Fahrer scheint jedoch die Masse der Kinder nicht zu stören, teilweise machen sie Gebrauch von der Menschenkulisse und lassen sich inmitten der Nomadenkinder fotografieren, für kleine Geschenke wie Bonbons haben sie vorgesorgt. Ein französischer Fahrer bittet mich, ihn auf der Kühlerhaube seines mit Reklame beklebten Peugeot zusammen mit ein paar Tuareg-Kindern abzulichten, man will ja schließlich zeigen, daß man in der Sahara war. Im Laufe des Vormittags wird die Anzahl der Kinder jedoch immer gewaltiger, ein Gruppe von Trommlern, zusammen mit einem Schlangenbeschwörer macht die Runde. Als es endlich zum Start

kommen soll, ist die Rennstrecke jedoch nicht frei, die vielen Zuschauer lassen sich nicht mehr vertreiben. Die Stimmung wird bei vielen Kindern aggressiver, sie gehen uns - wir sind für sie als Weiße ebenfalls an der Rallye beteiligt - immer forscher wegen eines "Cadeaus" an. Unsere Kinder verfrachten wir sicherheitshalber auf dem Autodach, doch auch das ist nicht ganz unproblematisch, Michel begegnet den von unten nach ihm grabschenden Kindern mit Spucken, was unten wiederum den Zorn der Nomadenkinder hervorruft und diese veranlaßt, mit Sand nach oben zu schmeißen. Der Hubschrauber rettet unsere Kinder schließlich aus ihrer mißlichen Lage: Unweit des Startplatzes steigt er auf und wirft zahlreiche Luftballons ab, fliegt dabei etwas seitwärts und will die Kinder hinter sich herziehen, um sie vom Startplatz wegzulocken. Bevor jedoch die Rennleitung soweit ist, sind die Kinder wieder zurück und das Spiel fängt erneut an. Bald sind die Luftballons alle, die Kinder merken den Trick und laufen dem Hubschrauber nicht mehr hinterher.

Einige beim Rennen ausgeschiedene Fahrer machen schließlich den Anfang und bilden mit aufgedrehten Motoren ein Spalier, durch das die Rennfahrer folgen können. Ein paar Stunden dauert es, bis die letzten Lkws gestartet sind, der Rest der Zuschauer verläuft sich, ohne daß es noch zu ernsthaften Zwischenfällen kommt.

Wir sind froh, als wir schließlich den Ort des Spektakels verlassen, waren wir doch Zeuge eines Schauspiels, das mit einer recht aggressiven Art von Werbung für die beteiligten Firmen ein Land mit seinen Menschen als Kulisse benutzt, das weitaus andere Probleme und Bedürfnisse hat, als jährlich einmal mit großem Getöse wie von einem militärischem Kommando durchrollt zu werden. Viel haben wir wegen dem Rummel nicht von dem Land gesehen.

Wir werden etwas entschädigt für unseren Abstecher in den High-Tech Werbefeldzug als wir, wie versprochen, am späten Nachmittag auf dem Gehöft von Phil eintreffen. Etwas überrascht ist er schon, als wir so plötzlich bei ihm eindringen, ob er sich noch an seine Einladung nach reichlichem Alkoholgenuß erinnern kann? Egal, wir sind da, und er scheint sich zu freuen.

Das Gelände, vielleicht doppelt so groß wie unser Vorgarten in Kaduna, ist mit einer etwa zwei Meter hohen Mauer umgeben, sie soll Schutz vor Wind und Sand bieten. Viel Platz finden wir nicht zum Parken unserer drei Wagen, nur ein paar breite Wege sind freigelassen, der Rest ist belegt mit Wohnhäusern, Getreide- und Gemüsebeeten. Phil lebt mit zwei Großfamilien auf dem Gelände, einer Tuareg- und einer Nomadenfamilie, die als Sklaven der Tuaregs für sie arbeitet. Phil wohnt in einem großen, aus Lehmziegeln gemauerten Haus, das einen Vorraum, einen mit Pritschen ausgestatteten Schlafplatz, einschließt. Für die Tuaregs und die Nomaden stehen zwei Rundhütten auf dem Gelände. Interessiert sehen wir uns alles an, Phil zeigt uns als erstes das Wichtigste auf dem Gelände: Das Wasserloch für alle. Drei Meter tief ist der Wasserstand bereits, jährlich sinkt er um etwa einen halben Meter. Zuletzt führt uns Phil zum

nicht weniger wichtigen Loch auf der gegenüberliegenden Seite des Gehöftes: Das Gemeinschaftsklo - für den Weißen, die Tuaregs und ihre Sklaven - nicht ganz so tief, dafür aber mit einer Mauer als Sichtschutz umgeben.

Die Situation auf dem Gehöft wirkt auf uns als krasser Gegensatz zu dem durch den motorisierten Tourismus verursachten hektischen Treiben in und um Agadez. Einige junge Tuaregs sitzen vor ihrer Hütte und laden uns zum Tee ein. Mehrmals wird die Zeremonie des Aufgießens aus einem Meter Höhe vor unseren Augen wiederholt. Die drei Teegläser, klein wie Schnapsgläser, werden so oft gefüllt, bis jeder einmal probieren konnte. Tuaregs in festen Behausungen anzusiedeln, sei schwer, meint Phil, noch schwieriger sei es jedoch, sie zu Bauern oder Gärtnern zu machen, ihm sei es jedoch gut gelungen, sie in die Arbeit auf dem Hof einzubinden, sie hätten im Vergleich zu den nichtseßhaften Tuaregs kein schlechtes Leben. Ich muß an unsere Nachtwächter denken, die den Gartenschlauch zum Bewässern nur dann in die Hand nehmen, wenn kein anderer Tuareg sie sehen kann.

Einen beschaulichen Anblick liefert uns eine junge, hochschwängere Frau beim Hirsestampfen. Sie hat ein sehr schönes Gesicht, sieht aus wie eine Haussa-Frau mit nordafrikanischem Einschlag, gehört zu der Sklavenfamilie und erledigt die Garten- und Hausarbeit. Beim rhythmischen Stoßen in den mit Hirse gefüllten, hölzernen Mörser, tanzen ihre langen, aus kleinen, bunten Früchten und Glasperlen bestehenden Ketten auf und ab. Andächtig sehen Carmen und ich zu. Ob ich auch mal dürfe, frage ich, ich darf. Doch der rechte Rhythmus mag bei mir nicht aufkommen, entweder schlage ich den Stößel zu fest, sodaß die Hirse aus dem Mörser spritzt, oder der Stößel bleibt im Mörser stecken, fliegt nicht wie bei der jungen Frau wieder hoch. Lachend nimmt sie mir das Gerät ab und zeigt uns, wie der Stößel, scheinbar wie von selbst, auf und ab tanzt.

Daß die "Sklaven" die Arbeit für die Tuaregs mitmachen, stört sie nach Phils Aussagen nicht, sie seien es von jeher gewohnt, kennen es nicht anders und haben durch die zugeordnete Rolle eine Lebensstellung.

Die Behausung Phils ist abenteuerlich karg, fast sind wir etwas beschämt, wenn wir an unsere, im Vergleich dazu luxuriös ausgestattete Wohnung in Kaduna denken, offenbar hat sich der junge Entwicklungshelfer daran gewöhnt, er kennt nichts anderes. Abends sitzen wir alle zusammen an einem roh gezimmerten Holztisch. Phil erzählt uns die Lehr-Philosophie seiner Organisation: Nicht Agrarwirtschaft, sondern Kleingärtnerei in mit Mauern eingefassten Gehöften. Sein Grundstück gilt als Musterhof für die Region. Ackerbau würde nach seinen Aussagen keinen Sinn machen, der rauhe, trockene Wind und der Flugsand würden alles schnell wieder zunichte machen. Doch als wir etwas genauer nachfragen nach der amerikanischen Hilfe, läßt Phil ein paar sarkastische Sprüche über seinen Einsatz an der "Wüstenfront" los. Nur noch ganze zwei Experten stellt seine Organisation für die gesamte

Region ab, sein Kollege, ein paar hundert Kilometer nördlich angesiedelt, wird demnächst wieder abziehen müssen, und er selbst bleibt auch nur noch ein Jahr. Ob das Projekt weitergeht, weiß er nicht. Es scheint ihm, als wolle seine Regierung nur Flagge an der Hilfsfront zeigen, um besser die laufenden Waffengeschäfte mit Niger abwickeln zu können. Seine Aktion sei nur ein Tropfen auf den heißen Stein, es bedürfe aber eines ganzen Regens, um etwas in diesem Land zu bewirken.

Am nächsten Morgen lassen wir uns Zeit mit dem Aufbruch, die ruhige, beschauliche Atmosphäre bewirkt bei uns kilometerbesessenen Reisenden, daß wir uns Zeit nehmen für ein langes, stressfreies Frühstück. Erst, als die Sonne schon recht hoch steht und der Wind wieder einsetzt, denken wir an die Weiterfahrt. Phil überlassen wir all unsere restlichen Konserven, die Tuaregs erhalten von uns Tee und Zucker. Die junge Haussafrau hatte es Carmen besonders angetan, deshalb bekommt sie einige Packungen Nudeln, die sie am Abend zuvor das erstmal probiert hatte und von denen sie ganz begeistert war. Carmen freut sich über eine lange Kette aus bunten Glasperlen, die sie als Gegengabe von ihr erhält.

Auf dem Weg nach Nigeria fragt sich Carmen, ob das die richtige Art ist, wie wir unter den Afrikanern leben:

"Der Phil bekommt doch vielmehr mit von dem Land, der lebt direkt mit den Leuten zusammen, wir dagegen leben im Luxus mit Steward und Gärtner, mit den Nigerianern haben wir doch kaum etwas zu tun."

"Aus Idealismus freiwillig auf warmes Wasser, Airconditioner und Komfort zu verzichten, das hätt' ich mit fünfundzwanzig vielleicht auch noch gebracht, der Ami reißt doch auch nur zwei Jahre in Afrika ab und bekommt seine Militärzeit dafür geschenkt - oder meinst du, der würde in unserem Alter auf seine Karriere verzichten und mit der Familie in die Wüste geh'n?"

"Du hast ja Recht", entgegnet Carmen, "aber trotzdem - manchmal denke ich, daß es moralischer wäre, wie Phil mit den Einheimischen zusammenzuleben."

"Aber das ginge nur für 'ne Weile, denk' bloß an unser'n Trip durch Kamerun, wie wir uns schon nach ein paar Wochen auf das schöne Bett und die warme Badewanne daheim gefreut haben. Und in Nigeria, wo jeder versucht, unser'n Lebensstil nachzumachen, mußt du nicht afrikanische Verhältnisse vorleben. Wir sind schließlich die Experten, wenn wir wie die Buschmänner leben würden, brauchte man uns nicht unser'n High-Tech-Kram abzukaufen, oder? Und davon leben wir schließlich!"

Carmen gibt nicht so schnell auf in dieser Auseinandersetzung, die Sache hat nämlich ihre zwei Seiten, das sieht sie wohl. Doch sie ist keine Entwicklungshelferin, sondern Lehrerin und unterrichtet die "verzogene Brut" der Weißen und keine kleinen, süßen Negerkinder.

Spät in der Nacht treffen wir wieder in Kaduna ein, ob wir unsere beiden Tuaregs beim Schlafen überraschen? Nicht wie üblich, schnell und laut hupend, sondern langsam, mit

abgeschaltetem Motor und ohne Licht rollen wir auf unser Eingangstor zu. Ich steige aus, das Außenlicht brennt, der Generator läuft, sonst rührt sich nichts. Nahe dem Tore kann ich Ahmadu im Liegestuhl sehen, hinten, auf dem Tisch unter der Gartenlaube liegt Ibrahim. Was soll's, ich wollte es ja nicht anders, denke ich, steige ins Auto, lasse den Motor an und fahre auf das Tor zu, das im gleichen Moment geöffnet wird. "Schnell reagieren tun sie ja wenigstens", meint Carmen, damit ist die Sache vergessen.

Am nächsten Abend, als Ahmadu und Ibrahim wieder zum Nachteinsatz erscheinen, erwarten sie ein Donnerwetter. Statt dessen zeige ich ihnen einen aus Agadez mitgebrachten bunten Ledersack, einen, wie ihn die Tuaregs als Kissen auf dem Kamel benutzen. "Agadez", sage ich nur und zeige mit dem Finger auf die entsprechende Stelle in der Straßenkarte. Als sie erfahren, daß wir auch in Tahoua waren, geraten sie ganz aus dem Häuschen, bekommen glänzende Augen, Tahoua ist ihre Heimatstadt.

Die Ausreise - beinahe profimäßig

Genüßlich schlürfe ich an meinem Campari, ohne Eis und ohne Soda. So läßt es sich aushalten. Carmen und ich liegen auf dem Liegestuhl in der Sonne vor dem Swimming Pool des Sheraton Hotels, des feinsten Hotels von Lagos, das für uns, die wir mit nigerianischem Geld bezahlen, recht preiswert ist. Die Kinder tummeln sich im Wasser, tauchen mit zwei französischen Jungen um die Wette. Diesmal können wir so richtig schön ausspannen und haben keinen Reisetreß. Wir sind extra einen Tag früher nach Lagos geflogen, da die Flüge aus dem Norden Nigerias alle hoffnungslos ausgebucht sind und man für die Flugreisen im Inland nicht vorausbuchen kann.

Wir haben die Ausreise aus Lagos schon ein halbes Jahr vorher gebucht, haben das OK in den Tickets und noch vor einer Woche von der nigerianischen Reiseagentur die Reservierungen bestätigen lassen. Außerdem fliegen wir diesmal mit der deutschen Fluggesellschaft, sie soll seriöser sein als zum Beispiel die niederländische, der man nachsagt, kurzfristig Passagiere von der Liste gestrichen und für Schmiergeld reichen Alhadschis den Vortritt gelassen zu haben. Dieses Wissen allein macht das Einchecken zu einem regelrechten Nervenkrieg, zudem wird man ständig von irgendwelchen Leuten, die sich als offizielle Angestellte des Flughafens oder des Reisebüros ausgeben, derart geschickt angedredet, daß man glaubt, wenn man nicht augenblicklich das tut, wozu man aufgefordert wird, geht überhaupt nichts mehr.

Das Wissen um all diese Dinge, man hat sich ja schließlich über Reisen in Nigeria umfassend informiert, treibt einen zunächst dazu, sich strikt an die Reiseorganisation der eigenen Firma zu halten, wie ein Kücken an seine Glucke. Falls man dann aus irgendeinem Grund nicht heim oder nicht rechtzeitig zurückkommt, was soll's, die Firma sorgt für eine Bleibe und kommt für alle Kosten auf.

Die Reises Strapazen sind dabei trotzdem sehr hoch und schnell finden sich Leute, die einen für beschränkt halten, weil man von dem "Buschflugplatz" Kano ausreist und nicht von dem "viel besser organisierten" Flughafen Lagos, an dem alles reibungslos und ohne Probleme laufen soll. Zudem kann man mit der Fluglinie, die die Firma festgelegt hat, oft nicht die gewünschten Anschlußflüge in Deutschland oder weitere Überseeflüge buchen. Die Anschlußflüge muß man zwar selbst bezahlen, sie sind aber verglichen mit in Europa gebuchten Flügen für in Nigeria lebende Leute um ein vielfaches billiger zu bekommen. Jedes Jahr spielen zunächst die Fluglinien nicht mehr mit, streichen Teile der Vergünstigungen. Wegen der hohen Inflation des Nairas läuft es jedoch schnell wieder auf die vorherige Situation hinaus. So kommt es, daß die in Nigeria lebenden Experten nach einigen Jahren bald alle Kontinente abgeklappert haben, selbst wer sich zunächst zurückhielt, wird durch die Reiseerzählungen der Weitgereisten, wenn es dem Ende seiner Vertragszeit zugeht, doch noch einen Welttrip buchen.

Uns sollte es nicht so ergehen wie einem meiner Kollegen, der, obwohl sein Flug von Lagos nach Europa schon ein halbes Jahr vorher gebucht war, in Kaduna nicht rechtzeitig wegkam und somit seinen Anschlußflug in Lagos verpaßte. Es dauerte drei Tage, bis er endlich in Lagos ankam. Und um aus Lagos innerhalb der Urlaubszeit herauszukommen, muß man schon viel Glück haben und Zeit aufbringen, die Flüge sind für Monate ausgebucht. Außerdem ist es schwierig, wenn man seinen Flug verpaßt hat, ein akzeptables Hotelzimmer zu erhalten. Zudem hatte ich es selbst erlebt, wie es ist, wenn man seinen Flug verpaßt. Diesen Stress, den ich mit einem Inlandsflug hatte, wollte ich nicht noch einmal durchmachen, schon gar nicht, wenn Frau und Kinder dabei waren.

Es war vor einem Jahr, ich wollte unseren Besuch aus Deutschland in Lagos am Flughafen abholen, fuhr also in aller Frühe in Kaduna auf den "International Airport" um nach Lagos zu fliegen. Eigentlich war Zeit genug, da der Besuch, Carmens Schwester und ihr Mann, erst abends in Lagos eintreffen sollten. "Harmatan", der von Flugreisenden gefürchtete Sandnebel, der viele Flüge zum Scheitern verurteilte, gab es nicht mehr, es war schon Mangozeit, die beginnende Regensaison im Frühjahr. Und dennoch, gerade, wenn man es nicht erwartet, fallen die Flüge aus. Warum die Flüge ausfallen und wann der nächste geht, ist oft schwer zu erfahren. Das heißt, ich verbrachte den ganzen Tag auf dem Flughafen in Kaduna, stand

ständig unter Strom, nur um es nicht zu verpassen, falls doch noch ein Flieger eintreffen sollte, der nach Lagos flog.

Die nigerianische Fluggesellschaft hatte zwar einen regelmäßigen Liniendienst, aber das Hauen und Stechen, das jedesmal vor dem Flugzeug entstand, wollte man, wenn möglich, vermeiden. Also versuchte ich mit einer der vielen kleinen Fluggesellschaften, die von ausländischen Unternehmen geleitet werden, zu fliegen. Diese Gesellschaften, zwar oft noch mit einem weißen Piloten als Aushängeschild bestückt, sind nach einigen Jahren dermaßen nigerianisiert, daß kaum ein Unterschied zu der inländischen Linie feststellbar ist.

An jenem Tag im letzten Jahr ging jedenfalls nichts mehr. Die nigerianischen Maschinen waren faßt alle ausgefallen, teils in Europa wegen nichtbezahlter Wartung festgehalten, wegen Reparaturarbeiten nicht einsatzbereit oder weil der teure Flugsprit nur noch bar bezahlt werden konnte und kein Geld da war. Ich versuchte mein Glück also mit einer der "Joint-venture" Gesellschaften und verbrachte die meiste Zeit im Funkraum der belgisch-nigerianischen Fluglinie, um aus erster Hand die Funkprüche aus Kano mitzubekommen, falls doch noch eine Maschine eintreffen sollte.

Es ging schon auf den Abend zu, ich machte mir Sorgen um Schwager und Schwägerin, die bald in Lagos eintreffen und ohne mich verloren auf dem Flughafen herumstehen würden und versuchte, das Bodenpersonal dazu zu bewegen, daß die Maschine, die in Kano bereitstand, noch nach Kaduna käme und einen Extraflug, wie es manchmal gemacht wurde, durchzuführen. Passagiere wären wir genug gewesen, also machte ich Stimmung unter den Leuten, damit das Bodenpersonal in Kano anfunken sollte, um die Maschine zu ordern. Es sah schon ganz danach aus, jeder machte jedem Hoffnung, die Maschine würde schon noch kommen, die meisten blieben bis spät abends, jedoch vergebens.

Müde wollte ich ins Bett gehen, mußte aber noch nach Lagos telefonieren und versuchen, jemanden zu erreichen, der einen Fahrer zum dortigen Flughafen schicken würde, um unseren Besuch abzufangen und in das Hotel zu bringen, in dem ich für unsere Übernachtung gebucht hatte.

Am nächsten Morgen war ich wieder einer der ersten in Kaduna auf dem Flugplatz, um mit der erstbesten Maschine nach Lagos zu fliegen. Es gelang mir auch, ein Ticket zu ergattern, aber durch den Ausfall der Flüge am vorherigen Tag wollten dermaßen viele Leute nach Lagos, daß offensichtlich war, das Ticket allein würde nicht reichen, um mitzukommen.

Es gab noch eine ziemliche Rangelei. Als ich mitbekam, daß der Flieger landete und zum Einsteigen bereit war, ging die Schieberei beim Schlangestehen auch schon los. Als ich die Schlange erreichte, war mir klar, daß ich so nicht an Bord kommen würde. Neben mir stand ein europäisch gekleideter Nigerianer und ich ließ an ihm meinen Unmut darüber aus, daß ich weit hinten in der Schlange stand, redete mit deutschen Flüchen stellvertretend für seine

ganze Nation auf ihn ein, er lachte mich nur an und wiederholte einen meiner derben Flüche in deutsch. Ich mußte ebenfalls lachen, geärgert hatte ich mich eigentlich schon genug, die Situation war so verfahren, was sollte da noch Schlimmes passieren?

Der freundliche Nigerianer gab mir zu verstehen, daß er bestimmt mitkommen würde und ich sollte es ebenfalls versuchen. Die Maschine war ausgerollt, die ankommenden Passagiere gingen die Gangway herunter, konnten aber nicht weiter, weil die andrängende Menschenmasse ihnen keinen Platz zum Verlassen der Treppe ließ. Die Ordnungskräfte drückten die andrängenden Menschen zur Seite, es entstand ein Durcheinander in der Schlange, die sich nun gänzlich auflöste und eine ungeordnete Traube bildete.

Jetzt oder nie, dachte ich mir, rannte unter den Flieger und drängte mich von hinten an die Treppe heran. Es klappte, ich war mit einer im ersten Drittel derjenigen, die an Bord gelangten. Nachdem ich mir einen Platz ergattert hatte, sah ich zu meinem Erstaunen zwei Sitze vor mir den Nigerianer mit Deutschkenntnissen wieder. Nach meinem "Hallo, auch geschafft?" gratulierte er mir zu meinem Erfolg, so als hätte ich gerade bei einer Sportveranstaltung einen der ersten Plätze errungen.

Als ich einen Tag verspätet in Lagos mein Hotel aufsuchte und mich nach der Anwesenheit unseres Besuches erkundigte, erklärte man mir, daß dieser nicht da sei und auch nicht hier übernachtet habe. Jetzt verstand ich gar nichts mehr, hatte sie der Fahrer nicht gefunden, waren sie in irgendein anderes Hotel gegangen oder vielleicht schon auf eigene Faust losgeflogen? Vielleicht waren sie so verärgert über mein Nichterscheinen, daß sie mit der nächsten Maschine wieder nach Deutschland zurückgekehrt sind?

Das nächstliegende war, am Flughafen bei der italienischen Linie anzurufen und nachzufragen, ob die Maschine vom Vortag überhaupt eingetroffen sei. Nichts schien leichter als das. Jede Verbindung nach Europa kam zustande, aber innerhalb von Lagos ein anderes Stadtviertel zu erreichen, war ein anderes Ding. Ich versuchte es wieder und wieder, es war zum Verzweifeln. Schließlich bekam ich Verbindung mit einem Bekannten, der in Lagos bei einer deutschen Firma arbeitete. Er schaltete, meine Lage erkennend, sofort, spielte für mich in einem telefonisch erreichbaren Stadtviertel Relaystation, rief für mich bei der Fluggesellschaft an und meldete mir fünf Minuten später, die betreffende Maschine sei in Rom nicht weggekommen und würde erst heute, einen Tag später, eintreffen. Die ganze Aufregung war für die Katz' gewesen. Ein Glück, dachte ich mir, daß in mancher Beziehung Afrika schon in Italien anfängt.

Als am Nachmittag die Maschine aus Rom mit Schwager und Schwägerin eintraf, stand ich bereits an der Paßkontrolle und nahm die beiden in Empfang. Jetzt konnte ich doch noch zeigen, wie man als alter Hase in Nigeria unbehelligt durch Paß- und Zollkontrolle kommt. Da ich indirekt über meine Arbeit mit der Armee zu tun hatte, reichte es aus, daß ich meinen

Firmenausweis dem vom Militär gestellten Flughafenpersonal zeigte und ich konnte mit meinem Besuch und Sack und Pack die Kontrollen passieren. Mein Schwager hatte nicht schlecht geschwitzt, da ihm mit dem für mich mitgebrachten Computer nicht ganz wohl zumute war. Aber ich hatte ihm geschrieben, das ginge schon in Ordnung, da ich sie selbst abholen würde.

In Hamburg und Rom hatte er mit seinem Computer im Handgepäck größte Schwierigkeiten gehabt und mußte das Ding zum Laufen und Klingeln bringen, bis man ihm die Rechenanlage glaubte und nun spazierte ich mit den beiden, dem Rechner unter den Arm geklemmt, durch die Sicherheitskontrolle für den Flug nach Kaduna. Ein großzügig spendierter Zwanzig-Naira-Schein ließ alle neugierigen Fragen der beiden Frauen an der Kontrolle, was wir ihnen denn aus Deutschland mitgebracht hätten, verstummen und ich konnte erneut gegenüber meinem Schwager den großen Zampa markieren, daß er allein schon über die Einreise-"Kontrolle" genügend Gesprächsstoff zu Hause haben würde.

Der Rückflug nach Kaduna, die chaotische Gepäckaufgabe und Sitzplatzergatterung klappten hervorragend, nachdem ich weiterhin die Rolle des spendierfreudigen und mit seinem Ausweis imponierenden Managers beibehielt. Unser Besuch bekam somit gleich vorgeführt, wie Nigeria funktioniert. Mit locker sitzenden Nairas, für jeden ein kleines "Dashi-Dashi", und wenn es nur ein billiger Aufkleber ist, mit einer witzigen Bemerkung zur rechten Zeit oder mit lautem Imponiergehabe, je nachdem, was gerade gefragt war, läuft so ziemlich alles, und man hat selten Schwierigkeiten. Nur eines durfte man nicht, Recht haben und die Leute belehren wollen, damit erreichte man mit größter Sicherheit nur Scherereien und Unannehmlichkeiten.

Diesmal war bei uns jedenfalls alles Paletti, auch für die Rückreise war bereits das Hotelzimmer reserviert und wir hatten dafür ausreichend Geld im Hotel deponiert, da man aus Nigeria Landeswährung nur in geringem Umfang ausführen durfte. Sämtliche Beschränkungen sind weder verständlich noch für das Land wirkungsvoll. Die Ausfuhrbeschränkungen können von Nigerianern, die Konten im Ausland oder Kontakte zu Ausländern haben, ohnehin umgangen werden. Die Ausländer selbst kaufen oder verkaufen ihre Nairas gegen harte Währung je nach Bedarf. Was man eigentlich ein- und ausführen darf, ob nun Geld oder Sachen, all das ist ein bißchen unklar. Ob man will oder nicht, man bewegt sich ständig am Rande der Legalität, da man oft nicht umhin kann, die unsinnigen Beschränkungen zu durchbrechen.

Die Ein- und Ausreise sind, insbesondere wenn man neu im Land ist, immer etwas Besonderes und mit Stress verbunden. Vor allem bei der Ausreise ist man regelrecht erleichtert, wenn der Flieger abhebt, denn bis zur letzten Minute ist oft nicht klar, ob man

seinen Sitz behält oder in letzter Minute wieder aussteigen muß. Jedes Jahr finden Maßnahmen statt, vor allem im Norden Nigerias, um die Abfertigung reibungsloser zu gestalten. Aber das alte Chaos setzt sich immer schnell wieder durch.

Aber, wie gesagt, wir waren jetzt schon drei Jahre im Lande, uns konnte so leicht nichts Schlimmes mehr passieren. Wir haben noch den ganzen Nachmittag und den nächsten Morgen Zeit, liegen faul am Schwimmbecken herum, machen am nächsten Tag noch einen Ausflug zum Strand, kaufen noch verschiedene Mitbringsel und Geschenke ein und fahren in aller Ruhe am späten Nachmittag zum Flughafen.

Wir haben noch viel Zeit bis zum Einchecken, also gehen wir noch in ein Restaurant mit nigerianischer Küche, das viele Gepäck wird von fünf Jungen auf zwei Wagen verteilt und sie schieben hinter uns her, wo immer wir hingehen. Wir wollen noch ins Restaurant, fragt sich nur, in welches? Warum sollen wir nicht noch zum Abschied "lokal" essen? Den Gepäckschiebern geben wir zu verstehen, daß es etwas länger dauern werde und sie nicht warten müssen. Erst, nachdem ich etwas deutlicher zu verstehen gebe, daß wir sie nicht mehr brauchen, willigen sie ein und lassen sich bezahlen.

Wir sind die einzigen Weißen im "Local"-Restaurant. Die Bedienung ist prompt, empfiehlt uns zu warten, es werde gerade eine neue Suppe gekocht. Es dauert doch ein bißchen länger, die Kinder toben bereits durch den Saal. Nach einer halben Stunde kommt die Gemüsesuppe mit allerlei Magen- und Darmeinlagen. Wir machen gute Miene zum bösen Spiel, denn für uns sind die Einlagen nicht herunterzukriegen. Carmen müht sich redlich, ich gebe nach einer Weile auf, schlürfe lediglich das Suppenwasser und trinke dafür noch ein Bier. Das nächste Mal werden wir doch lieber wieder europäisch oder chinesisches essen gehen.

Wir schlendern noch gemütlich durch die Verkaufsläden in der Abflughalle und nachdem der Schalter der deutschen Fluglinie aufmacht, gehen wir hin und stellen uns in die Schlange. Es sind vielleicht zwanzig Leute vor mir, das wird etwas dauern.

Ich stelle mich allein in die Business Class - Schlange, Carmen nimmt mit den Kindern noch Platz, das Gepäck schiebe ich mit mir weiter. Ich bin überhaupt nicht nervös, vertraue auf die Seriosität der deutschen Fluglinie. Nach etwa einer halben Stunde bin ich an der Reihe. Ich sage der nigerianischen Frau meinen Namen, sie geht die ausgedruckte Computerliste durch, kann ihn nicht finden. Noch mal das Ganze, nachdem ich ihr den Namen aufgeschrieben habe. Nichts. Ich nehme die Liste in die Hand und gehe sie selbst durch. Unsere Namen sind nicht auf der Liste, auch nicht ähnliche. Die Frau meint, ich solle doch mal auf der Tourist Class- Liste schauen, wahrscheinlich sind wir da aufgeführt. Ein Blick zur Schlange für die Touristenklasse, etwa fünfzig Leute schieben und drängen sich um den Schalter.

"Nein, ich gehe hier nicht weg, ich habe Business Class im Ticket, mit OK, gehen sie bitte selbst rüber und sehen sie nach."

"Ich kann hier den Platz nicht verlassen, dann müssen sie eben warten, bis ich mit den anderen fertig bin".

Ich weiß, wenn ich erst einmal von meinem Platz am Eincheck-Tresen weg bin, komme ich so schnell nicht mehr an jemanden heran, der mir weiterhilft.

"Bevor ich nicht meine Bordkarten habe, werde ich hier nicht weggehen, holen sie bitte den Manager, jetzt sofort bitte!"

Diesmal spreche ich mit Nachdruck, um den Ernst meiner Forderung zu unterstreichen. Die Frau, eine kleine Angestellte, ohne besondere Befugnisse, ist überfordert, sie winkt die einzige deutsche Frau herbei, eine Angestellte der Fluglinie, die mit der Aufsicht für die Abfertigung betraut ist. Ich erkläre meine Situation, ganz ruhig, ohne Hast, alles wird sich finden.

Sie läßt sich meine Tickets geben, ohne ein Wort zu verlieren, geht sie die Namensliste durch. Nach meiner Frage, ob wir vielleicht versehentlich auf der Touristenklasse aufgeführt wurden, geht sie hinüber und studiert die andere, etwas längere Liste. An ihrer Miene kann ich absehen, daß wir auch dort nicht verzeichnet sind.

Auch sie ist mit dem Problem überfordert und weiß nicht, wie sie mir weiterhelfen soll.

Noch bin ich ganz ruhig, ich weiß, daß ich im Recht bin und die Fluggesellschaft mir weiterhelfen wird. Sie sagt mir, ich solle eine Weile warten, sie würde den Manager rufen, der könne den Computer einsehen und alles regeln.

Meine Ruhe, die ich zunächst bewahren konnte, schwindet mehr und mehr, die Drängelei neben mir und erst recht das Geschrei und Geschiebe am Podest für die Touristenklasse steckten mich langsam an und lassen mich Böses ahnen.

Ich rufe Carmen herbei, ohne meinen Platz am Abfertigungs-Tresen zu verlassen, erkläre ihr die Situation und daß wir jetzt alle zusammen Druck machen müssen, sonst lassen sie uns hier sitzen. Carmen kann gar nicht verstehen, warum es Probleme geben soll, holt aber Gina und Michel zur Verstärkung herbei, hat doch die deutsche Fluglinie immer ein besonderes Getue mit Kindern, zumindest was das Einsteigen in den Flieger anbelangt.

Zu viert stellen wir uns erneut vor der nigerianischen Frau mit den Bordkarten auf, und ich verlange den Manager zu sprechen. Die Nigerianerin ruft erneut die deutsche Aufsichtsperson. Diese sieht zu uns her, zuckt aber nur mit den Schultern, was soviel heißen soll wie, ich komme hier auch nicht klar, ich kann ihnen nicht helfen.

Ich werde langsam ungeduldig, gehe hinter den Tresen in den Abfertigungsraum und gebe der deutschen Angestellten zu verstehen, sie solle jetzt den Manager rufen, ganz egal, wo er sich aufhält. Sie sieht wohl ein, daß sie mich nicht länger hinhalten kann und ruft über ein Funkgerät mehrmals den Manager, einen Herrn Leiser.

Nach ein paar Minuten kommt Herr Leiser nach vorne an den Abfertigungsschalter. Da ich ihn an seinem Funkgerät erkenne, gehe ich ihm entgegen, schildere ihm kurz die Situation. Er

macht keine Anstrengung, uns zu helfen, im Gegenteil. Ich sei selbst schuld, ob ich denn nicht wisse, daß die Reservierungen bestätigt werden müßten. Ich traue meinen Ohren nicht, einerseits habe ich die Tickets erst vor ein paar Tagen erhalten, andererseits wird von der deutschen Fluglinie ausdrücklich keine Bestätigung verlangt.

Herr Leiser gibt mir zu verstehen, daß ich als einer, der in Nigeria lebt, doch selbst am besten wissen müsse, daß hier alles anders sei und in Lagos müssen selbstverständlich auch bei dieser Fluggesellschaft die Flüge bestätigt werden.

Ich bringe mein Erstaunen zum Ausdruck, gebe ihm zu verstehen, daß ich diese Behandlung von einer, wie ich glaubte, zuverlässigsten aller Gesellschaften, nicht erwartet hatte. Herr Leiser bleibt der Version, mich als den Dummen hinzustellen, der sich seine mißliche Lage selbst zuzuschreiben hat.

Auf Carmen und die beiden Kinder, die dicht neben mir stehen, hinweisend, versuche ich, ihn auf der menschlichen Ebene anzusprechen und daß nur er uns jetzt weiter helfen könne. Er bleibt unberührt. Schließlich bittet er mich nach hinten in einen der Büroräume. Am Computer zeigt er mir, daß ein Reisebüro "Elephant Travels" in Lagos die Buchung vor zwei Tagen gestrichen hat. Mir ist klar, er weiß, daß unsere Streichung aus dem Computer regelwidrig war, ob mit oder ohne sein Wissen, ich gehe aber trotzdem davon aus, daß er uns zu einem Platz in der Maschine verhelfen wird. Er gibt mir zu verstehen, daß er später mehr Überblick habe und er uns eine Stunde vor Abflug Bescheid sagen wird. Ich lasse mich zunächst einlullen, was soll ich auch machen, ich habe keinen anderen, an den ich mich in dieser Lage wenden kann.

Es wird immer später am Abend, die Kinder sind müde und wir bekommen immer noch keine Bordkarten. Die deutsche Frau am Schalter will sich nicht darauf einlassen, uns an die Spitze der Wartelisten zu setzen, dies würde einen sicheren Platz im ausgebuchten Flugzeug bedeuten, da die Flüge aus Afrika in der Regel fünf bis zwanzig Prozent überbucht sind wegen Doppelbuchungen. Sie schafft es jedenfalls uns bis nachts um zwei auf dem Flugplatz zurückzuhalten, sie macht uns Hoffnung, doch noch mitzukommen. Angeblich fehlen einige Bordkarten, es ist ihr nicht möglich festzustellen, ob die Karten ausgegeben wurden oder nicht. Wir sollen deshalb unser Gepäck nicht aufgeben, sondern mit Sack und Pack durch die Kontrolle zur Einsteig-Stelle gehen. Vor Abflug soll festgestellt werden, ob noch Plätze frei sind oder nicht.

Ich lasse mich auf dieses abenteuerliche Spiel ein. Man stelle sich so etwas in Europa vor, jemand will mit Frau und zwei Kindern, zwei Gepäckwagen bis obenhin voller Koffer und ohne Bordkarten direkt zum Flugzeug. Die "Flexibilität" der nigerianischen Paßkontrolle und Sicherheitsüberprüfung wird letztlich zu unserem Nachteil, denn, wie wir am Einsteig- Gate feststellen müssen, warten noch ein Dutzend anderer verhinderter Passagiere und hoffen auf

einen freibleibenden Platz. Die Stimmung unter den Wartenden ist entsprechend, jeder ist des anderen Konkurrent. Schließlich werden wir alle zusammen durch die Tatsache verhöhnt, daß kein einziger Platz freigebblieben ist. Am Rande des Ganzen spreche ich mit deutschen Stewards, die an diesem Abend Dienst in der Maschine haben und sich ein bißchen die Beine vertreten. Sie können die Umstände nicht verstehen, auch, daß nur ein kleiner Airbus und nicht eine größere Maschine in der Urlaubszeit eingesetzt wird. Mein Bild von den Deutschen, die immer alles am besten organisieren, korrekt und zuverlässig sind, wird in dieser Nacht ganz schön angeknackst.

Zu dem ganzen Frust müssen spät in der Nacht die nicht voll übertragbaren nigerianischen Tickets für andere Fluglinien freigegeben werden, damit wir die Möglichkeit haben, mit anderen Fluggesellschaften mitgenommen zu werden.

Da der Grundsatz "Ein Unglück kommt selten allein" auch und vor allem in Afrika gilt, ist die anschließende Fahrt durch Lagos von einem überfüllten Hotel zu einem anderen die Krönung des ganzen "Abend-teuer"s.

Das Sheraton ist natürlich ausgebucht und fühlt sich nicht verpflichtet, uns unterzubringen. Selbst Geldangebote helfen nicht. Der Manager ist nachts nicht zugegen, das anwesende Personal hat zu wenig Befugnis, "dashi-dashi" hilft nicht weiter.

So ziehen wir mit Taxi zu einem Hotel, das todsicher, wie uns ein Sheraton- Angestellter versichert, noch Zimmer frei hat. Unterwegs schikaniert uns die Polizei, der Taxifahrer hat keine gültige Lizenz, wir müssen das Schmiergeld für den Polizisten bezahlen, damit wir weiter können.

Nach zwei vergeblichen Hotelanläufen fahren wir wieder zurück zum Sheraton, dieses Hotel, indem wir die Nacht vorher verbracht hatten, wird noch am ehesten zu bewegen sein, uns eine Bleibe für die restlichen Nachtstunden zu arrangieren.

Dort angekommen, geben wir dem Personal zu verstehen, daß wir das Hotel nicht mehr verlassen werden. Den Taxifahrer ohne Lizenz schicken wir vorsorglich weg. Jetzt erst bemüht sich der Nachtportier, ein Zimmer in einem anderen Hotel zu erfragen. Erst als ich den Portier des betreffenden Hotels selbst am Telefon sprechen kann, willige ich ein, das Sheraton zu verlassen.

Am nächsten Morgen fahren wir erneut zum Flughafen, telefonieren hat sowieso keinen Zweck. Nachdem wir fünf verantwortliche Manager von nach Europa fliegenden Gesellschaften gesprochen haben, sind der italienische und der schweizerische Chef bereit, uns die ersten Plätze auf der Warteliste zu geben.

Wir haben Glück, noch am gleichen Abend fliegen wir mit einer italienischen Fluglinie nach Rom, erleben morgens einen wunderschönen Sonnenaufgang im noch verschlafenen Rom und sind wieder im Reinen mit Gott und der Welt. Die zwei Stunden Aufenthalt bis zum

Weiterflug nach Frankfurt nutzen wir für eine Rundreise mit dem Taxi durch Rom. Daß der Taxifahrer uns nach dem Bezahlen hinterher schimpft, weil sein Tachometer mehr anzeigt, als wir ihm bezahlt haben, macht uns überhaupt nichts aus. Vorher haben wir schließlich einen Pauschalpreis vereinbart, jetzt tut er so, als wisse er von nichts mehr, "ih nix versteh'n deutsch, no inglis". Wären wir nicht gerade aus Afrika gekommen, hätten wir in solch einer Situation bestimmt Skrupel, uns nicht übers Ohr hauen zu lassen.

"Zurück, bevor du verbuschst"

Die Sonne senkt sich unwiderruflich, viel Zeit verbleibt mir nicht mehr. Zum letzten Mal bin ich heute mit dem Drachen aufgestiegen, Walter setzt gerade zur Landung an, er bleibt noch länger in diesem Land, vielleicht noch ein halbes Jahr oder mehr. Die Kisten für den Umzug sind schon alle gepackt, bis auf die eine für den Flugdrachen, mit dem ich heute noch einmal fliege.

Noch eine Stunde bis es dunkel wird, eine Stunde Zeit, um von hier oben aus Abschied zu nehmen von Afrika. Zwar nehmen meine Sinne die Weite des Landes auf, den flachen Horizont, der wie mit Höckern durchsetzt ist von einer Reihe von Inselbergen, den Himmel, blaugrau auf der Schatten-, rötlich-gelb auf der Sonnenseite, doch meine Gedanken ziehen Resümee, wägen ab, ob es richtig ist, schon zu gehen.

Dieser Abschied ist anders als die Abschiede von früheren Lebensabschnitten. Einerseits fällt er Carmen und mir leicht, da wir mit der Gewißheit heimkehren, nicht wirklich hierherzugehören, dies ist nicht unser Land, und einmal müssen wir ja zurück. Doch zugleich ist uns deutlich geworden, daß wir nicht nur für ein paar Jahre Gäste in Afrika waren, sondern überhaupt nur die Rolle des Gastes auf dieser Welt spielen, egal, wo wir uns anschließend wieder einbürgern. Erst, nachdem wir uns in einer anderen kulturellen Welt bewegten, war uns mehr und mehr klargeworden, daß der Zufall, das Schicksal, oder was immer man dafür verantwortlich macht, uns nach Europa verschlagen hat. Das Deutschsein war mehr oder weniger eine Frage des "Stammes" unter den Weißen und nicht so sehr wichtig, wie wir vielleicht noch vor unserem Afrikatrip glaubten. Diesen Abschied erleben wir bewußter, er macht uns nachdenklicher in Bezug auf unsere Rolle, die wir in dieser Welt spielen. Für Gina und Michel dagegen ist Afrika ein Stück ihrer bewußten Kindheit, sie werden zwar nicht darüber nachdenken, warum sie ausgerechnet Deutsche sind und nicht Afrikaner, doch sie werden bestimmt noch nachhaltiger als die Erwachsenen von den Erinnerungen beeinflusst bleiben.

Lange haben wir überlegt, ob wir noch länger im Land bleiben, noch um ein weiteres Jahr verlängern sollten. Meine Firma hätte mich gerne noch ein Jahr in Nigeria behalten, Carmen und vor allem die Kinder, waren dafür, noch zu bleiben. Doch vier Jahre sollten genug sein, mit jedem Jahr, das man länger blieb, wurde das Risiko größer, zu Hause den Anschluß im Beruf zu verlieren.

Je mehr man sich an die Freizügigkeit gewöhnt hat, die man als Europäer in Afrika genießt, die Freizügigkeit, von der europäischen Firma nach europäischen Maßstäben reichlich und steuerfrei entlohnt zu werden, einen Lebensstil zu führen, wie ihn sich in Europa nur die besser Bemittelten gestatten können, desto mehr gerät man in Abhängigkeit von seinen neu erworbenen Gewohnheiten. Und die Möglichkeit für die Europäer in Afrika, ihren Freizeitaktivitäten nachzugehen, sind in Europa längst passeé: Das ganze Jahr hindurch leichtbekleidet Motorrad zu fahren, mit dem eigenen Pferd durch den Busch zu reiten, mit dem Allrad-Fahrzeug kreuz und quer das Land zu durchstreifen, die Wochenenden, Sommer wie Winter, Campingausflüge in die Berge zu machen.

Selbst wer hier nicht des Geldes wegen war, konnte abhängig werden von den Freizügigkeiten, die das Leben und der Beruf bei der Bewältigung der Aufgaben bot. Das galt für den amerikanischen Entwicklungshelfer oder die irische Ordensschwester gleichermaßen wie für den italienischen Geschäftsmann, der sich selbständig macht und um seine Existenz kämpfen muß.

Doch die Gefahr bestand für einen qualifizierten Angestellten, daß man aus Angst, diese Freizügigkeiten zu verlieren, sich bei längerem Bleiben den Rückzug nach Europa versperrte. Die "Verbuschung" geschah in Etappen, für den Betroffenen oftmals nicht selbst wahrnehmbar.

Mit Interesse hatte ich die Auseinandersetzung um das Für und Wider des Auslandeinsatzes für Fachkräfte in einer deutschen Zeitschrift verfolgt: Häufig passierte den Auslandsentsandten das, was in einem kritischen Artikel als "während der Flußüberquerung die Pferde wechseln" genannt wurde, nämlich während des Aufenthaltes im Ausland die Firma wechseln. Die Bedingungen würden bestimmt nicht günstiger werden, da man nur die Vorzüge im Ausland vor Augen habe, nicht jedoch die Maßnahmen der Wiedereingliederung im Entsendungsland.

Ein Aufenthalt bis fünf Jahre ist durchaus von Vorteil, die beruflichen Chancen steigen nach dem Auslandseinsatz. Da man im Normalfall mit weniger Bürokratie als in Deutschland zu kämpfen hat, steigt die Möglichkeit der Einflußnahme in seinem Aufgabengebiet beträchtlich. Daß vieles, was man durch seinen Einsatz in Afrika aufbaut, nur solange vorhält, wie man persönlich darauf Einfluß hat und alles schnell wieder beim Alten ist, wenn man nicht mehr präsent ist, das kann einen wenig stören, man bekommt es ohnehin nicht mit.

Hatte man erst einmal die Firma gewechselt und sich den gesicherten Rückzug in das Entsendungsland verbaut, blieben am Ende der Vertragszeit oft nur zwei Möglichkeiten: Entweder man blieb im Land und arbeitete für Landeswährung, für enorm viel Geld für afrikanische Verhältnisse, jedoch war das viele Geld in ein paar Monaten nur noch die Hälfte wert oder man suchte sich den nächsten Auslandsjob bei einer europäischen Firma. Beides konnte man unter den Europäern in Nigeria häufig beobachten.

Darüber hinaus gibt es selbständige Geschäftsleute, wie den Hamburger Kaufmann Rudi, der sich eine Unternehmensberatung in Nigeria aufgebaut hatte. Mit der Seriosität und Zahlungskraft der Geschäftspartner ist es jedoch nicht weit her, folglich ist die finanzielle Ungewissheit trotz eifrigen und cleveren Bemühens recht hoch. Rudi kann sich schwer vorstellen, in Deutschland wieder als "abhängig Beschäftigter", eingebettet in eine Firmenhierarchie, zu arbeiten.

Doch es gibt auch Leute wie Konrad, den Kraftfahrzeugmeister, der davon träumt, in Deutschland ein eigenes Geschäft aufzumachen, dafür aber jedes weitere Jahr eine weitere Summe aufsparen will, um daheim sicher anfangen zu können. Er wird wohl noch weitere Jährchen im "Busch" verbringen, hat inzwischen eine nigerianische Frau und Kinder und findet vermutlich immer wieder neue Gründe, um zu bleiben. Ein Nachbar von Konrad, ebenfalls ein Deutscher, führte ihm beispielhaft vor, wie schwierig es ist, mit einer nigerianischen Frau in Deutschland heimisch zu werden: Seine Frau kam überhaupt nicht zurecht, es war für beide eine Katastrophe. Nach einer Urlaubsreise zurück nach Nigeria setzte sich der Ehemann unversehens allein wieder ab, seine Frau blieb in Nigeria.

Vollends "verbuscht" waren jedoch Leute wie Franz, der seinen Job als Mechaniker bei einer österreichischen Firma nur als Basis verstand, um seine ausgedehnten Wochenendtrips in die Jagdreviere vorzubereiten. Er hatte sich eine Hütte im Busch gebaut, lebte mehr als Tarzan auf der Pirsch, denn als Mechaniker. Als es aus war mit seinem Job, machte er sein Hobby zum Beruf und wurde Farmer und Jäger, warum nicht? Wenn man erst einmal ein weißer "Bushman" geworden ist, kann man das Leben eines Verbuschten umso ungenierter genießen.

Je länger man von dem abgesicherten Leben in Europa weg war und einem das "ungesicherte" Leben der Afrikaner vor Augen geführt wurde, desto weniger klammerte man sich an das vor allem den Deutschen beherrschende Sicherheitsdenken.

Vier Jahre Afrika sind jedoch noch nicht zu viel, mein Sicherheitsdenken und Planen für die Zukunft funktioniert noch voll, also bleibt für mich und meine Familie keine Alternative: "Zurück, bevor du verbuschst", ein gängiger Spruch unter Deutschen in Nigeria.

So wie die beiden Gesichter des Inselberges, den ich ein letztes mal überfliege, mit einer schönen runden, einladenden, begehbaren Seite nach vorn, jedoch einer zerklüfteten, rauhen,

für den Besteiger gefährlichen Seite nach hinten, so verhält es sich wohl auch mit dem Für und Wider eines längeren Aufenthaltes in Afrika: Man fühlt das Leben intensiver, sowohl die beruflichen, als auch die außerberuflichen Aktivitäten lassen mehr Freizügigkeit für den Einzelnen zu. Das ist die eine Seite, und finanziell versüßt wird sie für die meisten noch dazu. Doch darin liegt zugleich die gefährliche, zweite Seite am Inselberg Afrika: Bei zu langem Bleiben kann man sich mit den eigenen, lieb gewonnenen Gewohnheiten in Abhängigkeit bringen, verliert sich im Dschungel der Freizügigkeit, während der Verkaufswert auf dem heimischen Arbeitsmarkt sinkt, weil man heraus ist aus der sich rasch wandelnden Struktur der Arbeitswelt.

Ein flatternder Vogel unter mir reißt mich aus meinen Gedanken. Tatsächlich, es ist Hansi, ich erkenne ihn an seinem Flugstil und an einer Lücke der Federn am rechten Flügel. Ich mache kehrt, drossle den Motor und fliege an die Stelle zurück, an der der Vogel flatternd im Aufwind des Berges steht. Kein Zweifel, es ist der Falke, den wir vor ein paar Wochen hier freiließen. Jetzt fliegt er in ein kleines Waldstück am Fuße des Granitfelsens, das ist wohl seine neue Heimat geworden. Sentimentale Gefühle kommen in mir auf bei dem Gedanken an den braunen Falken, der mir sehr vertraut geworden war.

Es hatte mich und Joseph viel Mühe gekostet, ihn von einem Findling, der angeblich aus dem Nest gefallen war, soweit aufzuziehen, daß er selbständig Eidechsen und Grillen fangen konnte. Täglich eine Stunde hatte ich die letzten Monate, nachdem unsere Rückkehr nach Deutschland feststand, mit dem Greifvogel geübt, wie man Eidechsen fängt. Er sollte eine Überlebenschance haben, mußte mehrmals solange hungern, bis er aggressiv genug war, um sich seine Beute selbst zu fangen. Dabei hatte ich mich an den Vogel gewöhnt, seine schrillen Schreie werde ich wohl so schnell nicht vergessen. Als ich mit Carmen und den Kindern den Vogel hier am Felsenberg aussetzte, war uns etwas wehmütig zumute, er war der erste, von dem wir uns verabschiedeten. Hansi hat jedoch hier echte Überlebenschancen in einem schönen Jagdgebiet: Der Granitberg dient als Aufstiegsbasis für seine Erkundungsflüge, beherbergt viele Eidechsen. Bäume und Gestrüpp, viele Tauben und allerlei Kleingetier sind vorhanden, zudem eine Schlucht, die das ganze Jahr über Wasser führt. Noch einmal kreise ich über dem Wäldchen, Tschüß Hansi, du hältst hier die Stellung, ich muß mich verabschieden.

Die Sonne ist nicht mehr zu sehen am diesigen Horizont, in ein paar Minuten ist es vollkommen dunkel, die Flughunde, die stets bei Dämmerung auftauchen, ziehen auf gleicher Höhe an mir vorbei. Walter hat, wie vereinbart, die Scheinwerfer an unseren beiden Fahrzeugen eingeschaltet und das Landefeld beleuchtet. Auf dem Weg zum Startplatz überfliege ich das kleine Dorf mit den Bewohnern, die uns all die Zeit das Gras und Gestrüpp auf der Startbahn kurz und die Hütte instand hielten. Letzte Woche hatten wir mit ihnen

zusammen und Freunden aus Kaduna ein Abschiedsfest mit allem drum und dran hier draußen auf dem Flugfeld veranstaltet. Das Feuer auf ihrem Dorfplatz beleuchtet ein paar darum herum sitzende Gestalten. Ich juchze noch einmal hinunter, doch es kommt nicht viel dabei heraus, mein Hals ist total ausgetrocknet.

Ich kurve ein zur letzten Landung, der Wind hat sich vollkommen gelegt, der Windsack, nur schemenhaft in der Dunkelheit weit vorn zu sehen, hängt schlaff herunter. Um nicht zu hoch anzuschweben, schalte ich den Motor aus, nach ein paar Nachzündungen kommt der Propeller zum Stillstand, Ruhe, nur das sanfte Rauschen des Fahrtwindes. Zwei dunkle Schatten stehen rechts und links des Landefeldes: Die Fahrzeuge, die ihre Lichtkegel in der Mitte des Feldes kreuzen. Ich ziehe am Steuerbügel, um schneller an Höhe zu verlieren, schwebe langsam aus und setze hinter den Lichtkegeln in der Mitte des Landefeldes auf.

Joseph ist wie immer da, hilft mir aus dem Gurtzeug und reicht mir eine geöffnete Flasche Bier: Dies, so geht es mir durch den Kopf, diesen Service werde ich wohl am meisten vermissen, jenseits meines geliebten, gefürchteten Afrikas.

Gedanken zurück an Afrika

"Ich komme überhaupt nicht zu meiner Arbeit, schau dir das an, meinen Arbeitsplan von Montag kann ich glatt morgen wieder hernehmen und Dienstag drauf schreiben. Vor lauter Terminen und Telefonieren schafft man nichts. Am besten nehme ich mir ein paar Tage frei und arbeite die unerledigten Sachen auf."

Ich rede mehr zu mir selbst als zu meinem Kollegen, als ich nachmittags um fünf meinen Arbeitsplan durchgehe und feststelle, daß ich noch nicht einmal die Hälfte von dem geschafft habe, was ich mir für heute vorgenommen hatte. Eigentlich wollte ich früher nach Hause, Carmen, meine Frau rief an, ich solle heute nicht zu spät kommen, da sie noch außer Haus sei und ich die Kinder zu Bett bringen solle. Die Kinder sehe ich meistens gerade noch kurz, bevor sie ins Bett müssen. Hausaufgaben vorzeigen, dazu haben sie spät abends keine Lust mehr und mit ihnen herumtoben und spielen? Auch dazu bin ich meistens schon zu müde. Nach dem Abendessen reicht es oft nur noch zum Fernsehen, große Aktivitäten sind nicht mehr angesagt.

Draußen beginnt es bereits dunkel zu werden. Ich schaue aus dem Bürofenster an meinem neuen Arbeitsplatz. Zunächst empfand ich es als Glück, daß mir meine Firma, die mich für vier Jahre nach Afrika schickte, nach meiner Rückkehr in einer Zweigstelle nahe Stuttgart einen

passablen Job angeboten hatte. Die tiefen, grauen Wolken jagen einander, Herbststürme im November. Jetzt beginnt gerade die Trockenzeit in Westafrika, die angenehmste Jahreszeit.

Bald ein Jahr bin ich mit meiner Familie nun schon zurück in Deutschland. Die Arbeit wird nicht schlecht bezahlt, der Job füllt mich voll und ganz aus, darüber kann ich mich nicht beklagen. Dennoch verspüre ich eine Leere in mir, vermisse einiges, weiß selbst nicht genau, was. Beim Blick aus dem Fenster wird es mir deutlich: Am meisten vermisse ich das alles ausfüllende, warme, helle Licht. Es war schon da, wenn wir morgens aufstanden, frühstücken konnten wir bereits in der warmen Morgensonne auf der Terrasse. Nach Feierabend war immer noch genügend Zeit, die Sonne zu genießen. Daß die Sonne zumeist auch ekelhaft heiß war, so daß man sich tagsüber in dunkle, mit lauten Klimageräten gekühlte Räume zurückzog, das war jetzt vergessen, was blieb, war der Eindruck des überall gegenwärtigen Lichts. Egal, zu welcher Jahreszeit, an jedem Werktag hatte man nach der Arbeit noch drei Stunden Zeit, um irgend etwas zu unternehmen. Es gab keinen Tag, den man nicht bewußt wahrnahm. Die Unterschiede von Werktag zu Wochenende spürte man nicht so kraß. In Deutschland stellte sich dieses Gefühl nur in den wenigen Sommermonaten ein, falls es nicht regnete, und selbst die Wochenenden verträdelte man mit Besorgungen, Einkäufen, Arbeiten an Haus und Wohnung, für Familie und Unternehmungen blieben wenig Zeit.

Aber noch etwas vermisse ich, das vielleicht noch wichtiger war als das warme Klima und die Sonne, ich bin mir selbst nicht darüber im klaren, in Gesprächen mit Carmen, den Kindern oder aus Afrika zurückgekehrten Kollegen wird immer wieder deutlich: Das intensive Gefühl zu leben, jemand zu sein, der spürt, daß er existiert, das positive Lebensgefühl der Afrikaner, egal ob Straßenhändler oder Manager, wirkte sich auch auf die Weißen in Nigeria ansteckend aus.

Der ganzen Familie war es leicht gefallen, sich auf dem schwarzen Kontinent einzuleben, nicht eine Minute hatten wir an der Richtigkeit gezweifelt, für diese lange Zeit aus Deutschland fortzugehen. Die Sehnsucht nach dem Zuhause wurde nach einiger Zeit zwar immer wieder groß, umgekehrt freuten wir uns aber nach ein paar Wochen Aufenthalt in Deutschland auf unser "Heim" in Afrika. Vergessen waren die zuweilen auftretenden Unannehmlichkeiten, die Zeiten mit Versorgungsmangel, Ausgangsverbot und sozialen Konflikten zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppen. Zwar hatte es bedrohliche Situationen in Nigeria gegeben, die Angst vor einem Bürgerkrieg hervorbrachten, aber daß man uns Weiße als Geißeln nehmen könne, wie im Irak, hatten wir Europäer in Nigeria nie befürchtet.

Intensiv sind die Erlebnisse mit der Weite des Landes in Erinnerung geblieben, die Ausflüge in klimatisch so verschiedenartige Gebiete, trockene, felsige Halbwüste, bewaldete Bergregionen und feucht-tropische Küstenstreifen. Eingepägt hat sich die Vielzahl der in

Nigeria so unterschiedlich wahrnehmbaren Völker und Stämme, die besonders in den Städten zahlreich und in buntem Gemisch anzutreffen sind.

Was blieb, ist die Erinnerung an eine Lebenseinstellung, die mehr Zeit zu allem ließ, was man unternahm, mehr Raum zum Handeln, mehr Freiheit zum Nichtstun.

Bei dem Gedanken zurück an Afrika wird in mir zuweilen die Sehnsucht wach nach der verlorengegangenen Zeit. Noch nie zuvor hatte ich wie jetzt das Gefühl, der Zeit hinterher zu jagen, ohne Chance, sie je einholen zu können. Hier verhält sich jedermann, als sei er zehn Minuten zu spät zur Welt gekommen, und als müsse er diese zehn Minuten gerade jetzt wieder einholen. Das Leben mit der Uhr war auch nach Feierabend schwer abzulegen. In Nigeria hingegen gab es nichts, was durch Hast und Eile gekennzeichnet war. Selbst die Raserei der Autofahrer in den Städten war, so gesehen, sinnlos, weil sie nicht aus Eile, sondern aus Lust an der Raserei betrieben wurde.

Lag es an der afrikanischen Lebenseinstellung, die ein anderes Tempo gestattete, oder hatten wir eine Reise in eine für Europa längst vergangene Epoche unternommen? War es etwa so, als wenn man aus dem heutigen Industriezeitalter eine Reise ins frühe Mittelalter unternähme und dabei die verlorene Muße wiederfände? Eine Muße, die wir heute gar nicht mehr kennen? Denn selbst der "Feierabend" und die "Freizeit" unterliegen im heutigen Abendland dem Zwang der vorzeigbaren Aktivität, nichts steht mehr in Verruf als Nichtstun, es wird als Gammeln, Faulenzen, Zeit totschiagen eingestuft. Kein Mensch käme in Afrika auf die Idee, einem im Schatten eines Baumes sitzenden Zigarettenverkäufer vorzuwerfen, er schlage die Zeit tot, weil ein paar Schritte weiter ein Kiosk steht, an dem man ebenfalls Zigaretten kaufen kann.

Es war aber nicht nur das unterschiedliche Tempo, das Carmen und mir nach unserer Rückkehr in das moderne Fortschrittsland deutlicher als je zuvor bewußt wurde, etwas machte uns mehr zu schaffen als alles andere. Durch den Wechsel von einem Bundesland in das andere, verlor Carmen ihren Beruf als Lehrerin. Wie oft hatten wir uns über stumpfsinniges, bürokratisches Verhalten afrikanischer Beamter geärgert, letztlich jedoch war immer ein Weg, den alle Beteiligten akzeptieren konnten, gefunden worden. Irgendwo war immer der Mensch hinter dem Bürokratenrock wieder aufgetaucht und konnte je nach Lage der Dinge, durch ein paar freundliche Worte oder mit einem kleinen Geschenk zu unbürokratischer Hilfe bei der Lösung von Problemen bewegt werden.

Und die Kinder? Besonders ihnen war der Abschied von Afrika nicht leicht gefallen, sie hatten vor allem im nigerianischen Steward einen Freund gefunden. Wohl nie werde ich ihren Abschiedsschmerz vergessen, den sie beim Abflug aus Kaduna durch hemmungsloses Schluchzen zum Ausdruck brachten.

Die Tatsache, daß die Kinder allmählich anfangen, sich in Deutschland wieder heimisch zu fühlen, die anfänglichen Schwierigkeiten durch das verschieden gestaltete Schulsystem zu meistern, sich in den wie Lernfabriken empfundenen, riesigen Beton-Schulbauten eingewöhnten, begannen, Freunde zu finden und aufhörten, davon zu reden, daß sie es in Afrika schöner fanden, allein dies bewirkte, daß wir uns eine Schonfrist vor neuerlichem Umzug gaben und weiteren Auslandssehnsüchten folgten.